Dt. L. 183, 9

30.817
9

Ludwig Achim's von Arnim

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Wilhelm Grimm.

Neunter Band.

Grünberg und Leipzig,
bei W. Levysohn.
1841.

Novellen

von

Ludwig Achim von Arnim.

Herausgegeben

von

Wilhelm Grimm.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Dritter Band.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Grünberg und Leipzig,
bei W. Levysohn.
1841.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Seite

Der Pfalzgraf, ein Goldwäscher. . . . . 1 — 134

Die Kirchenordnung. (Erzählung.) . . . . 135 — 238

1. Der verschwundene Pfarrer. 137
2. Die Antrittspredigt. 140
3. Schmaus und Streit. 147
4. Die Lichterscheinung in der Schüssel. 149
5. Hoher Chor und Adelsbrief. 152
6. Der Bergmann. 158
7. Der alte Jakob. 166
8. Der Freudenbrief und Emerenzie. 175
9. Glaubenstrennung und Brudermord. 180
10. Das verschwundene Kind. 189
11. Der Sonntagsmorgen. 194
12. Die Ertrunkene. 208
13. Versöhnung im Schrecken. 211
14. Die Wiedergefundenen. 216
15. Sonntags-Abend. 220
16. Reue. 226
17. Ritterordnung und Kirchenordnung. 231

Raphael und seine Nachbarinnen. (Erzählung.) . . 239 — 325

Briefe an den C. N. 241

1. Zu Raphaels Psyche. 244
2. Zu Raphaels Madonnen. 265
3. Zu Raphaels Verklärung. 289

Der Pfalzgraf.

Ein Goldwäscher.

Zahllose Schaaren neugieriger Sterne durchbrachen die Wolkendecke, welche ihnen das schimmernde Nürnberg lange verschlossen hatte, ja sie vergaßen in ihrer Lust der alten langweiligen Weltordnung und drängten sich zu neuen nie gesehenen Conjuncturen zusammen um alle neuen Scherze dieser 1522sten Fastnacht zu belauern.

„Wunderbar gute Zeichen," rief der Hofbarbier Sebastian, der nach günstigen Heirathsaspecten für seinen Herrn den Pfalzgrafen Friedrich sich fast die Augen ausgesehen hatte. Er hatte alle Sterne in ihrer Verwirrung wohl beachtet und keiner der Sterne hatte den guten Mann auf dem Giebelthürmchen der Herberge seines Pfalzgrafen bemerkt, sonst hätten sie sich vielleicht vor ihm geschämt. „Gute Heirathszeichen," sprach Sebastian, indem er diese unglaubliche Zusammenkunft von Sternen mit astrologischen Zeichen in seine Schreibtafel notirte und fuhr dann mit nachdenklichem Ernste fort: „Es hat wohl keine von den vielen lustigen Volksseelen da unten, deren höchste Sorge bei einer Heirath die Mitgabe ist, auch nur die kleinste Vorstellung, welche Mühe und Noth es einem reichen Fürsten macht, der tausend Betten aufstellt und keinen Heller als Mitgabe verlangt, ehe er

zu einer fürstlichen Ehefrau gelangen kann. Wie manches Eheverlöbniß mag heute da unten geschlossen sein ohne daß sich die Leutchen nur einen Augenblick um die Aspecten der Sterne gekümmert haben, während ich schon vier Stunden auf einer Stelle sitze und harre, ob nicht ein Zeichen die Ankunft des Hubert verkündet, der die Liebesbriefe des Pfalzgrafen schreiben soll und eigentlich schon gestern hätte eintreffen sollen."

Bei diesen Worten wollte er aufstehen und seinen Kürbis holen, den er sich als Maske zur Mummerei ausgehöhlt und mit Augenöffnungen versehen hatte, als er mit Bestimmtheit wahrnahm, wie er an seinem Sitz angefroren sei. So rasch hatte der kalte Nordwind, was die Sonne geschmolzen wieder zusammengefroren, denn über den Pelz des Astronomen hatte, ohne daß er es bemerkt eine zerlöcherte Dachrinne ihr Schmelzwasser ergossen. Doch trug auch dieser Frost wie Sebastian bemerkte, zum Glanze des Festes das Seine bei; denn rings um ihn schimmerten an den aufgesperrten Rachen der Giebelrinnen die langen Bärte der Eiszapfen von den Fackeln der vorüberziehenden Gewerke mit der Farbenpracht des Regenbogens und er grämte sich nicht um die Paar Streifen des Pelzes, die an dem steinernen Sitze, als er sich losgerissen, hängen blieben, insbesondere da er auf neue hochzeitliche Kleider in Folge der günstigen Sterne hoffen durfte.

Er mochte sich kaum eine Viertelstunde in seinem Kürbis unter der Menge herumgetrieben und kaum ein Dutzend Peitschenschläge auf seinem zerrissenen Pelz erhalten haben, als ein Reiter mit weißbefrornem Barte seine Aufmerksamkeit erregte. Dieser Reiter schien nur mit Mühe in den halb erstarrten Fingern die Zügel des Pferdes zu halten und so kam es, daß er unsern Astronomen fast umritt, als sich ihm dieser in den Weg stellte. „Entschuldigt," sagte der Reiter, schlug den Mantel zurück und rieb seine Hände an einander, „der Wind ist heute scharf auf dem flachen Felde, die Hände sind mir erstarrt, davon wißt Ihr nichts in dem Schutze der hohen Häuser von Jubel und Wein erwärmt. Fände ich nur die Herberge des Pfalzgrafen Friedrich, aber die närrischen Masken weisen mich in der fremden Stadt durch alle verkehrte Wege immer wieder zum Narrenhäuschen. Ihr habt einen großen Kopf, gebt mir ordentlichen Bescheid." — „Hubert, Hubert," rief Sebastian, „das ist Deine gerechte Strafe, weil Du einen Tag zu spät gekommen bist, aber dennoch vergebe ich Dir von Herzen, weil Du nicht ausgeblieben bist, Du bist dem Herrn gar nothwendig, er will durchaus heirathen und kann keinen Brief zu Stande bringen in fremder Zunge. Du wunderst Dich, daß ich Dich kenne, aber eigentlich kenne ich Dich nicht, es ist mir nur lieb daß Du da bist, wir werden uns schon näher kennen lernen,

ich sehe es an Deinem Barte, daß Du meiner bedarfst. Dort seht das hell erleuchtete Thor, da wohnt unser Herr, hört Ihr die Gewerke bringen ihm ein Lebehoch, weil er den alten Streit mit Nürnberg gütlich geschlichtet und gegen ein mäßiges Geld die Städte Lauffen, Altdorf und Heersberg abgetreten hat. Für solch einen Frieden können sie schon ein wenig Lebehoch schreien und dem Fuchssteiner einen guten Fuchspelz schenken, denn der Kanzler hat Alles so gekartet, wie es in den Sternen nicht geschrieben stand, ja wenn ich ihn nur einmal unter das Messer bekäme." — Der Reiter lächelte über die Beredsamkeit des Kürbisses und fragte: „Entweder seid Ihr der Scharfrichter oder der Bartputzer des Pfalzgrafen und Ihr ärgert Euch über den warmen neuen Pelz des Fuchssteiners, weil Eurer zerrissen ist, Ihr möchtet Eure Blöße mit seiner Schande gern zudecken, aber Eure Geschwätzigkeit würde doch nicht entdecken, was seine Klugheit verbirgt, denn der Mann geht in allen seinen Gedanken auf's Große." — „Besonders beim Vorlegen der Speisen," antwortete Sebastian und wendete sich fort nun sie das erleuchtete Thor der pfalzgräflichen Herberge erreicht hatten.

Hubert fand hier einen andern Empfang, als er sich nach den Briefen erwarten konnte und nach den Worten Sebastian's. Niemand gab auf ihn Achtung, niemand nahm ihm sein Pferd ab, er mußte es

selbst in den Stall bringen. Statt in eine Schreibstube gesperrt zu werden, um die verlangten Liebesbriefe zu schreiben, wurde er von einem lustigen Mädchen mit einem Tannenkranze beschenkt und zu dem tanzenden Kreise eingeführt. Der unbekannte Tanz machte ihn schwindlich, aber die schweren Reisestiefeln gaben ihm Haltung, er hatte noch eben Zeit seinen Dank zu sagen, als er auf eine Bank neben dem großen flammenden Küchenheerde hintaumelte und heimlich nach seiner Lütticher Art diese deutschen Tänze für höllische Hexensprünge erklärte. Während er so innerlich der deutschen Frauen in Bösem gedachte reichte ihm eine stattliche stolze Köchin, welche sein Bedürfniß nach der Reise besser einsehen mochte, eine Schaale kräftiger Brühsuppe, und einen Becher mit starkem Weine brachte ihm Sebastian aus der Kellerei hergetragen. „Dank, tausend Dank,“ antwortete Hubert diesem Lebensgruße, „Ihr seid der gute Freund, der mir begegnete, ich kenne Euch an Eurem zerissenen Hintertheile, aber wie soll ich diese schöne stattliche Köchin, mit goldenen Ketten angethan nennen, die mich so wohl versorgt.“ — „Ich heiße Sebastian,“ antwortete der Schenke, „Ihr werdet in Heidelberg gehört haben von mir, des Pfalzgrafen Astrolog und Hofbarbierer, es wird mir niemand etwas Böses nachgesagt haben, obgleich mir die Leute auch nicht dankbar sind für das viele Gute, was ich ihnen thue, denn

ich belobe mich selbst und das können sie nicht leiden. Diese Frau ist Eurem Lüttich näher geboren als diesem Nürnberg, sie heißt Frau von Therabis und begleitet seit einiger Zeit unsern Herrn, um seine Heirathsnoth zu endigen." — „Und kocht für ihn, diese Frau aus einem der ersten niederländischen Häuser, eine geborne Glajon?" sagte Hubert verwundert. — „Nein Hubert," fuhr Jener fort, „das ist ein Fastnachtscherz. Jene schöne Frauen der ersten Nürnberger Patrizier kamen heute als Köchinnen verkleidet, um zu kosten, wie in unsrer Pfälzerküche gekocht werde, da verlangte der Pfalzgraf, sie sollten ihm auch eine Probe der Nürnberger Kochkunst ablegen, zugleich ließ er sich und dem Kanzler Fuchssteiner Küchenschürzen vorlegen. So begann nun unter den hohen Herrschaften ein Gekoche, ein Sieden und Braten, daß ich vor Angst zur Sternwarte hinaufstieg. Sie haben zu einem Abendessen mehr köstliche Gewürze und Weine verschwendet, als sonst in vierzehn Tagen gebraucht werden, ich fürchte, daß es am Ende niemand wird essen können. Habt Ihr denn nicht den Pfalzgrafen erkannt, in der weißen Parchentjacke, an seinen breiten Schultern, an seinem gelbkrausen Haar, an seinem rothen freudigen Gesicht, und den Kanzler in seinen Hemdsärmeln, mit der Kochmütze, an seinem steifen ritterlichen Gesicht." — „Mein Gott," rief Hubert, „da habe ich schon zu lange gesäumt mich ihnen

vorzustellen, ihnen die mitgebrachten Schriften aus Heidelberg vorzulegen, stellet mich ihnen gefälligst sogleich vor." — „Eßt Eure Suppe aus, trinkt Euren Wein," sprach Sebastian leise, „heute sind wir nicht im Stande uns mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben, ich glaube der Herr gäbe alle Heirathsgedanken dafür auf, wenn ihm sein Auflauf gelingen und nicht zusammenfallen wollte." — „Ich bin fertig mit meinem Magen," antwortete Hubert, „und habe keine Ruhe bis ich meine Aufträge ausgerichtet habe."

Mit diesen Worten nahte er sich dem Pfalzgrafen, überreichte seine Papiere und nannte seinen Namen. „Gut, gut," rief der Pfalzgraf, „meine Hände sind voll Butter und Kohlenstaub, gebt's dem Kanzler, wir sprechen morgen über die Angelegenheit, laßt es Euch unterdessen wohl sein mit uns." — Der Kanzler aber rief: „Gnädigster Herr, die Butter ist heiß und ich muß den Spritzkuchen hineindrücken, ich habe keinen Augenblick Zeit, Frau von Therabis wird Alles in Empfang nehmen und den Hubert von der Lage der Sachen unterrichten, es scheint mir ohnehin daß sie das Kochen weniger als das Essen liebt, und außer den Fischen in der Wasserbrühe nichts zu kochen versteht." — Frau von Therabis entgegnete, daß sie froh sei von dem Höllenfeuer loszukommen das der Kanzler aus Liebhaberei an Teufeleien anschüre, sie wolle einen Eid ablegen, wenn der geistliche Herr

ihnen nicht beigestanden, es wäre ihnen nichts gelungen. Die Nürnbergerinnen rührten unterdessen Eier in einer Reibschaale dreißigtausendmal in einer Richtung, der geistliche Herr betete eine gewisse Zahl Vaterunser um weiche Eier richtig abzusieden, das war ein eifriges Küchenwesen, so daß niemand Frau von Therabis vermißte die mit Hubert an der einen Hand, in der andern eine große Kanne mit Malvasier, zur zierlichen Hauskapelle schritt die an der andern Seite des Flures, von ewiger Lampe matt erhellt, sie in den reich geschnitzten wohlgepolsterten Stühlen aufnahm.

„Hier stärkt Euch, mein guter Hubert, an diesem Malvasier und haltet Eure Ohren wach bei einer Erzählung, die ich nicht ohne Reue über die Unbesonnenheiten leichtsinniger Hofjugend Euch vortragen kann. Da ich aber Euer treues, verschwiegenes und theilnehmendes Herz durch die Schwester Eurer Frau kennen lernte, die mir lange schon als Kammerfrau dient, so überwindet die Begierde, meinem Freunde dem Pfalzgrafen zu vergüten, was Eifersucht in früheren Jahren ihm zerstörte. Aber zuerst sagt mir wie habt Ihr Eure Frau verlassen?“ So fragte Frau von Therabis und Hubert antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ich verließ sie unter tausend Thränen als Wöchnerin, nur die Taufe unsres neugebornen Töchterleins, das die Namen Anna Camilla erhalten, konnte meinen Diensteifer um einen Tag verzögern. Wäre

die alte schwache Großmutter nicht, ich weiß niemand der ihr jetzt in ihrer Schwäche beistehen sollte, da ich ihr nur wenig Geld zurücklassen konnte um die Reisekosten hieher zu bestreiten. Das war ein schwerer Abschied, sie sorgte für mich die gute Frau, und ich wußte zu gut ihre eigne Noth in der ich sie zurückließ, aber der frohe Muth nun durch den Dienst beim Pfalzgrafen aller Sorge enthoben zu sein, stärkte mich beim Abschiede wie auf der beschwerlichen Reise."

„Ihr waret noch nicht an Höfen, mein guter Hubert," antwortete die gnädige Frau, „kennt noch nicht die heimlichen Kümmernisse, den Hunger im goldnen Kleide, doch jetzt wo noch etwas Geld von den Nürnbergern vorhanden, werde ich sorgen, daß Eure Reisekosten Euch so reichlich vergütet werden, daß Eure Frau nicht Noth leiden soll, derentwegen Ihr Vaterland, Freunde und Verwandte aufgegeben habt. Seht das ist viel was Ihr aufgegeben, aber Ihr könnt es doch aufgeben und das vermag ein Fürst nicht mit aller seiner Macht. Das führt uns zur Sache. Ihr wißt gewiß wie freundlich und vertraulich unser Pfalzgraf Friedrich mit Philipp dem Schönen, dem Vater unsres jetzigen Kaisers Karl V., aufgewachsen ist, wie er mit ihm manche lustige Abenteuer in den Niederlanden und auf Reisen bestanden, ja daß beide sowohl durch ähnliche Gemüthsstimmung wie durch körperliche Ähnlichkeit mit einander verbunden schienen.

War der Erzherzog ihm an Klugheit und an Kenntnissen überlegen, so war dagegen der Pfalzgraf durch eine heitere Hingebung und in allen ritterlichen Übungen den Frauen noch mehr empfohlen. Aber der Pfalzgraf sah die schwärmerische Zuneigung seiner Gemahlin, der unglücklichen frühe schon mit liebendem Wahnsinn geplagten Erbin Spaniens, der schönen Johanna zu dem Erzherzoge und sehnte sich nach einem Eheglücke, das den armen Erzherzog öfter zur Verzweiflung und zu allen Ausschweifungen führte, weil er diese Art von Schwärmerei durchaus nicht erwiedern konnte. Meiner Schwester, der Frau von Schiffern und mir, die damals als Philipp die Kastilische Krone aus der Hand seiner Frau annahm, seiner Frau zur Erheiterung nach Spanien als Hoffrauen mitgegeben, war dieser heitere Geselle der Pfalzgraf, gleich unentbehrlich, so bewachten wir einander aus Eifersucht und es entstand zwischen uns nichts anderes, als eine Kette der übermüthigsten Scherze, mit denen wir uns hinter dem Rücken der überstrengen Spanier erlustigten. König Philipp, um sich dem stummen liebevollen Anschauen seiner Johanna zu entziehen drängte sich oft ohne unser Verlangen in diese muthwilligen Spiele, daß wir darüber manchen Vorwurf von ihr auszustehen hatten. So riß auch das Ballspiel mit eigener Leidenschaft und vielen Künsteleien unter uns ein, worin der junge

Pfalzgraf so wie im Werfen von Rohrspießen Alle übertraf. König Philipp wetteiferte mit ihm in Burgos, erhitzte sich zu sehr, trank kaltes Wasser und starb, wie Ihr wißt zum Bedauern von Allen. Johanna schien ruhiger bei seinem Tode, als wir je erwarten konnten, wir hielten in den ersten Tagen die Zeichen ihrer früheren Liebe für Verstellung, denn nie war sie tagelang so heiter an der Seite ihres lebenden Philipp gewesen, wie jetzt an dem Bette des Todten; doch bald erschien uns ihr Wahnsinn mit seiner grauenvollen Tiefe, der sie in seinem Strudel allmählig wie ein verlornes Schiff verschlang. Sie traute ihrer Liebe die übernatürliche Kraft zu den Todten zu erwecken, keinem Anderen gönnte sie diese höhere Einwirkung, seine Liebe sollte ihr danken und so hielt sie mit festem Willen und Befehl jedermann entfernt, der sich dem Todten unter irgend einem Vorwande zu nahen suchte, denn von dem Begräbniß durfte bei ihrer Hoffnung gar nicht die Rede sein. Eine Wahnsinnige, die herrscht, ist ein furchtbares und bemitleidenswerthes Wesen. Wer mag die Verantwortung übernehmen ihr Gewalt anzuthun, insbesondre wenn durch dies Dunkel geistiger Kräfte die meteorischen Flammenzüge höherer Einsicht zu leuchten scheinen. Die Spanier duldeten mit der ihnen eigenen Heftigkeit und Verstocktheit. Uns Niederländerinnen, die das Rührende dieses Wahnsinns bald vergessen, erschienen diese schwarzen Menschen wie

Leichenbitter, die aus dem Text gekommen weil die Leiche erklärt, sie wolle sich nicht begraben lassen und die nun in Verlegenheit zur Kindtaufe bitten, denn jeder Ausruf empfahl die Kinder der Johanna dem Himmel, wenn sie sich nicht wieder vermählte, da der alte Großvater Ferdinand, wie von alten Katern und von alten Göttern erzählt wird, sie zu fressen trachte, um Nachkommen seiner jetzigen jungen Gemahlin auf den Thron zu bringen.

Als wir diese Leute mit ihrem Ave Jesus! und ihren Seufzern während eines Tages angehört hatten, blieb uns am Abend eine Art krampfhafter Ungeduld, eine Lustigkeit, in der wir mit unsern zusammengewickelten Trauerschleiern Ball spielten und mit den Kammermädchen, die sämmtlich lustige Flamländerinnen waren, den Dritten abschlugen. „Dachte ich doch der gute Philipp gehe dort auf der Straße," rief ein Mädchen. Meine Schwester blickte hin und sagte: „Hast Recht, der Gram und die schlechte Küche im Wirthshause, vielleicht auch Geldmangel haben den Pfalzgrafen Friedrich dem verstorbenen Herrn ähnlicher gemacht. Mir kommt ein Gedanke, geh Mädchen, führ ihn durch die Seitentreppe zu uns, aber vorsichtig, ich will ihm und uns, diesem Lande, den königlichen Kindern und dieser guten Königin helfen."

Wir waren nicht wenig erstaunt, aber sie hatte

viel Ansehen bei uns, sie ließ sich nicht ausfragen, doch ward ihr Wille erfüllt.

Als der Pfalzgraf eintrat nahm die Schwester eine rührende Stimme an, erzählte die Einbildung der Johanna, die Noth des Landes und zum Schlusse brachte sie vor, der König habe in seinen letzten Stunden ihr vertraut, er hoffe, der Pfalzgraf werde seine Wittwe heirathen, ihren Thron mit seiner Tapferkeit gegen den alten Rattenfänger, König Ferdinand, vertheidigen. Nun müßt Ihr wissen, mein guter Hubert, der Pfalzgraf war von je bei uns durch die Leichtigkeit bekannt, mit der er sich Alles einreden ließ, was seinen Wünschen schmeichelte, alle Wahrsagerinnen wurden an ihn gehetzt, er schwelgte während er keinen Real in der Tasche hatte, in verheißenen Schätzen, besonders aber kannten wir seine Sehnsucht durch eine hohe Erbtochter in die Zahl der Herrscher zu treten, wozu er damals bei der Jugend seines älteren Bruders nur wenig Hoffnung hegte, die ihm vielleicht auch jetzt, wo Jener kinderlos, nicht so bald erfüllt wird. Das trat noch zu seiner Liebe, die heimlich ihn schon lange an Johanna fesselte, obgleich diese manches Jahr früher als er geboren war, um seine Besonnenheit völlig zu vernichten, um ihn dem Willen meiner Schwester ganz hinzugeben. Seine Seligkeit füllte den Mund mit Dank, er war bereit, was auch von ihm gefordert werde.

„Der Leichnam Philipp's," sagte sie, „soll heute der Königin nach dem Willen der Granden, wenn sie schläft, entzogen werden. Das wird vollbracht, Ihr Pfalzgraf zieht ähnliche Kleider an und legt Euch in den Sarg. Die Königin wird nach ihrer Gewohnheit Eure Wiederbelebung am Morgen erwarten, und Ihr lebt. Hält sie Euch im Wahne für den König, was schadet Euch das? Erzürnt sie sich, so werdet Ihr leicht Verzeihung erhalten durch Eure Aufopferung sowohl bei ihr wie bei den Spaniern, deren Angst Ihr endet, daß dieser schöne Pallast zum Leichenhause werden möchte; dankt sie Euch den Trug, nun so seid glücklich und dankbar gegen Eure Freunde, die Euch den Streich eingegeben."

„An Kleidern fehlt es mir nicht," fuhr der Pfalzgraf fort, der an die Ausführung schon dachte ohne nur die Bedenklichkeiten zu fassen, „ich ließ mir einen Wams von demselben Sammet machen, worin der König ruht, ich dachte mir damit mehr Ansehen zu schaffen unter diesen Spaniern, die nichts als ihr ärmlich Hungerland kennen, auch gleichen Schnitt wählte ich, der Wams sitzt mir sehr gut." Meine Schwester klopfte vergnügt in die Hände trieb ihn fort und bestellte einen niederländischen Edelknaben, daß er auf den Pfalzgrafen, wenn es dunkel, warten und ihn einlassen sollte. So schied der Pfalzgraf und nun hüllte sich die Schwester wieder in einen langen Trauerschleier,

wik-

wickelte zerriebenen scharfen Meerrettig in ihr Tuch, so daß ihre Augen bei der Annäherung sogleich übergingen. So trat sie weinend in den Kreis der berathschlagenden spanischen Granden und ich mit langsamen Schritten ihr nach als Ehrenwache. Sie richtete ihre Worte an den berühmten Don Manuel, der Philipp auf dem Throne erhalten hatte, warf ihm Schwäche und Nachlässigkeit vor, daß er noch länger das wahnsinnige Bewahren des Leichnams dulde, da die Königin immer tiefer auf diesem Wege in dem Irrgarten der Gedanken verstrickt endlich ganz unfähig werde, sich dem Willen ihres Vaters zu widersetzen. Sie rieth heute Abend, wenn Johanna in Schlaf versinke die Leiche geschickt durch eine Seitenthür fortbringen zu lassen, sie wolle dem ersten Zorne der Königin muthig die Stirne bieten, sie wolle diesen Entschluß ganz über sich nehmen und rechne auf die Großmuth der Granden, wenn die Ungnade der Königin sie ohne Geschenk entlassen sollte. Don Manuel ergriff den Gedanken, hoffte die Rettung der Königin und daß er künftig in ihrem Namen regieren werde, so versprach er gern, was ihm nichts kostete, ein heimgefallenes Lehen in den Niederlanden dem Herrn von Schiffern.

Was nun beschlossen, wurde am Abend glücklich ausgeführt, meine Schwester kannte den festen Schlaf der Königin nach langem Wachen und Beten. Die

Königliche Leiche wurde der Trauernden unbemerkt aus dem Sarge, woran ihr Kopf ruhte geraubt und vorläufig in die Hauptkirche getragen, wo ein bleierner Sarg sie jedem Auge verschloß, während der Pfalzgraf auf wohlriechenden neuen Kissen, die noch vom Empfange der Königin in den Niederlanden durch die zarten Hände weißgekleideter Mädchen übergeben, in den Vorrathskammern glücklicherer Zeiten sich vorgefunden hatten, seine Stelle im Sarge neben der Königin eingenommen hatte, eben so sicher und zutraulich, daß ihm Alles gelinge, wie wir ängstlich und herzklopfend durch das Schlüsselloch hinblickten, ob wir dem ersten Zorne der Königin durch schleunige Flucht entgehen müßten. Doch muß ich gestehen, daß meine Schwester sich in besserer Fassung befand, als ich selbst, indem sie mir immer wiederholte: „Es geht uns nicht an's Leben, denn Jedermann kennt sie als närrisch, wir streiten ihr ab, was sie gesehen, die Spanier geben uns Recht und schicken uns im schlimmsten Fall heimlich fort. Was wollen wir Besseres, ich sehe meinen Mann wieder, Du siehst Deinen Bräutigam.“ Auch hatte der Anblick für mich etwas Ergreifendes; der blühende Pfalzgraf lag da im Sarge und die bleiche Johanna mit ihren langen schwarzen Augenwimpern und Augenbraunen wie mit sichtbaren Zeichen geheimer Schrift dem Tode geweiht ruhte neben dem Sarge wie Schlaf und Tod die in unrechte

Bettstellen gelegt worden. Unter solchen Betrachtungen erwachte Johanna wieder, betete und rief: „Heut wird er erstehen!“ Dann erhob sie sich nicht ohne Mühe, ergriff die Hand des Pfalzgrafen, der ohne Verlegenheit sich aufrichtete um ihrem Willen zu begegnen. Jetzt bebten wir beide vor der Entwickelung, die wir herbeigeführt hatten, wir hörten schon ihr Aufschreien, wir dachten an unsere Flucht. Aber nichts geschah von dem Allen, sondern mit hohem Anstande, doch mit geschlossenen Augen half sie dem Pfalzgrafen den schwarzen Prunksarg zu verlassen und führte ihn nach dem Saale, wo ihr Thron stand. Wir wagten nicht zu folgen, aber nach einer halben Stunde als wir auf unsre Zimmer zurückgekehrt waren suchte uns der Pfalzgraf ganz verstört auf. Er berichtete mit Lachen, daß er von der närrischen Frau vollständig genarrt worden sei. Sie habe ihn zum Throne hingeführt, als ob er da künftig seinen Sitz aufschlagen solle, habe ihm aber da befohlen seinen Sessel zwei Stufen tiefer unter ihren Sitz zu stellen. Dann habe sie sich über ihn gebeugt, indem sie den Thronsessel ihm oben so nahe wie möglich gerückt habe, habe ihre Hände segnend auf ihn gelegt, ihn ihren lieben Enkel genannt, für den sie noch einmal aufleben, den sie ganz beglücken werde. Dann habe sie den Schrank hinter der Decke des Thronhimmels aufgeschlossen, eine Krone herausgenommen und auf

seine Stirne gesetzt, sie dann aber mit einem Seufzer wieder abgenommen und wieder verschlossen, wobei sie gesagt: „Sie paßt nicht, der Kopf ist zu dick.“ Nach diesen Worten habe sie ihm durch einen raschen Fußtritt den Sessel umgeworfen, daß er sich nur mit Mühe erhalten, ohne mitzufallen, und ihn durch einen Wink entlassen.

Meiner Schwester war der dicke Kopf des Pfalzgrafen höchst lächerlich, sie behauptete, daß sie erst jetzt bemerke, wie dick der Kopf sei und daß er unter der Krone wie ein Kürbis sich ausgedehnt habe. Sie rieth übrigens dem Pfalzgrafen, die nächsten Tage zu erwarten. Diese entschieden Alles. Die Königin war durchaus zu keinem Regierungsgeschäft zu bewegen, eben so wenig wie ihren Namen zu unterzeichnen, den Pfalzgrafen nannte sie immerfort ihren Enkel, sie befahl ihm ihre Enkelin glücklich zu machen, auch beschenkte sie ihn reichlich, was sie eine Wegesteuer nannte, denn er sei bestimmt, wie ein Postgaul viele Meilen Weges zu machen. Uns rieth sie mit in das Kloster zu ziehen, wo ihr Mann begraben worden. Aber wir fanden keine Freude an dem guten Rathe, sondern zogen mit dem Pfalzgrafen heim unter tausend Entbehrungen, denn fast so neu in der Welt ist dieses Spanien wie jene neue Welt, die mit seiner Befreiung von den Mauren von seinen rüstigen Abenteurern erobert ist. Mögen diese Spanier von den

Mauren gelernt haben, es gehört doch nicht zu ihnen und sie nicht zu uns, der Himmel bewahre mich, daß ich nie dahin zurückkehren muß und bewahre die übrige Welt vor der Herrschaft dieser ritterlich ausstaffirten Barbaren. Aus dieser Beschaffenheit der Nation, aus der lächerlichen Bösartigkeit des alten Ferdinand mögt Ihr es erklären, daß nur der von Johanna dem todten Philipp nachgeborne Sohn Ferdinand dort in Spanien geblieben, daß der weise Maximilian seinen Enkel Karl und dessen vier Schwestern Eleonore, Elisabeth, Maria und Catharina in den Niederlanden unter verständigen, heitern, geselligen edlen Geschlechtern hat auferziehen lassen, meine Schwester und ich haben diesen lieblichen Abbildern der Johanna alle die Heiterkeit, Geselligkeit, die höhere Galanterie gegen Männer frühzeitig einzupflanzen gesucht, die der armen Mutter fehlte, nie hat es eine Erziehung gegeben, bei der die Hofmeisterinnen so wie wir ihr Leben nutzten und sonnten, um die Kinder zu erziehen, denn unaufhörlich lauteten die Briefe des Kaisers: „Mögen die Mädchen leichtsinnig werden, nur nicht wahnsinnig, kein größeres Unglück für ein herrschendes Haus, wenn diese böse Angewohnheit des Geistes sich vererbt, mögen sie sich an der Lust des Lebens erfreuen, besser als daß sie dem Leben absterben, das von ihnen seine fröhliche Fortdauer in Kindern und Kindeskindern erwartet."

Wir folgten dem Rathe und beschieden aus alter Anhänglichkeit den Pfalzgrafen nach den Niederlanden, der auch gern alle seine ernsten Geschäfte aufgab, um wie er schrieb, von seiner Liebe zu Johanna schwatzen zu können.

Nun kam er freilich in ganz anderem Aufzuge zu uns, als wir ihn früher gesehen hatten. Das Kindische seines Wesens hatte sich hinter dem Ritterlichen versteckt, er schien noch gewachsen, ein schöner Bart schmückte sein frisches Gesicht und schöne Kleider erhöhten die geschickte Bewegung seiner Glieder, dabei war er zuversichtlich in seinen Behauptungen, auch schien sein Verstand in der Unterhaltung größer, weil er zu schweigen gelernt hatte, wo er nichts wußte. Sein Gefolge bestand zwar nicht aus hohen Personen, aber doch aus sehr angesehenen und beliebten, deren ihn noch jetzt viele begleiten, nämlich aus den besten Köchen und Köchinnen, die er hatte auffinden können. Da stolzirte neben einem Pariser Koche, der immer mit dem Degen an der Seite seine Feuerlichkeiten besorgte, eine bairische Dampfnudelköchin, deren Magen durch ein Herzschild befestigt war, von silbernen Ketten getragen, während eine schwäbische Köchin, mit langen Doppelzöpfen, zur Bereitung der Suppe nach der alten Methode der Hohenstaufen sich anstrengte, und eine gewaltige Frau mit dicken Röcken, aus den Hansestädten, Seefische und Flußfische, Rinderbraten nied-

lich, reinlich, schmackhaft durchfeuerte. Mit einem Worte, es war in der Küche eine Wirthschaft, wie hier im Hause und nur in der andern Umgebung genügte es dem Pfalzgrafen gleich andern Herren vom Adel zu leben, weil sein Geld durchaus nicht weiter zu reichen vermochte, und der leere hungernde Prunk unsrer niederländischen Prinzen und Grafen mit einer Schaar armer Edelleute und zerlumpter Edelknaben seinem Frohgefühle nicht behagte. Seine Küchenschaar hatte er nun als Liebhaber der Tafelmusik ganz eigen dazu abgerichtet, daß sich dieselbe gegen das Ende der Tafel zu allerlei lustigen Trinkliedern in Begleitung zweier Waldhörner, welche die Hanseatin und die bairische Dampfnudelköchin harmonisch dazu bliesen versammelten, allesammt in Maurischer Tracht, wie wir dieselbe in Spanien gesehen hatten. Er selbst ergriff dann am Schlusse eine Geige, sein Kapellmeister, der Mundschenk eine andre und Beide spielten etwas sehr Künstliches in der Art herunter, daß der Mundschenk immer einfiel, wo die Finger des Pfalzgrafen, von so manchem Turnierkampf gehärtet und gehämmert, nicht recht fortkonnten, auch war die Hanseatin auf dem großen Basse, der französische Koch auf der Flöte, die schwäbische Köchin auf dem Spinet wohlgeübt, so daß seine gute Küche und seine schöne Musik ihn bald zum Abgott vieler trefflicher Männer machte, während der alte Herr von Landschaden, der ihm vom Vater

als Hofmeister mitgegeben mit dem Kopfe schüttelte über die vielen Ausgaben und in der Ecke sein Räuschchen verschlief."

„Aber um Gotteswillen," unterbrach hier Hubert die schöne Erzählerin, „was für ein Unglück muß da im Hause geschehen sein." — „Erschrecken Sie nicht," antwortete Frau von Therabis ruhig, „daran müssen Sie sich gewöhnen, dieser gewaltsame Gesang, bei welchem die Hunde heulen und die Katzen vom Dache fallen, erschallt täglich bei den Mahlzeiten, leider heute fast zur Ungebühr, weil so viele fremde ungeübte Stimmen der Nürnbergerinnen dabei einstimmen müssen, denn wer mit ißt muß auch mit singen und es giebt Lieder mit Rundgeschrei, bei welchen die Lichter erlöschen, so wie hier von der Dröhnung die ewige Lampe mit erhöhtem Lichte brennt, während die Ratten umher den Anfang ihrer Fastnacht in einem Reihentanze feiern. Solche Musikliebhaber gab es nun genug in Brüssel, aber auch Gegner fehlten nicht, die da schworen, sie hörten lieber dem Gehämmer eines Kesselflickers oder dem Gelärme einer Mühle zu, als dieser hochgerühmten Musik, die immer zwischen Grobheit und Feinheit wie ein ungeschickter Hofmann herumtaumele. Ein Herr von Munkenfall behauptete sogar, diese Kunst nähme den Menschen das Herz und dieses fange einem bei den Geigenstrichen des Pfalzgrafen dermaßen an zu zittern, daß spasmodische

Läufe darin umher zu rumoren schienen und alles was der Mensch vorher in Frieden reichlich genossen sich gleichsam in Streit zu trennen drohe, wenn diese schauerliche Tafelmusik sich erhebe. Nein,“ unterbrach sich die gnädige Frau, „heute wird es zu toll, was hat er heut vor; nun fällt mir's ein! Die Nürnberger decken heut sein Bild auf, von Vischer gegossen, wie er dort am Gänsemarkt an einem Morgen als Gänsehändler verkleidet, zwei Gänse, unter jedem Arm eine zum Verkauf brachte, um mit den Bauerweibern in allerlei Zank zu gerathen. Da haben sie ihn nun zum Andenken auf den Brunnen als Gänsemann gestellt. Freilich eine mäßige Ehre, aber doch wird sie heut mit einem lustigen Spiel von Hans Sachsen gefeiert, worin der Gänsemann alle Untugenden der hiesigen Frauen als Tugenden seiner Gänse rühmt, deren jede ihren Preis erhöht, daß endlich kein Mensch sie bezahlen kann. Doch nun der Lärmen nachläßt, wieder zurück zu unsern Musikfeinden, unter denen der Herr von Munkenfall die Rolle eines besondern Musikverehrers übernahm und die Musikfreunde zu einem Concerte einlud, in welchem dreißig Holländerinnen das einzige ihnen nationale musikalische Instrument, den Rumpeltopf spielten, ein Geheul und Gesumme, daß die Fliegen im Saale todt niederfielen, als ob die Luft vergiftet wäre. Die Musikfreunde, unter denen der Markgraf Johann von

Brandenburg, die Herren von Fiennis, Monjardin und Correvien, wandten sich an den Erzherzog Karl, den Munkenfall eingeladen hatte, und baten ihn um Erlaubniß die Ehre der Musik mit dem Degen zu verfechten. Dieser aber hatte so viel Klugheit, obgleich ihn damals noch Jedermann für einfältig hielt, den Streit zu einem solennen Turnier zu erheben, auf welchem die Musikfreunde im kühnen Waffenspiele die Ehre ihrer geliebten Tonkunst vertheidigen sollten, wozu er Tag und Waffen bestimmte.

So standen nun beide Schaaren an dem bestimmten Tage gegen einander, um mit einander gerüstet über eine vier Schuh hohe Wand mit schweren doch nicht scharfen Lanzen, vorn mit einer Krone und mit ungeschliffenen Degen zu fechten. Niemand sollte den Stichen und Schlägen weichen, sonst gelte er für überwunden, eben so wenn einer über die Scheidewand springe, auch solle nach oben, nicht nach unten gehauen und gestochen werden. Die älteste Schwester des Erzherzogs, Prinzessin Eleonore sollte den mit Perlen geschmückten Siegerkranz nach Urtheil und Recht eines Kreises der ältesten Ritter austheilen. Das Alles wurde bekannt gemacht vor dem Rennen, aber kaum hörte Pfalzgraf Friedrich ein Wort von Allem, denn seine Augen waren auf Eleonore gerichtet, in der er seine geliebte verehrte unglückliche Königin Johanna verjüngt wiedererblickte. Nur die

schmetternden Trompeten, die zum Kampfe riefen, entrissen ihn dieser seligen Beschauung und das zurückgedrängte Feuer seiner ritterlichen Lust schlug jetzt in Flammen aus Lanze und Schwert empor. Schon dem Anrennen seiner Lanze vermochte keiner der Verächter zu widerstehen, da aber wegen der Scheidewand nicht viel mit der Lanze zu Pferde ausgerichtet werden konnte, so stritten bald Alle zu Fuß mit den Schwertern. Der Pfalzgraf arbeitete als ob er Jerusalem stürmte, die Scheidewand knallte von den Hieben, denen sich die vorsichtigen Gegner entzogen. Bei dieser Gelegenheit hieb er auch dem Herrn von Munkenfall den Ärmel eines neuen rothen Wamses weg. Dieser beklagte sich, das sei gegen Turnierrecht, aber der Pfalzgraf berief sich auf die alten Ritter, ob jener nicht seinen Kopf weggewendet so oft er danach gehauen und bei diesen Worten zog er ihm einen Hieb über den Kopf, daß jenem dunkel vor den Augen ward und daß er sich brummend zurückzog. Der Pfalzgraf wollte ihm nachspringen über die Schranken, aber der Erzherzog hielt ihn zurück, die alten Ritter erklärten ihn als Sieger, die Erzherzogin drückte den Kranz auf sein Haupt, als er bei ihrer Bühne vorbeiging und so erschien er wie ein Gott alter Zeit, während Munkenfall aus seinem geschwollenen Gesichte ganz schief und sauer blickte, als ob er sich an einer Zitrone den Zahn ausgebissen

habe. Jedermann gönnte dem Pfalzgrafen den Sieg, er mußte den Erzherzoginnen sein Musikchor vorführen und die Erzherzogin verlangte Unterricht zu nehmen auf dem Spinet. Die schwäbische Köchin zeigte sich dazu bereit, indem sie ein schönes Lied von einer Königstochter sang, die so schön musiziren konnte, daß alle Zugvögel bei ihr das Fortziehen vergaßen, so daß ihr königlicher Vater Jahr aus Jahr ein Krammetsvögel, wilde Schwäne, Wachteln, Lerchen und Nachtigallen speisen konnte, deren Bereitung sie mit der ihr eigenen Einsicht beschrieb. Die Prinzessin fand diese schwäbische Köchin, Verneli genannt, so artig, daß sie dieselbe sich vom Pfalzgrafen erbat, der sich dieser ihm ergebenen Verbindung am Hofe nicht wenig erfreute und gern die schönen Klöße und Suppen aufgab, mit denen Verneli seinen Tisch sonst besetzt hatte.

Aber noch eine seltsame Verbindung kam mit dem Erzherzoge an diesem Tage zu Stande. Dieser schien damals in einem körperlichen Stillstande gleichsam befangen, sein Wuchs entwickelte sich nicht, seine Haut schien bleich und Herr von Schiffern überließ die Sorge um dergleichen dem Prinzen von Chimai, den der Gesundheitszustand des Erzherzogs bekümmerte. Dieser sah das von Gesundheit und Frohsinn strotzende feurige Antlitz des Pfalzgrafen und konnte sich der Frage nicht erwehren, ob er, der so frisch und blühend

nach so angreifendem Kampfe und Tanze einherschreite und auf Späße sich einrichte, nicht ein Mittel wisse, dem Erzherzoge nur einen kleinen Theil der ungeheuren Eßlust zu übertragen, mit der er eben mehrere hundert Austern und einen Fasanen überwältigt habe. „Abwechselung in der Kost,“ rief der Pfalzgraf, „darin liegt das Geheimniß, der Prinz hat die Art seines Mundkochs nun zum Überdruß erfahren, führt ihn zu Gast in andere Küchen.“ — „Ach,“ rief der Prinz von Chimai, „die hiesigen Großen sind zu karg ihn zum Essen zu bitten, weil sie nach ihrer Ruhmsucht bei so einem Mittagsmahle gleich zum ewigen Gedächtniß der Zeiten tausende von Geldstücken auf unnütze Pracht zu verwenden pflegen.“ — „So erweiset mir die Ehre Eures Besuchs mit dem Erzherzoge,“ rief der Pfalzgraf, „so oft es Euch behagt mit meinem gewöhnlichen Tische zufrieden zu sein, ist es auch schlechter als Ihr zu essen gewohnt seid, so ist es doch anders und mannigfaltig, weil ich die eigenthümlichen Gerichte aller Völkerschaften nach ihrer treuesten Vorschrift durch Eingeborne und gar nichts als diese sehr charakteristischen Gerichte bereiten lasse.“ Der Prinz nahm dies Erbieten an, wenn für den Erzherzog kein besonderer Aufwand gemacht würde und stellte sich mit demselben schon am nächsten Mittage ein. Da hättet Ihr von der Freude des Pfalzgrafen hören sollen, wie er selbst dem Erzherzoge zu Ehren

die Schürze umband und noch ein Gericht bereitete und wie es ihn ermunterte, als der Erzherzog sehr viel zu essen beliebte und für die nächsten Tage wiederzukommen versprach. Da schickte er Reiter aus nach der Pfalz ihm Forellen und Spargel und Würste und Wildpret zu holen. Niemand war so geehrt in Brüssel wie der Pfalzgraf, die Leute behaupteten er werde einst statt des Erzherzogs herrschen und hier lag für ihn eine Gefahr, die sein leichter Sinn nie ahnte, woran seine wachsende Leidenschaft zu Eleonoren ihn zu denken hinderte. Hier, ich gestehe es muß ich mich der Rolle schämen, die mir des Herrn von Schiffern Klugheit aufbürdete, aber mein Mann und ich waren von seiner Gunst bei dem Erzherzoge in Hinsicht unsres Fortkommens abhängig, die Angewohnheit seiner Klugheit blind zu folgen hinderte jede andere Rücksicht.

Der Pfalzgraf warf seit dem Turnier jeden Schein von sich, als ob er wie früher allen schönen Frauen den Hof mache, vielmehr trat er zu allen mit einer Ehrfurcht, die manche verletzte, wovon weder ich noch die Schwester, Frau von Schiffern frei waren. Wir waren mit ihm zu vertraulich gewesen, um nicht durch diese Vernachlässigung gekränkt zu werden, nun ihn Jeder wegen seiner ritterlichen und geselligen Bildung, wegen seiner genauen Verbindung mit den Höchsten und wegen seiner Hoffnungen auf das Höchste

auszeichnete. Hätte er mich zum Vertrauten seiner Leidenschaft gemacht, ich hätte ihn nicht stören können in seiner Liebesgeschichte mit Eleonore, aber verdiente es nicht Strafe, daß er diese lächerliche schwäbische Köchin zur Vertrauten erhob, daß wir sie bald an unsrer Stelle zu sehen fürchten mußten, wir die alten Vertrauten mußten ihn necken und strafen, nun er so über uns hinausgewachsen schien. Diese seine Verneli wußte nämlich die schwache Seite unsrer Hofhaltung, die Sorge für die Bedürfnisse des Magens in sehr listiger Art zu benutzen, um alle Unterbediente sich und dem Pfalzgrafen ergeben zu machen. In ihrem Zimmer aßen sich die hungernden großen Hellebardierer, die beblechten Kammerdiener, die Nähjungfern satt und berichteten zum Dank, was sie gesehen und verschwiegen, was sie von dem Umherschleichen des Pfalzgrafen wußten. So hielt ganz Brüssel die Heirath des Pfalzgrafen mit Eleonoren für unumstößliche Gewißheit, ehe noch davon die Rede gewesen war, blos weil er nach Gefallen zu allen Tageszeiten in das Schloß ging. Seine Leidenschaft kannte keine Grenzen seit ihm Verena berichtet hatte, wie zärtlich die Erzherzogin um ihn besorgt gewesen, wie sie jede seiner Bewegungen beobachtet habe in einem Ringelrennen, das bald darauf gehalten wurde, wie sie halblaut gesagt: „nun nimmt er seine Lanze, nun blickt er her, ich muß wohl ein wenig nicken,

nun schwenkt er die Lanze, wie artig jede Bewegung, gewiß er muß den Ring abstechen."

Vielleicht wäre die Sache noch besser gegangen, aber unser Pfalzgraf wollte aus Entzücken über diese Nachrichten zum Poeten werden und mußte sich zur Durchsicht seiner Verse einen spanischen Poeten annehmen, da dies ganze Haus in Hinsicht der großen spanischen Hoffnungen sich gewöhnlich mit dieser Sprache in Galla-Uniform zu setzen pflegte. Nun meinte freilich der Pfalzgraf, er habe diese Gedichte selbst gemacht, die er der Prinzessin heimlich durch Verneli übergeben ließ, aber Salazar der spanische Gehülfe hielt sie für sein Eigenthum, weil er sie aus der Prosa des feurigsten Liebesunsinns in wässrige Reime umgeschrieben hatte, die einigen Sinn zeigten und konnte es nicht lassen sie Leuten vom Hofe als sein Werk vorzutragen, die leicht aus Umständen die dem Poeten nicht einmal aufgefallen, besonders aus einzelnen bekannten Veranlassungen, ersahen und dem Herrn von Schiffern mittheilten, wer hier eigentlich Erfinder und Empfinder, wer der Schreiber und Schwätzer sei.

Laßt Euch vom Pfalzgrafen das Nähere seiner Liebe berichten, es wird Euch in Verwunderung setzen wie Küche, Musik, Poesie ihm abwechselnd Gelegenheit schaffen mußten seine Eleonore zu sprechen, wenigstens zu sehen, bald trug er ein neues Gericht

un-

unter'm Mantel, bald ein Lied im Munde, bald die Geige um einen neuen Tanz vorzutragen. Der Thürsteher, ein alter Holländer der Piepenbring hieß, konnte besonders der Neugierde auf gute Bissen nicht widerstehen, so wurde ihm der Mund bald mit einem Rebhuhn, bald mit einer Gans, bald mit einem Schinken gestopft, er hatte für Alles darin Raum und so erfuhr der Herr von Schiffern, der die Oberaufsicht führte, gar selten von den Besuchen. Meine Schwester und ich, wir hatten unsre Freude an jeder Veränderung, auch bot die Leichtgläubigkeit des Pfalzgrafen uns reichen Stoff dar, uns herzlich lustig zu machen, theils über ihn, doch öfter mit ihm und durch die reiche Erfindung seiner liebenden Laune. Wohl mag es wahr sein, daß für jedes neue Gericht, wie mir der alte Herr von Landschaden und der Mundschenk Leidenfrost nachher versicherten, der gute Vater des Pfalzgrafen sich und dem Hofe ein Gericht in Heidelberg abzog, um alles Geld dem Sohne zu senden, dessen Heirathshoffnung ihm großes Vergnügen gewährte in seinen alten Tagen und woran er nicht nur aus den Briefen des Pfalzgrafen, sondern aus eigenhändigen Briefchen Eleonorens glauben mußte. Hier seht eine der vielen Heirathsnöthe solcher hohen Herren, die Auslagen besonders bei der Verbindung mit großen Häusern sind sehr drückend und Niemand läßt sich das merken, um nicht gering geachtet zu

werden, ja die ärmeren Häuser suchen in solchen Fällen sich noch vor den Erben großer Königreiche auszuzeichnen, um die künftige Beschränkung den aufmerksamen Augen der Klügler zu entziehen. Eine zweite Qual in solchen Häusern, die gewöhnlich von dem Geiste der Intrigue aufgefaßt, entsteht aus der näheren Würdigung des Einflusses, den die Verbindung zwischen ihnen gewährt, wo dann die Ehre der Häuser, ihr alter Ruhm, ihre Tadelhaftigkeit, Mißheirathen, Verluste und Ansprüche auf so viele kleine und große Wagschalen gelegt wird, daß sich bei üblem Willen zuletzt Alles in einem abgenutzten und beschmutzten Zustande befindet. Soll ich Euch meine Meinung über diesen Gegenstand sagen, so gestehe ich, daß das Haus der Erzherzogin in neuerer Zeit durch glückliche Heirathen das Haus der Pfalzgrafen sehr überwachsen, wogegen die Pfalzgrafen eine frühere Berühmtheit aufzuweisen haben und gleich glänzende Verbindungen. Der Herr von Schiffern aber, als er des Pfalzgrafen Ansehen durch die gute Kost und lustige Gesellschaft bei den Mittagsmahlen desselben gefördert sah, suchte zuerst durch uns Schwestern bei den Erzherzoginnen dem jungen Erzherzoge gleiche Annehmlichkeiten zu bereiten, um ihm dann den Pfalzgrafen allmählig zu verleiden. Er stellte seiner Frau vor, daß er so nahe dem Ziele in Gefahr stehe das Vertrauen des Prinzen zu verlieren, aber das würde

ihn nicht so erschrecken wie die Überzeugung den mächtigen Herrn der Welt in der Gewalt eines leichtsinnigen Freundes zu lassen, der ihn zu allem weichlichen Genusse von der Bahn des Ruhmes ablenken werde. Nie würde er mit diesen Gesinnungen das unruhige Spanien zusammenhalten und bewahren. Kurz, seiner Ansicht nach war unser Interesse mit unsrer Pflicht genau verbunden, wir gelobten ihm treue Dienste zu leisten und verriethen ihm die häufigen Besuche des Pfalzgrafen bei der Erzherzogin, durch die Eßlust des guten Piepenbring vermittelt. Mit vieler Einsicht kam er dem Verbrechen dieses Mannes zuvor, indem er ihm zwei außerordentliche Mahlzeiten verordnete. So kam nun der Pfalzgraf am nächsten Tage vergebens mit seiner Fischpastete angerückt, der Piepenbring sonst nie widerstehen konnte. Diesmal sagte er trocken, er sei satt und es dürfe Niemand eingehen. So schlich er nun vergebens umher und meine Schwester bemühte sich der Erzherzogin etwas Gemeines, das von geringer Abkunft zeuge, aus seiner Zudringlichkeit darzuthun. Sie suchte darzuthun, daß Pfalzgrafen eigentlich nur geringe Diener wären, die sich allmählig erblich gemacht hätten, die Erzherzogin schien diesen Verleumdungen ihr Ohr zu leihen. Aber das listige Kind wandte sich heimlich an Verneli, der wir nicht mißtrauten, diese gab einen guten Rath durch Tauben die abgebrochene Verbindung herzustellen.

Die Tauben der Erzherzogin wurden heimlich dem Pfalzgrafen übergeben, daß er sie mit Briefen, die dringend waren, konnte fliegen lassen, während die Erzherzogin ihre Antworten mit den Bolzen ihrer Armbrust, die sie häufig gegen das verderbliche Gevögel der Spatzen und Krähen übte, in einen Garten schoß, den der Pfalzgraf schon seit längerer Zeit gemiethet hatte, um ungestört nach den Fenstern der Erzherzogin blicken zu können. Weder ich noch die Schwester ahnten etwas von diesen Heimlichkeiten und wenn nicht Salazar seine zierlichen Verse für solche Taubenbotin vorgelesen hätte, die im Fluge durch einen Pfeil der Herrin verwundet wurde, die sie nicht bemerkte, so daß beide Briefe ihr Ziel nicht erreichten, wir hätten bei aller unsrer Erfahrung uns von diesen Kindern anführen lassen. Nun aber ward Verneli als Taubenverwalterin unter dem Vorwande entlassen, die Erzherzogin lerne nichts bei ihr und Verneli kam zurück zum Pfalzgrafen mit einer Schürze voll Lumpen, die sie erhalten, aber ohne Bezahlung. Der Pfalzgraf weinte mit ihr wie ein Kind, denn seine Kasse war eben auch ganz geleert. In seinen Geldangelegenheiten war aber der Pfalzgraf wie in allem was nur ihn selbst anging flüchtig und leichtsinnig wie ein Kind, das an den morgenden Tag nicht denkt, wogegen er voll Einsicht erscheint, so oft er die Geschäfte Anderer besorgt. Da ist er wie verwandelt,

ernst, vorsichtig, selbst mißtrauisch, sicher in der Einwirkung auf Andre, die ihn sogleich wieder täuschen, sobald er einen Vortheil für sich zu erringen sucht. Und woher diese Seltsamkeit, werdet Ihr fragen. Die Antwort scheint mir leicht. Seit früher Jugend lernte er es, besonders an Philipp's Hofe Anderen zu dienen, ja sein treffliches Gemüth sieht in diesem Dienst erst das rechte Leben, während in seinem eigenen Leichtsinn ihn niemand zu belehren, ihn jeder zu benutzen suchte und dieser Leichtsinn ihm stets die erquicklichste Quelle der Heiterkeit neben der Anstrengung für Andre wurde. Von dieser Geschicklichkeit des Pfalzgrafen zum Staatsdienste hatte Herr von Schiffern keine Ahnung, er glaubte ihn doppelt zu vernichten, wenn er ihm die Übernahme der Huldigung in Luxemburg übergäbe, indem er ihn von der Geliebten trennte und indem er ihn unter einen Schwarm gewandter Geschäftsmänner brachte. Der Pfalzgraf übernahm dies Geschäft ohne Zögern, die Hoffnung, er könne dort vielleicht Statthalter werden, wurde von der Schwester ihm eingegeben, aber sie verwirrte ihn nicht. Seine Abnahme der Huldigung war so würdevoll, seine Durchsicht der Verwaltung so genau und scharfsinnig, sein Beifall so allgemein, daß ihm in den Festen die künftige Heirath und die Statthalterschaft der Niederlande zugetrunken wurde. Nie sah ich Herrn von Schiffern so verlegen, denn es handelte

sich hier um nichts weniger, als um die erste Stelle, denn diese Statthalterschaft hätte er ihm wohl noch gegönnt; aber die Persönlichkeit des Pfalzgrafen, seine Heiterkeit gaben ihm ein Übergewicht bei dem Erzherzoge, das Alle verdunkeln mußte, wenn sein Geschäftstalent anerkannt würde. Jetzt dachte er ernstlich daran, ihn zu stürzen wozu er den Stolz des jungen Erzherzogs auf sein Spanien, das er nie gesehen, zu benutzen suchte. Oft hatte der Pfalzgraf seinen Spott gegen Spanien ausgelassen, niemand paßte so wenig dahin wie er. Schiffern gab dies für eine große Unklugheit aus, da Spanien erst gewonnen sein wollte. Als nun der Pfalzgraf von seiner Sendung zurückgekehrt war und der Erzherzog wieder bei ihm tafelte, sprach Schiffern von der vielleicht nahen Reise in Spanien mit ernster Salbung. Der Pfalzgraf erzählte von der Hungerleiderei dort, wie seine Pferde bei der Gerste und er bei der Olla von Kräften gekommen, er beschrieb die Wirthshäuser, wie die Wirthin frage, wenn jemand zu essen begehre, ob er etwas mitgebracht. Dann beschrieb er den Hochmuth der zerlumpten Edlen, die den Rest von den Tellern untern ihrem Mäntelchen fortgetragen. Der Erzherzog wollte sein Spanien vertheidigen und Jener erzählte immer lustiger, wie die Wirthe durch das Schlüsselloch gesehen, ob er nicht platzen werde, wenn er einige mühsam zusammengetriebene Speisen mit Be-

gierde gegessen, wie sie an einem Orte nicht genug Holz gefunden um kochen zu können, am andern kein Brod und wie er einmal gar in Lebensgefahr gerathen, weil der eine Grande bei ihm zu viel gegessen und dessen Frau es für eine Vergiftung gehalten. „Und diese Granden," rief der Pfalzgraf, „nehmen nicht einmal den Hut ab vor Euch gnädigster Herr." — Er hatte nicht bemerkt daß der Erzherzog sich während der Erzählung erzürnt hatte. Dieser stand aber unerwartet von der Tafel auf, verlangte heim zu gehen und kam nicht wieder zur Tafel des Pfalzgrafen.

So waren Beide getrennt, denn der Pfalzgraf war so unschuldig bei der Sache, daß er kaum ahnte, daß er den Erzherzog gekränkt habe. Zur Entschuldigung war kein Grund, so bemächtigte sich seiner allerdings ein unbequemes Gefühl unbestimmter Verhältnisse in der Nähe des jungen Fürsten, der damals noch wenig Geschicklichkeit in der schweren Kunst zeigte die Menschen zu beurtheilen, die ihn umgaben.

Aber Schiffern wollte ihn auch aus dem Sinne Eleonorens, die er dem alten Könige von Portugal bestimmte, entfernen und irrte sich bei aller seiner Klugheit doch wieder in dem Mittel, weil er noch immer nicht den leichtsinnigen Pfalzgrafen vergessen konnte, wie er ihn sich vorstellte. Es war nämlich zu dieser Zeit unser Bruder Glajon nach vielen ritterlichen Kämpfen durch ganz Europa nach Brüssel

zurückgekommen. Statt ihn zu warnen ermunterte ihn Schiffern auch hier die Fahne mit den Farben seiner geliebten Euryanthe, wie er sie nannte, an seinem Hause auszustellen mit dem trotzigen Erbieten gegen Jeden, der sie nicht für die Schönste anerkenne ein Scharfrennen zu halten. Munkenfall machte den Pfalzgrafen aufmerksam auf diese Unterschrift, dieser aber lachte über den Thoren ohne sich darum zu kümmern. Nun brachte Munkenfall in Umlauf, daß der Pfalzgraf wohl geneigt wäre mit stumpfen Waffen zu rennen, vor dem Scharfrennen habe er aber eine große Scheu. Das wurde bei Eleonoren erzählt, diese stritt für seine Ehre. Es bedurfte nur des Gedankens, daß Eleonore sich geehrt fühle, durch seinen Entschluß und keine Macht konnte ihn hemmen, mit Herrn von Glajon sein Glück zu versuchen. Vergebens warnte der Herr von Landschaden als treuer Diener des hohen Hauses, wie er noch nie ein Heil aus solchem Scharfrennen habe hervorgehen sehen, es sei für den Scherz zu viel und koste zu viel an Kleidern für die Beiläufer, die sich beeilten die Fallenden oder Wankenden wieder in den Sattel zu bringen, diese müßten auch lange nachher gespeist werden, wodurch die Speisung in viele Theile gehe und die alten Diener sich verkürzt fänden. — „Steckt alle Tage einen Ochsen an's Spieß," antwortete der Pfalzgraf zornig, „die Viehhändler in der Pfalz kla-

gen ohnehin über Mangel an Absatz und wenn ich das Fräulein von Österreich heirathe kann ich dies bezahlen und mehr, das weiß mein Bruder recht gut und wird gern die Auslage machen. Zum Sparen ist Zeit wenn ich alt werde und jetzt zum Verzehren, weil ich jung bin, das Herz voll Liebe, den Kopf voll Gedanken der Ehre hege, daß ich mich kaum zu lassen weiß." — Statt weiter auf die Warnungen des Alten zu hören ging es in den Stall; vom Stall zu den Waffenschmieden und Harnischern, zu den Gewandhändlern und Tressenmachern. Habt Ihr je ein solches Scharfrennen gesehen Hubert?" — „Nein gnädige Frau." — „So wißt mein lieber Hubert, dazu werden die stärksten Pferde im ganzen Lande auserwählt, auf dieselben legt man hohe und tiefe Sattel, die mit künstlicher Silberarbeit beschlagen sind. Harnisch und Rüstung bis zum Gürtel sind schwer, um den Reiter festzuhalten, wenn die gewaltige dicke Lanzenstange, welche Plansin genannt wird, wie ein niedergesenkter Mastbaum mit scharfer Spitze auf ihn dringt. Der Reiter muß nun trachten seinen Gegner wohl zu treffen und den Zügel nicht zu verlieren, wie wir Frauen beim Stricken zugleich darauf denken, die Stricknadel zu regieren ohne den Faden außer Gewalt zu lassen. Nun war freilich der Pfalzgraf der beste Reiter, aber auch sein Gegner, mein Bruder war wohlgeübt und durch Stärke seines Pferdes überlegen.

Auf der Bühne, wo ich mit der Erzherzogin saß durfte ich mir die Neigung zum Bruder wenig merken lassen, denn Eleonore sah nur den Pfalzgrafen und berichtete leise jede seiner Bewegungen: „Wie artig er grüßt, wie siegreich sein heitrer Blick, wie er so ruhig mit dem Hunde spielt, der sich ihm nachgeschlichen, wie leicht er sein Roß besteigt, während Glajon dreimal ansetzen muß um über den hohen Sattelrand zu kommen, was soll ich dem heiligen Georg geloben, daß ihm der Sieg werde." Verdrießlich sah ich unterdessen den Schwager Schiffern an, dem es auch nicht recht war, daß dieser Kampf vielleicht zur großen Ehre des Pfalzgrafen angeblasen worden, denn der Erzherzog Karl bezeugte eine ungewöhnliche Lust an diesem Schauspiele, dem er zum erstenmal hier beiwohnte, schickte selbst seine Edelknaben in die Bahn um eilig beizuspringen wenn einer der Ritter fallen sollte. Noch seh ich's vor Augen wie die Trompeter endlich losschmetterten, wie die Kämpfer mit ihren Speeren auf einander drangen, wie ich zusammenbebte als sie auf einander trafen, obgleich Glajon sehr geschickt mit seinem Leibe auszuweichen suchte. Aber ihm half's nicht, Roß und Mann stürzten zu Boden und schon rief die Erzherzogin dem Pfalzgrafen Glück zu, als auch das Pferd des Pfalzgrafen auf die Vorderfüße sich senkte und den Reiter gegen den Sattel drückte. Die Erzherzogin

war einer Ohnmacht nahe, aber ihr Bruder sah sie ernst an und sie erkräftigte sich wieder an dem Stolze ihres hohen Geschlechts. Zwar erholte sich der Pfalzgraf und riß sein Pferd empor, erhob die Hand zum Zeichen, daß ihm nichts fehle. Aber beide Ritter mußten nach Hause geleitet und zu Bette gebracht werden. Mein Bruder Glajon krankte seitdem bis zu seinem Tode und wurde auch der Pfalzgraf nach einiger Zeit wieder hergestellt von der Verletzung seines Rückgraths, so leidet er doch noch jetzt zuweilen an den Nachschmerzen und jammert dann um die schönen Tage, die er damals seiner Liebe so erfolgreich hätte machen können, wenn er nicht an sein Bette gebunden gewesen.

So hatte nun Schiffern auf diesem Wege erreicht, wie er es nicht vermuthete, den Pfalzgrafen vom Erzherzoge und der Erzherzogin zu entfernen, und versäumte keinen Augenblick, das Haus des Pfalzgrafen zu verläumden, den Glanz, den Reichthum, die Macht des alten Portugiesenkönigs in's Licht zu stellen und darin unterrichtete er auch seine Partei. Aber er dachte nicht daran, daß die Liebe und die Schönheit von edlen Frauen beschützt werden, auch ohne daß sie ihren Schutz anflehen. So kam's daß sich unter Führung der alten Fürstin von Oranien eine pfalzgräfliche Partei bildete, während der Pfalzgraf nur an seine Salben und Umschläge dachte und mit

seinen zerschellten Gliedern zuweilen vergebens trachtete die Blumen, welche ihm die Erzherzogin heimlich sandte, an sein Herz zu drücken. Die alte Oranien ließ aber gleich Geschichtskenner und Briefmaler aus Heidelberg kommen, welche die Berühmtheit des Pfälzerhauses deutlich auseinandersetzen sollten, wogegen Schiffern heimlich, ohne daß Einer den Ursprung errieth, die bösartigsten Gerüchte von der Abstammung, besonders aber vom gegenwärtigen Zustande des Pfälzerhauses in Umlauf brachte. Waren es auch nur Lügen, so waren sie doch listig, trafen das Ohr des Erzherzogs und steigerten seinen angebornen Hochmuth. Unglücklich die Fürsten, die sich von der Gewohnheit beherrschen lassen immer nur gewisse Leute zu sprechen, bald sind sie von ihnen so sicher umgarnt, daß selbst ihr Eigensinn und Widerspruch ihnen dienen muß. Der herrscht nur, der Alles kennt durch Alle, der immerdar sucht und schaut nach den Zurückgedrängten und Zurückhaltenden, die Andringlinge aber zurückzuweisen versteht, wo sie ihn behindern. Ihr würdet staunen, wie Schiffern damals mit den Seinen den jungen Erzherzog umstellte, nicht blos Gegner, sondern jeden zu entfernen wußte in Güte oder Gewalt, den er nicht kannte oder für den der Erzherzog ein Wohlwollen blicken ließ. Mein guter Hubert, wenn ich jetzt aller der Kunst mich erinnere, die wir anwandten dem guten Pfalzgrafen zu schaden,

der mich nachher mit Wohlthaten überhäufte, blos weil ich damals in seinem ängstlichen Liebestraume an der Seite seiner Eleonore athmete und mit ihrem Bilde verschmolzen war, so schäme ich mich recht des falschen Eifers für mein Haus, das er gewiß mehr gefördert hätte, als der Erzherzog, wenn ihm sein Wunsch sich damals schon erfüllt hätte.

Der alte Schneemann der Landschaden ward selbst von der Leidenschaft des Pfalzgrafen gerührt, der wir spotteten. Er hat es mir selbst noch späterhin vertraut, wie er eines Tages zu dem Pfalzgrafen an's Bette getreten und seine Dienste angetragen, seine Liebe zu fördern, die er so lange bekämpft habe, weil die Gegner derselben auch die Ehre des Pfälzerhauses antasteten. Der Pfalzgraf habe ihn erst nicht verstanden, als er ihm aus seiner Jugend erzählt, wie er einst eine Novize aus festverschlossenem Kloster, schwimmend entführt habe, bis er ihm endlich deutlich gemacht, daß er die Erzherzogin entführen müsse, da sie ihm sonst unwiederbringlich von dem alten knickbeinigen Könige von Portugal entrissen werde. Nun ward der Pfalzgraf ganz Ohr und Seele und der Alte erzählte ihm, daß er durch den Barbier Sebastian die Sterne befragt und den Thürsteher Piepenbring gewonnen habe. Gegen Essen und Trinken, gegen Gold und Edelsteine habe sich der alte Holländer wohl gehalten, aber da hätten die Schiffer

aus der neuen Welt eine Art Kraut gebracht, das in eine Art Röhren gesteckt werde und wovon die Indianer den Rauch mit großer Lust bis zur Betäubung einzögen. Diese Seltenheit habe den alten Mann, als er es einmal versucht, ganz eingenommen und für eine Pfeife voll von diesem seltsamen Kraute, Taback genannt, lasse er Alles mit sich machen und weigere sich nicht den Pfalzgrafen zur Erzherzogin, die Erzherzogin hinauszulassen, wie es ihnen beliebte. „Es muß ein wahres Zaubermittel sein," sagte der Alte, „aber es ist der einzige Weg der uns bleibt, seit Schiffern jeden der Unsern zu entfernen weiß. Ist die Erzherzogin entführt und vermählt," fuhr der Alte fort, „so tritt der Bruder gewiß die Regierung ab, da er ohne Kinder, Maximilian weiß was er dem Pfälzerhause dankt, es vergeht kein Jahr und Ihr werdet zum Statthalter der Niederlande erklärt."

Diese Betrachtungen des alten Herrn wirkten mit Wunderkraft auf den Pfalzgrafen. Hoffnungskräftiges Feuer durchbebte sein abgestorbenes Rückenmark und schmolz die Härte der gequetschten Sehnen. Er versuchte aufzusteigen von seinem Lager und es gelang, er versuchte zu gehen und er hinkte wenigstens bis zum Fenster, wo er die zierlichen Giebelspitzen des Pallastes erblicken konnte, der seine Eleonore umschlossen hielt. Wie begrüßten seine Augen, seine Hände den langentbehrten Anblick, mit Mühe brachte ihn

der Hofmeister auf einem großen Stuhle zur Ruhe. Nun fluchte er dem Scharfrennen, aber was half's. Dann eiferte er, wie viele Zentner Taback er anschaffen wollte, ja er schwor dieses Zauberkraut künftig in seiner Pfalz anzubauen, wenn er mit Eleonoren verbunden wäre. Aber was half auch das, er war noch keinen Schritt näher zu dieser Geliebten und hätte sich vergebens bemüht, wenn sie ihm unter der Bedingung versprochen wäre, sie noch an demselben Tage zur Brüsseler Kirche zu führen, was aber noch viel schlimmer, kein Zentner Taback, nicht einmal ein Pfund war zu kaufen, hätte er seine ganze Pfalz gegeben. Die Schiffer hatten lange nichts aus der neuen Welt von diesem glimmend berauschenden Stoffe gebracht und kaum zwei Pfeifen voll befanden sich noch in dem indianischen seltsamen Beutelchen, das der Hofmeister vorzeigte. „Wir müssen hier theilen," sagte der Hofmeister, „eine Pfeife sei bestimmt um den grimmigen Thorwärter zu zähmen, wenn Euer Gnaden die Flucht verabreden, die zweite wenn Ihr die hochverehrte Braut entführet." Der Pfalzgraf ergriff ungeduldig den Tabacksbeutel, als sei er der Wunderbeutel des Fortunatus, der ihn unendlich reich machen könne. Sebastian wurde gerufen um die Sterne zu beobachten und fast ungnädig entlassen, als er versicherte, daß deren bei Tage nicht zu sehen. Wenigstens ließ sich der Pfalzgraf sein Kopfhaar und seinen Bart von

ihm zierlich stutzen, daß er dadurch nicht aufgehalten würde wenn die rechte Stunde geschlagen.

Aber so vergingen noch Wochen, denn selbst als der Pfalzgraf genesen erfuhr er durch einen Brief der Erzherzogin daß weder mir noch der Schwester zu trauen sei, daß er jede Annäherung meiden müsse, wenn wir in ihrer Nähe wären. Endlich kamen ein Paar gute Tage, wo wir nach Middelburg berufen wurden, die für den Hof zur Einschiffung nach Spanien bestimmten Schiffe nach aller Bequemlichkeit einzurichten. Das erfuhr der alte Hofmeister und gleich wußte auch Sebastian von guten Sternen viel zu schwatzen. Der Pfalzgraf hat mir nachher oft von dem seltsamen Aufzuge erzählt, wie er mit der gestopften Pfeife und einem Kohlenbecken unter dem Arme, in einem fremden groben Mantel, das Gesicht mit einer braunen Maske gedeckt sich dem Pallaste genaht habe. Leise und schnell habe er sich zum Thore geschlichen, die Pfeife angebrannt und dann angeklopft. Weil aber der alte träge Piepenbring sich nicht gleich aus dem Lehnstuhle habe aufraffen können, sei es ihm fast wie einem ungeschickten Geisterbeschwörer ergangen, der ein Stückchen Fuß über seinen Zauberkreis herausgestreckt hatte, das ihm die bösen Geister abhieben, denn mit seltsamen Schwindeln im Kopfe habe sich der Magen bewegt, als ob er eine vom Feuer angezündete Bombe gewesen wäre. Er hätte die Tabackspfeife

aus

aus dem Munde nehmen müssen und doch in der Furcht sie möchte ausgehen, habe er einige gewaltige Luftathmungen hindurchgehen lassen, bis endlich der alte Piepenbring die Thür geöffnet und gerade von der auf diese Weise dicht verbreiteten riechenden Wolkenmasse ergriffen mit weit geöffneten Naselöchern, mit allen von Entzücken zuckenden Gesichtsmuskeln, mit allen ausgespreitzten fassend sich bewegenden Fingern sich ihm bittend genähert habe. Da war der Sieg über die Treue leicht, er sah und roch nur die Tabackspfeife und als er diese ergriffen ließ er den Fremdling, der seine Maske abgenommen und ihm wohl bekannt war, ganz ungehindert gehen, wohin ihn die Laute der Erzherzogin mit Sehnsucht und Bangigkeit berief.

Der Tabacksrauch und der Liebesrausch umhüllten fast seine Sinne als er die Thüre öffnete und zu Eleonorens Füßen niedersank. „Um Gottes Willen Pfalzgraf,“ so rief sie, „Ihr brennt.“ — „Ja ich brenne,“ rief er, „mein Herz vergeht in Glut und die Funken die einst in meiner Asche laufen sollen Euren Namen schreiben.“ — „Nein um Gottes Willen,“ antwortete sie, „scherzt nicht, Euer Gewand ist in Flammen“ und bei diesen Worten ergriff sie ein Becken, welches mit Blumen in Wasser täglich frisch gefüllt wurde und schüttete es über ihn, denn wirklich hatte das Kohlenbecken das Unterfutter seines Mantels

unterwegs entzündet und dieses Glimmen hatte auch seinen Wams ergriffen. Eine so hohe Fürstin ist nicht zur Sprützenmeisterin erzogen, es war also kein Wunder daß dieser heftige Guß nicht gerade die rechte Stelle traf, sondern meist nutzlos an der Seite vorüberrauschte, wie ein Regen der zur Zeit der Dürre in's Meer fällt. Der ganze Vorrath war erschöpft, sie blickte traurig nach einem leeren Wasserglase, während der Pfalzgraf um nicht die Achtung gegen seine Herrin zu verletzen schon die anfangenden Brandschmerzen des Mutius Scävola ohne Klage ertrug. Aber Eleonorens Güte verachtete die kleinen Rücksichten, wo es das Leben des Pfalzgrafen galt, sie riß den Wams mit Hast auf, zog selbst an dem einen Ärmel und nun erst half der Pfalzgraf ihrem Befehle gehorchend, indem er das aufflammende Kleid von sich warf und durch das geöffnete Fenster in den Graben warf. Das Hemde aber, das nahe dem Herzen brannte wurde durch Eleonorens Händedruck, der schnell die Flamme erstickte, wunderbar gerettet, so daß nur eine zierliche runde Zielscheibe des Gottes Cupidinis darin herausgebrannt dem Pfalzgrafen zum Andenken blieb, das er überall in seiner Truhe mit sich führt und mir oftmals in stiller Rührung gezeigt hat, wenn ich ihm von andern Fürstinnen vorschwatzte, die seinem Wunsche sich zu verheirathen mit Vergnügen entgegenkommen würden.

Der Pfalzgraf hatte wohl gehört wie ein Paar Leute auf der Straße von einem feurigen Drachen riefen, der vom Himmel gefallen, als die Fürstin seinen Wams in den Schloßgraben geworfen, aber er fühlte sich zu selig, um irgend einer Furcht Raum zu geben. Eleonore überreichte ihm einen großen schwarzen Regenmantel, in welchem ich oft schon über den Hof gegangen, oder den Pallast verlassen hatte, um meinen Bruder zu besuchen, so konnte er mit Anstand ihr Alles sagen, was sein Herz bei der langen Trennung empfunden hatte. Auch Eleonore war beredt ihm alle Gefahr zu schildern, die ihrer Liebe drohe und wie sich der eigne Bruder bemühe, sie von ihm abzuwenden. Süße Versicherungen folgten. Es ist eine Lüge, daß die Uhren immer einen gleichen Gang beobachten, nein dreifach schneller steigt und fällt das Pendel, drängen die Räder, ziehen die Sterne bei solchen Stunden, ja bei diesem Annähern der Ewigkeit schämt sich die träge Erdenzeit ihrer Schwerfälligkeit. Ach das hab ich nur zu oft erfahren." — „Oft?" fragte Hubert bedenklich. — „Ach warum nicht immer," fuhr die gnädige Frau fort, „warum führt uns die Zeit nicht lieber abwechselnd eben wie das Pendel der Uhr von Höhe zur Tiefe so auch uns von Jugend zum Alter und wieder zur Jugend zurück und wer weiß, vielleicht ist es auch so und nur das schwindende Gedächtniß verhindert, daß wir nicht

die alten Wege wieder erkennen, die wir wandelten, vielleicht sind es immer dieselben Schauspieler auf Erden, die aber immer in neuen Stücken auftreten, immer geübter, liebender, immer geschickter lügend, bis endlich der ganze Schein zur Wahrheit wird. Ja, wo blieb ich doch, bei den unnützen Reden, die der Pfalzgraf mit der Erzherzogin wechselte, ja und wenn Ihr ihn kennt kann es Euch nicht verwundern, daß er den Plan der Entführung und Flucht, den ihm der alte Hofmeister entworfen, vergaß und nur sie und seine Leidenschaft des Beredens werth achtete. Die Tabackspfeife des Pförtners war inzwischen verbrannt, er hielt seinen gewöhnlichen Umgang und sang seinen Spruch, der mir noch jetzt in seiner rauhen Stimme vor den Ohren summt:

Der Wächter spricht
Nun löscht das Licht
Und geht zur Ruh,
Ich schließe zu.
Wer fremd im Haus
Der geh hinaus
Ich bleib die Nacht
Treu auf der Wacht
Und mach die Rund
In jeder Stund.
Wer aus dem Haus
Geh heim vom Schmaus,
Wer fremd im Haus
Der geh hinaus.

Aber die Liebenden achteten nicht des Rufes. End-

lich aber erweckten sie hastige Tritte im Gange vor der Thüre. — „Gott mein Bruder,“ rief Eleonore, „was will er, wir sind verrathen“ und wollte eben den Pfalzgrafen in ein Nebenzimmer führen, als jener schon eintrat. „Denk Dir,“ rief er, „zwei Ritter schwören, daß ein feuriger Drache in den Schloßgraben sich gestürzt habe, das bedeute Tod in unserm Hause, hast Du nichts gesehen, es soll im Graben gezischt haben, als er niedergesunken.“ Eleonore stellte sich nicht erschrocken, sie war es wirklich, nicht durch den Drachen, sondern vor dem Bruder, aber sie faßte sich und sprach zum Pfalzgrafen, der im Regenmantel neben ihr stand: „Gott, welch ein Unglück waltet in dieser Nacht, war es mir doch auch, als ob ich etwas Feuriges am Himmel gesehen, geh Marie frage die Leute im Hause, ob sie das Unglückszeichen gesehen und weiß Keiner davon, so lege Dich schlafen.“ — Der Pfalzgraf verstand den Wink, verließ schweigend das dunkle Zimmer, während der Erzherzog ältere Geschichten von solchen himmlischen Feuerzeichen vortrug. Er eilte zur Thüre mehr besorgter für die Ehre seiner Herrin, als für sein Leben. Der alte Thürsteher ließ ihn brummend vorüber, indem er ihm zuschwor, es dürfe nicht wieder geschehen und wenn er ihm einen Zentner Taback schenken wollte.

Neugierig empfing ihn nicht weit vom Schlosse der alte Hofmeister und fragte ihn, was er ausgerich-

tet habe. — „Alles, alles," antwortete der Pfalzgraf triumphirend, „ich weiß sie liebt mich, sie hat mein Leben gerettet, sie will Alles für mich thun." — „Also morgen Abend ist sie bereit?" — „Warum nicht," fuhr der Pfalzgraf beschämt fort, „ich schreibe es ihr morgen, ich habe noch eine ihrer Tauben bewahrt. Gewiß ist sie einverstanden, aber ich hatte nicht Zeit an solche Dinge zu denken, sie war mir nahe, da war mir die übrige Welt so fern. Denkt Alter, sie hat in jede Kirche viele viele Kerzen gesendet, die sie selbst mit bunten Blumen bemalt hatte, gewiß die schöne Kerze hier beim Marienbilde am Brunnen ist auch von ihr, da laß uns niederknieen."

Aber die Stadtwächter trieben sie hier fort, weil sie wegen des geliehenen Regenmantels den Pfalzgrafen für eine irrende Frau ansahen, indem sie dem alten Hofmeister zuriefen, er solle sich in seinem Alter vor solchem Umgange hüten und sich dessen schämen, weiße Haare ziemten sich nicht zur Nachtschwärmerei. — „Heute habe ich doch ein seltsames Unglück," sagte der alte Herr, indem er mit dem Pfalzgrafen heimging, „muß ich mich so zweimal nach einander wie ein Verführer der Jugend anschreien lassen." — „Zweimal?" — „Freilich ich muß es Eure Gnaden nur bekennen, ich habe in Eurer Abwesenheit einen Gang zu Eurem Besten gemacht, der mir aber schlecht bekommen ist. Ich dachte so in mir, wenn der Pie-

penbring sich so leicht durch jenes indische Rauchkraut hat besänftigen lassen, sollte Schiffern der dem Genusse aller Art nachhängt, sich nicht gleichfalls durch diesen Rauch und gute Worte gewinnen lassen. Ich entschloß mich zu ihm zu gehen, ich sprach zu Euren Gunsten, entwickelte Euren künftigen Einfluß auf deutsche Angelegenheiten, Eure Treue und wie Ihr ihm gewiß nicht in den Weg treten würdet, wenn Ihr seiner Vermittelung diese so erwünschte Verbindung zu danken hättet. Er horchte mit Nachdenken, er schien mir Recht zu geben. Da holte ich meine Pfeife Taback aus der Tasche und machte ihn mit dem Gebrauche bekannt. Er schien begierig nach dem Genusse, ich reichte sie ihm angezündet, er zog heftige Züge aus der Pfeife, aber zusehends schien sich seine ganze Laune zu ändern, aus kleinen lächelnden Einwendungen wurden bald Einwürfe, bald Übertreibungen von den Vortheilen der Heirath mit dem Könige von Portugal, bald ging er mit Ärger auf Herabwürdigung Eures hohen Hauses aus, von welchem er die lächerlichsten Fabeln vorzutragen sich erlaubte. — Ich wurde auch heftig, er redete unverständliche Worte durch einander, ich weiß nicht wo wir geendet hätten, wenn er nicht plötzlich die Pfeife weggeworfen sich an den Kopf gefaßt und ausgerufen hätte: „Ich weiß nicht, was mit mir vorgeht, ich habe kaum einen Becher Wein getrunken und Alles geht mit mir herum,

ja ich rede nur mit Mühe zusammenhängende Worte, verlaßt mich, wir reden weiter von der Sache, wenn ich gesund bin. Dann rief er seinen Leuten, daß sie den Arzt bestellten und ich ging schweigend, weil ich heimlich fürchtete, daß mein verwünschter Taback auf seinen reitzbaren Körper so schlimm gewirkt habe.

Der Pfalzgraf beseufzte die Entzweiung mit Schiffern und den Verlust des Tabacks, der ihm leicht noch eine schöne Stunde wie diesen Abend schaffen konnte, aber er war doch zu dankbar dem Alten für diesen Abend um ihm Vorwürfe zu machen, auch hoffte er schon den nächsten Abend, wenn die Sterne günstig, an Eleonorens Seite die Luft zwischen Brüssel und Heidelberg zu durchschneiden. Er eilte nach Hause sein Schreiben an die Erzherzogin zu verfassen. Da genügte ihm kein Ausdruck, zehnmal zerriß er die geschriebenen Blätter. Endlich erbarmte sich der Alte seiner Unruhe und schrieb mit Deutlichkeit den Vorschlag zur Flucht hin, die Art derselben, die nöthige Vorsicht und wie die auf den nächsten Tag bestimmte Jagd im nahen Holze sich verlängern lasse um eine Gelegenheit zur Flucht darzubieten. Der Pfalzgraf fügte nur wenige Worte Dank für den glücklichen Abend hinzu, den sie ihm gewährte und sein Bedauern nicht immer als Dienerin in ihrer Nähe gewesen zu sein, einen Diener von ewiger Treue und Ergebenheit werde sie an ihm finden, wenn ihn der

geistliche Segen zu ihrem Herrn einweihte. Diese Stunde sei nahe, wenn ihr Entschluß sei wie ihr Kuß, der ihm Alles gewährt habe, was er je an Glück geahnt und gewünscht habe, sein Wunsch sei ihm schon im voraus in diesem Kusse mitgewährt, er hätte ihn nur in Seligkeit auszusprechen vergessen.

Mit solcher Zuversicht schrieb er und sandte den Brief den nächsten Morgen als er nach dem Zeichen im geöffneten Garten Eleonoren allein wußte mit der letzten beflügelten Taubenbotin zu ihr hin, wo sie so lange die Jungen dieser Taube geätzt hatte. Aber ein seltsamer Zufall führte mich zu ungewohnter Stunde in ihr Zimmer, ein Schrecken der mich anwandelte, als ich zum Fenster hinaussehe und den wohlbekannten Wams des Pfalzgrafen, roth mit Grün besetzt, auf dem Wasser im Schloßgraben schwimmen sehe. Ich meine, er sei in einem unglücklichen Versuche hinüberzukommen, ertrunken, die Besonnenheit verläßt mich, ich eile zur Erzherzogin, ihr dies Unheil zu melden. Doch bleibt mir noch so viel Beobachtung daß ich ihren freudigen Blick beim Eintritt wahrnehme, zugleich auch, wie sie ein Papier in ihrem Busen verbirgt, während ich ihr zurufe: „Der Pfalzgraf liegt im Wasser." Sie kann es nicht glauben, denn sie hat noch eben ihn im Garten erblickt, aber vor der bloßen Möglichkeit erbleichen ihre Wangen. Sie springt an's Fenster, sie sieht ihn im Versteck und zugleich das

halbverbrannte Kleid, welches ich ihr im Graben zeige. Das Blut kehrt mit doppelter Kraft in ihr Herz und in ihre Wangen zurück, sie hätte über glühende Eisen gehen können und hätte diese an Glut überstrahlt. Vergebens sucht sie nach einer Erklärung ihrer Röthe, sie wußte, daß sie mir nicht vertrauen durfte, doch ist sie zu stolz, sich vor mir mit einer Lüge zu erniedrigen, und sagt endlich mit einiger Bosheit: „Alte Kleider scheinen es, wer weiß welchem Bettler sie gehörten, ehe er sich dieser Lumpen entledigte, sie sollen fortgeschafft werden heute Abend, wenn es dunkelt, jetzt macht es nur ein Zusammenlaufen der neugierigen Marktleute.“ — Ich sehe, was ich längst wußte, daß sie mir nicht vertraut, um so aufmerksamer bin ich auf das Schreiben das ihr Busen birgt und vermeide jede Gelegenheit sie allein zu lassen. Sie erinnert mich an die Messe, — ich versichere, daß ich sie schon gehört habe. Sie spricht vom Kind der Schwester, das krank geworden, ich möchte ihr Nachricht bringen, — ich versichere dreist, es sei ganz gesund. Ihre Verlegenheit wächst und meine Aufmerksamkeit. Endlich fällt sie auf ein gutes Mittel, sie bittet mich dem Erzherzoge anzeigen zu lassen, daß sie seinen Rath wegen eines Antwortschreibens an den König von Portugal begehre. Ich will gehen, aber ich scheine von einem Krampfe befallen, ich sinke auf einen Stuhl in der Nähe der Schelle; ich klingle, daß mir ein Mädchen

zu Hülfe kommt, ich trage dem Mädchen auf meine Schwester zu rufen, daß sie meine Stelle verwalte, bis ich hergestellt bin; die Erzherzogin mag tausendmal schwören, daß sie keiner Hofdame bedürfe, ich danke gerührt ihrer Güte, aber ich versichre meine Schuldigkeit zu kennen. So kämpfe ich wie eine scheinbare Heldin mit dem krampfhaften Übel bis meine Schwester kommt. Der scheine ich mein Krankheitsgeheimniß zu vertrauen, sage ihr aber heimlich nur, daß ich gesund, daß ich fort müsse, daß sie unterdessen das Herz der Erzherzogin beobachten möge, es ruhe ein Geheimniß darauf. Dann lasse ich mich vom Mädchen fortführen. Aber kaum zur Thüre hinausgeschlichen, springe ich wie eine Rasende Trepp auf Trepp ab bis zu den Zimmern des Erzherzogs, mir ist als ob eine Stimme immerdar ruft: „Eil Dich, sonst ist der Pfalzgraf Dir, sonst sind die Deinen verloren. Ich trete dreist durch die Trabanten in das Zimmer des Erzherzogs, der eben beschäftigt ist, das Modell eines Schiffes nachzumachen, wie er denn in seinen frühen Jahren wie noch jetzt in müßigen Stunden sich gern mit mechanischen Arbeiten unterhält und unterrichtet. Ich berichte ihm in Eile mein Geheimniß, Zorn durchblitzt seine Züge, ohne sein Schneidemesser fortzulegen springt er fort. Was er im Zimmer der Erzherzogin ausgerichtet erfahre ich erst nach ein Paar Stunden von der Schwester, denn ich durfte meine angenommene Krankheit

nicht so schnell verleugnen. Welche Unruhe in dieser Zwischenzeit, aber sie diente mir zum Heile. Die Schwester kam endlich mit Thränen in den Augen und berichtete wie der Erzherzog mit einer eignen Heftigkeit eingetreten sei und in einer fatalen Lustigkeit gescherzt habe, wie er nun gar noch Schreibmeister werden müsse, um dem Könige von Portugal die rechte Antwort im Namen seiner Schwester zu geben, die noch gar nicht von Liebe zu reden wisse, denn sie sei noch zu klein und denke nur an ihre Puppe. „Inzwischen wächst Du über Deine Kleider hinaus," fuhr er fort, „nichts will mehr passen, Du mußt Deine alten Kleider verschenken. Sieh nur, das Kleid ist auch schlecht zugeschnitten, Du scheinst schief." Bei diesen Worten zerrte er am Gürtel und schnitt wie von ungefähr mit dem Schneidemesser, das er noch in der Hand trug die golddurchwirkte Schnur durch, welche den Busen umzog. Der Brief blickte jetzt wie ein bleicher Geist, der ein Verbrechen kund macht, aus der Öffnung hervor. E l e o n o r e suchte den Geist zu bannen, aber der Erzherzog wußte ihn bald ganz aus seinem schönen Grabe heraufzubeschwören, mit der einen Hand ihn hoch erhebend mit der andern Hand die Schwester abwehrend ihn laut zu verhören. Kaum konnte der Erzherzog vor Zorn auslesen, zwischendrein rief er: „Also das war jene M a r i e, hätte ich ihr doch den Dolch in das übermüthige Herz gestoßen.

Kommt er wieder in den Pallast, er soll ihn nicht verlassen, wie er hineingegangen, sondern als Leiche und alle seine Kochweiber sollen Ach und Weh ihm nachrufen und alle seine Musikanten mögen sich auf einen Todtenmarsch gefaßt machen. Wie ist er nur hereingekommen. O ich ahne es schon, eben wurden Kleider von ihm aus dem Schloßgraben gezogen, gewiß ein neuer . . . . . der zu seiner . . . . . geschwommen." — Sie ließ ihn bei diesem Gedanken, damit der Thürsteher nicht in lebensgefährliche Verantwortung käme. Der Erzherzog stürmte mit dem Briefe fort und ließ Schiffern kommen, er wollte den Pfalzgrafen anklagen lassen auf Leben und Tod, er wollte mit ihm fechten auf Leben und Tod, — das Alles wußte ihm Schiffern aus Rücksicht gegen die andern deutschen Fürsten auszureden, er hoffte den Pfalzgrafen ohne Aufsehen zu entfernen, wenn er den alten Hofmeister mit der Gefahr bekannt machte. Die Verzweiflung der Erzherzogin in der Liebe und Stolz so tief gekränkt waren läßt sich nicht denken, meine Schwester rührte mich mit der Beschreibung. Hätte der Pfalzgraf von der Stimmung etwas ahnen können, sie wäre ihm bei hellem Tage aus dem Schlosse nachgegangen um sich an ihrem Bruder zu rächen, aber er hoffte inzwischen noch immer auf Antwort und bemerkte endlich mit Verdruß, daß alle Anstalten zur Jagd abbestellt, daß Jagdpferde, Hunde und Jäger

fortgeschickt wurden. Erst spät erfuhr er von dem Hofmeister, was vorgegangen, daß der Erzherzog sein Leben bedrohe und daß Schiffern zu dem Besten Aller den Rath ertheile, er möge noch in dieser Nacht die Niederlande verlassen. Wie ein Lauffeuer war auch die Nachricht davon verbreitet, kein alter Tischgenosse, keiner der ehrenwerthen Ritter, die ihm sonst den Hof machten, erschien, nur von den Krämern, denen er für allerlei Waaren, die Handwerker, denen er für Arbeit schuldig war umlagerten das Haus wie ein Mückenschwarm, schon wurde er dadurch den Leuten zum Gespötte und hätte doch durch kein Versprechen das Geld auftreiben können um diese Leute zu befriedigen. Seine Abreise, die Schiffern mit dieser ihm bereiteten Noth fördern wollte, wurde auch dadurch gehindert, obgleich das Haupthinderniß in seiner Sehnsucht lag Eleonoren zu sehen, ihren Willen zu hören, dem er allen Gefahren zum Trotz allein folgen wollte.

Dieser Tag, diese Nacht brachten mich zur Erkenntniß meiner Fehler, die Klagen der Erzherzogin, die nicht ahnte, welchen Antheil ich an der Entdeckung des Briefes hatte, durchschnitten mein Herz wie eine Säge und theilten es allmählig in eine größere gute und in eine kleinere böse Hälfte, ich erkannte meinen Neid und meine Liebe gesondert und die Liebe gewann die Obergewalt. Es war mir nichts vorzuwerfen, ich

hatte strenge nach meiner Schuldigkeit die Erzherzogin bewacht, aber ich hatte es nicht wegen meiner Schuldigkeit gethan, sondern wegen meiner Schuld, wegen der heimlichen vom Pfalzgrafen verschmähten Neigung. Ich schwor der Erzherzogin, daß ich ihr treulich dienen wolle, selbst gegen meinen Schwager, nur möchte sie mein Herz mit ihren Klagen nicht zerreißen. Dies freiwillige Versprechen gab ihr Zutrauen, sie gestand mir, daß sie mich bisher als eine verdächtige Freundin beobachtet habe, aber meine Thränen schienen ihr echt und rein wie Perlen und sie wären ihr ein liebes Geschenk. Nun bekannte sie mir ihre Liebe zum Pfalzgrafen, ihren Widerwillen gegen den König von Portugal, der wie eine alte Schildkröte auf kurzen Beinen mit krummem Rücken einherschleichen solle, doch könne sie auch nicht leugnen, daß ihr Stolz dem reichsten Könige anzugehören, dessen Flotten alle Meere beschifften, diese Heirath nicht ohne Bedauern von sich wiese, daß dem Pfalzgrafen kein gleiches Loos beschieden. Nun habe sie zu ihrem Unglück den Gedanken geäußert, als Schiffern die fürstliche Macht des Pfalzgrafen ihr mit rechter Absicht herabgesetzt, er könne nach ihrer Vermählung leicht zum Kaiser erwählt werden, da ihr Bruder Karl an den beiden spanischen Kronen gewiß volle Genüge habe. Diese Äußerung habe ihm geschadet, sie wisse es, Schiffern wünsche daß Karl dereinst die Kaiserkrone mit

den spanischen Kronen vereine, um so fester habe er sich zu der Portugiesischen Heirath verpflichtet. „Karl ist in seine Plane eingegangen, ohne seine Beistimmung kann der Pfalzgraf nie zu höheren Bestimmungen anstreben. Kann ich wie eine Schäferin mit ihm in irgend einem Felsenthale ein glückliches verborgenes Leben führen? Auf uns blicken unzählige Menschen wie nach den Sternbildern, um auch ihren Nutzen aus deren Wandel und Aufgang zu erkennen. Nach den öffentlichen heftigen Erklärungen meines Bruders ist keine Versöhnung denkbar, wenn eine heimliche Verbindung zwischen uns, die der Pfalzgraf vorschlug, auch wirklich geschlossen, wir heimlich beisammen wären. Schiffern hat durch das öffentliche Lärmen die Heimlichkeit meines Herzens vernichtet, er hat mich zum Gespötte der Leute gemacht, wenn nicht eine glanzvolle Vermählung diese Schmach überbietet. Ich sehe jede Bewegung dieser Schlange, aber eben weil auch sie jede meiner Bewegungen erräth, muß ich unbeweglich abwarten, wie ihr zu thun beliebt. Schon eine Schwester hat er solchen Absichten geopfert, Du hast ihre Briefe gelesen, wie sie als ein unmündiges Kind von dem harten Könige von Dänemark behandelt seine Liebe zur Düreke, sein Vertrauen, ja seine Abhängigkeit von der verschmitzten Mutter der Buhlerin, von der alten Siegbrit dulden und noch dankbar sich anstellen muß, daß diese als eine geborne

Nie-

Niederländerin ihr äußerlich alle Ehre einer Fürstin angedeihen läßt und ihre Wünsche beim Könige zu vermitteln weiß. Vielleicht droht ein gleiches Geschick auch mir in Portugal, der alte Mann wird sich nicht mehr verwandeln können und die so lange ihn beherrschten werden auch über mich diese Gewalt auszuüben trachten. Du siehst, ich mag mein Geschick mit Klugheit oder mit Leidenschaft überschauen, die Verzweiflung eines trostlosen verlornen Lebens hält mich seit der Entdeckung jenes unglücklichen Briefes umfangen. O diese böse Kunst des Schreibens, schwer zu lernen, dann so verderblich in der Ausübung bringt der Welt gewiß noch einst den Untergang."

Sie wußte so wenig Rath zu geben wie ich, aber ich schwor ihr, daß ich dienen und helfen wollte, wenn guter Rath vom Himmel käme. In gleicher Lage war der Pfalzgraf, denn bei den hohen Herrschaften sind die Ereignisse, Verwandlungen und Wendungen der Geschicke in ihren häuslichen Angelegenheiten nicht so mannigfaltig wie bei den andern Kindern der Erde, wer sich nicht fügt der vorgeschriebenen Bahn kann sich durch keine Klugheit, durch keinen Muth zum erwünschten Ziele hindurchkämpfen, für ihn ist die Welt abgeschlossen, Kerker oder Kloster beschwichtigt den Widerspenstigen. Es kann sich der Ärmste auf den Armen der Glücksgöttin zum Fürsten erheben, aber kein Fürst kann herabsteigen zur Nichtigkeit. Wenn

auch die Welt es ihm verzeihen und nachsehen wollte, so scheint sie die Ansprüche derer, die von ihm abstammen und denen weder sein Segen noch sein Fluch diese nehmen kann, die unerwartet geltend gemacht sich im Blute von Tausenden ausgleichen. Was der Abgesandte des Königs von Portugal zu Brüssel, der den Heirathsbrief überbrachte, von den vier Geschlechtern in Indien erzählen, in die das ganze Volk geschieden, stellt sich bei uns noch grauenvoller dar in der Scheidung der Fürstenhäuser von den Völkern, denn jene haben noch das Glück als letzte Zuflucht den Stand der Verachteten zu wählen, der Parias, wo ihre Neigung sich der Vorbestimmung nicht fügt, aber auch das blieb nicht diesen fürstlichen Kindern, sie können nicht verschwinden, auch die freiwillig erwählte Verachtung kann sie nicht befreien. Das Alles wußte der Pfalzgraf, der alte Hofmeister hätte sich die trostlose Mühe ersparen können, ihm diese traurigen Vergleichungen vorzuführen, aber wer hat noch je aus Scheu vor unmöglicher Gewährung zu wünschen und zu lieben aufgehört. Die Welt erscheint dem Liebenden wie eine veränderliche Zugabe zu dem geliebten Stoffe, dem einzig ein ewiges Leben gebührt; Gesetze der Menschen kann ein Tag ändern, wer versagt dem Pfalzgrafen die Hoffnung diesen Tag noch zu erleben. Jetzt freilich blieb ihm wenig. Bei der lauten Drohung des Erzherzogs, die Schiffern so-

gleich dem alten Hofmeister zur Nachachtung mittheilte, war er seiner Dienste als Vorsteher der ritterlichen Tafelrunde des jungen Erzherzogs entlassen, wie er nach seinem Begehren, in der Zeit wo der Erzherzog seine Tafel besuchte, mit hohen Ehren doch ohne Gehalt bestallt war, auch hatte Schiffern demselben zwar im Vertrauen doch mit seinem Ehrenworte versichert, daß der Pfalzgraf nicht ohne Lebensgefahr das Schloß betreten dürfe, die Trabanten hätten strenge Aufträge, seitdem des Pfalzgrafen Kleider im Schloßgraben gefunden worden. Die Schiffe waren bereit in Middelburg die hohen Herrschaften aufzunehmen, nur jenes war abbestellt, auf welchem der Pfalzgraf mit seiner Dienerschaft den Erzherzog begleiten sollte. Der erste günstige Wind konnte Eleonoren für immer von ihm entfernen. Gewaltsame Entschlüsse bestürmten seine Seele, wollte seine Liebe schonen, so forderte der Stolz seines Hauses irgend ein kühnes Zeichen seines Trotzes, er mußte dem Erzherzog die Schranken zeigen, die er nie zu überschreiten wagen dürfe, wenn er einst deutsche Fürsten beherrschen wolle.

Zwei Tage irrte er in verschiedenartigen Entschlüssen, ein Glück für ihn, daß der Schmerz am Rücken als Folge des Scharfrennens ihn während dieser Zeit inne hielt und zerstreute. Niemand besuchte ihn, spottend sprach von ihm die Stadt, seine Leute wurden in den Schenken verhöhnt und beleidigt, wenn sie die

Schimpflieder der Bänkelsänger nicht dulden wollten. Die alte Fürstin von Oranien, die nun einmal für den Pfalzgrafen aus reiner Freundschaft Partei genommen hatte, blieb ihm um so heftiger mit ihrer Vertheidigung zugethan, je mehr Gegner gegen ihn aufstanden. Unter andern, war er ein Bettler hoher Art in ihrer Gegenwart genannt, sie versicherte, er habe mehr Geld als er brauche, aber er ließe die Leute warten, die seine Großmuth durch Betrug in gewaltsame Contribution setzen wollten. Gleich nachher schickte sie zum alten Hofmeister, fragte wie viel die schuldige Summe betrage und sendete sie ihm heimlich, daß er die bösartige Masse des kaufmännischen Völkchens befriedige. Wer war eiliger als der alte Hofmeister, diesen Vorwurf der Menge von seinem Herrn abzuwälzen und wie mit einem Zauberspruche war die Achtung der Menge hergestellt, die nun laut berechnete, daß der Pfalzgraf eigentlich mehr verzehrt habe als der Erzherzog. Aber die Fürstin that noch mehr, sie ließ den Pfalzgrafen warnen, nichts Unbesonnenes, Gewaltsames zu unternehmen, aber auch die Gewalt nicht zu fürchten, die Niederländer achteten nur die Gesetze, kein Gesetz könne ihn verdammen.

Ohne es zu ahnen, entschied dieses zufällige Wort den Pfalzgrafen, sich eine Genugthuung zu gewähren, sowohl seiner eigenen Ehre wie dem Glanze seines Hauses, die selbst nach den niederländischen Gesetzen,

die sehr wohl das Hausrecht kannten, sich nicht recht- fertigen ließ. Sie hatte nur gemeint, daß er aus Brüssel wegen der Ungunst bei Hofe nicht zu entweichen brauche, er aber fand sich dadurch beauftragt jenen Gefahren die Stirne zu bieten, welche Schiffern ihm verkünden lassen, wenn er wieder das Schloß beträte. Er sah, daß sich alle Diener des Hauses und aller Adel zu der gewohnten Stunde Vormittags, doch zahlreicher als sonst nach dem Schlosse des Erzherzogs begaben. Er folgte dem Zuge in größter Pracht, doch außer einem kleinen leichten Staatsdegen ganz unbewaffnet. Vor dem Schlosse entließ er seine Diener indem er sich tief gegen Eleonoren verneigte, die aus ihrem Fenster ihm winkte, daß er nicht eingehen möchte. Er aber schritt ohne Zögern vorwärts durch die weit geöffnete Thüre und achtete nicht des warnenden Flüsterns jenes alten Thürstehers, noch der Blicke und Winke, welche die schwer bewaffneten Trabanten einander zuwandten. Als er das Audienzzimmer betrat schienen die Herren, die ihn aufgegeben und verlassen hatten, allerdings etwas verlegen, andere tückisch auf ihn zu blicken, aber er sah nur nach dem Erzherzoge, in dessen Zügen allerdings eine gewisse Heftigkeit mit der Besonnenheit stritt, die ihm auch frühe schon eigen war. Dem Pfalzgrafen war es in dem Augenblicke völlig gleichgültig, ob der Erzherzog zornig oder versöhnlich sei, er wollte seinen

Verhältnissen einen festen Schluß vor den Augen der Welt geben und so nebenher, wenn der Erzherzog zum Hören geneigt wäre, ihm über seine nächste Zukunft in Spanien sagen, was er als Mitreisender unmittelbar dort ihm wirksamer an's Herz legen konnte. Er trat demnach ruhig aber ernst auf den Erzherzog zu und sagte, daß er ihm eine gute Fahrt wünschen, auch von ihm Abschied nehmen wolle, da er durch seinen Dienst nicht mehr gebunden seiner eignen Landesangelegenheiten denken müsse. Mit Heiterkeit blickte er nun umher und sprach dann weiter: er glaube zur rechten Zeit eingetreten zu sein, denn er lese auf den Gesichtern seiner Freunde, daß sie eben in Liebe und Güte mit ihm beschäftigt gewesen, sich der guten Stunden erinnert hätten, die sie mit ihm verlebt und der vielfachen Versicherungen von Treue, die sie ihm unverlangt geschenkt hätten. Auch der Erzherzog scheine bewegt und wenn er sich so mancher Stunde erinnere, die sie mit einander auf Jagden, beim Rennen, beim Ballspiel und an der Tafel verloren, fühle er sich gedrungen, ihm manche ernstere Beobachtung hier in der Abschiedstunde mitzutheilen, zu der er sonst immer noch Zeit zu haben vermeint hätte, denn der Erzherzog sei und bleibe einer der Seinen, sein lieber Vetter, dessen Ansehen und Erfolg ihm am Herzen liege, selbst wenn er seiner Dienste entlassen oder wohl gar aus seiner Gunst gefallen wäre. Der Erzherzog schien

sich gefaßt zu haben und reichte ihm die Hand zum Willkommen. Der Pfalzgraf trat nun mit ihm vertraulich zusammen und sprach laut, indem er Schiffern bat wohl aufmerksam zu sein, über die Fehler, welche dieser bisher aus Unkenntniß des Landes und der dort geltenden Gesetze im Verhältniß zu Spanien und zu dem alten Könige Ferdinand gemacht habe. Schiffern suchte den Rath mit einigen hochfahrenden Worten abzuweisen, aber der Pfalzgraf zeichnete seine schwache Seiten, wie er die ganze Welt nach niederländischer Elle messe, mit wenigen scharfen Strichen hin, daß der Erzherzog ihn wohl erkannte. Er zeigte ihm nicht nur seine Fehler, sondern er suchte ihn auch zu unterrichten, wie er diese verbessern könne und in diesen Rathschlägen lag eine auffallende Wahrheit und Einsicht. Er sprach dann von der Hofeinrichtung und schonte den Prinzen von Chimai eben so wenig und wie dessen Nachlässigkeit das, was sich in seinen eigenen Verhältnissen tadeln lasse, verschuldet habe. Munkenfall versicherte mir, ein Hausgeist müsse ihm alle Heimlichkeiten, Unterschleife und Unordnungen verrathen haben, ich aber habe wohl vom Pfalzgrafen späterhin erfahren, daß Verneli bei aller scheinbaren Einfalt ihm diese Einsicht verschafft hatte. Dann schilderte der Pfalzgraf, doch ohne Jemand zu nennen, die ganze Masse des leeren Ballastes von Hofleuten, die der Erzherzog auswerfen müsse, wenn er sich mit

tüchtigen Menschen umgeben habe, ja es liege endlich die höchste Regierungskunst über große Länder hauptsächlich darin, die rechten Leute zur Ausführung wie zur Erfindung großer Maßregeln immer in Berührung mit sich zu haben und durch Nachsicht sich zu erhalten. —

Der Erzherzog faßte diesen Gedanken mit Lebhaftigkeit auf, er versicherte, daß ihm wohl so etwas vorgeschwebt, daß er es aber nie mit voller Deutlichkeit gedacht habe und daß er den Pfalzgrafen um sein Versprechen bitte während des nächsten Jahres in keine fremde Dienste zu gehen, er hoffe ihn angemessener als bisher zu beschäftigen. Nachdem er dies Versprechen erhalten entließ er die Anwesenden mit freundlichen Worten und bat den Pfalzgrafen zur größten Verwunderung in sein nahes Schreibezimmer zu kommen, wo er ihm etwas Bedeutendes anvertrauen wolle. Schiffern besonders ging in ernstem Nachdenken fort, er glaubte einen Augenblick daß er sich selbst durch seine Hinterlist gegen den Pfalzgrafen gestürzt habe. Aber als die Andern hinausgegangen kehrte er unerschrocken zurück und legte sich mit dem Ohre an das Schlüsselloch um zu horchen, was der Erzherzog mit dem Pfalzgrafen eigentlich zu besprechen habe.

Hier hörte er nun, wie der Erzherzog dem Pfalzgrafen alle Vortheile der Heirath Eleonorens mit dem Könige von Portugal, wie er sie selbst in einer

Schrift entwickelt hatte, mit großer Beredsamkeit vortrug; sogar das ganze Unternehmen auf eigene Rechnung setzte und Schiffern davon frei sprach, als ob er aus Feindschaft gegen den Pfalzgrafen diese Heirath befördere. Dann deutete der Erzherzog die Gefahr an für Beide, wenn der Pfalzgraf sich zum Kaiser nach Maximilian's Tode wählen lasse, obgleich dieses aus Abneigung der deutschen Fürsten gegen einen in fremden Landen mächtigen Herrscher vielleicht möglich sei. Er fragte ihn offen: ob er und die Seinen, ob Maximilian anders handeln könne, als ihn von Eleonoren zu trennen, obgleich er sich völlig überzeugt halte, daß alle jene Nachrichten von dem Pfälzerhause, welche die Niederländer verbreitet, völlig ohne Grund wären, wie ihn denn auch die alte Fürstin von Oranien zum Überfluß durch gelehrte Werke und bewährte Stammbäume von dem Ungrunde jener Gerüchte überzeugt habe. „Sagt als ein treuer Rath, Pfalzgraf, als ein Liebling meines verstorbenen Vaters, was Ihr mir ehrlich rathen könnt?" —

Eine schwere Frage, die wie das Schwert des Nachrichters, Kopf und Herz des Pfalzgrafen von einander trennte, denn anders wünschte sein Herz und anders rieth seine Einsicht. Der Pfalzgraf erklärte, daß er wie ein kranker Arzt keinen Rath geben könne bei einer Krankheit, die ihn selbst ergriffen, aber er fühle sich fähig zu jeder Aufopferung, nur zu der

einen nicht, Eleonoren in ein Verhältniß zu zwingen, das sie unglücklich mache. Er könne ihre Hand, die sie ihm zugeschworen, wohl aus der seinen entlassen, aber er könne sie nicht einem Ungeheuer hingeben, so etwas könne keine Staatsweisheit fordern. — „Hier," fuhr Karl fort, „erwartete ich Eure Einwendungen und es thut mir leid, daß wir in letzter Zeit von einander getrennt waren, ich hätte Euch sonst schon längst von der Falschheit dieser Gerüchte belehrt, die sich eben so in thörigten Hofreden über den König von Portugal wie über Euer Geschlecht verbreitet hatten. Seht hier sein Bild, ein würdiger alter Mann voll Milde und Weisheit, nicht verwachsen, selbst vom Alter noch nicht gekrümmt, sein ritterlicher Sinn in Kriegen bewährt, ebenso die Güte seines Herzens im Lebensverkehr, ein Mann der gern seiner Frau einen Antheil an der Herrschaft gewähren und alle Pracht ihr zu Füßen legen wird. Seht da zwei Neigungen von Eleonoren, die Ihr vielleicht nicht kennt, die Ihr aber in Euren Verhältnissen nicht würdet befriedigen können, traut mir, daß ich sie kenne, über Diamanten vergißt sie auf einige Zeit alle Liebhaber und wenn ich sie hier als Statthalterin der Niederlande einsetzen wollte, sie würde allen Heirathen entsagen."

Der Pfalzgraf mochte doch wohl so etwas Bestätigendes vernommen haben aus Eleonorens Munde, er schwieg und erklärte: daß Eleonore entscheiden

solle, er habe sich ihr zu eigen hingegeben, er müsse eingestehen, so viel es ihm koste, daß Eleonorens Geschick in der Verbindung, die ernste Staatsweisheit ihr zugedacht habe, ihm nicht mehr so trostlos erscheine, daß sogar dies väterliche Verhältniß des alten Königs zu ihr — —

Karl besann sich einen Augenblick, dann schloß er einen eisernen Kasten auf und entnahm aus einem schön gearbeiteten ledernen Futterale eine prachtvolle Krone, gleichsam ein Netz, wie es in südlichen Ländern getragen wird aus Rubinen und Diamanten gewebt, welches oben in einem großen Amethistknopfe zusammenlief und von ihm geschlossen wurde. — „Wird dies Netz den Fisch fangen," sagte der Ezherzog, „wird er das Netz durchreißen?" — Mit diesen Worten übergab er die Krone dem Pfalzgrafen und bat ihn, sie nach dem Zimmer der Schwester zu tragen, er werde ihm folgen. Der Pfalzgraf that, wie er gebeten, sollte er doch noch einmal auf diesem Wege Eleonoren sehen, woran er schon gezweifelt hatte. Da ging er nun wieder die wohlbekannten Wege, aber statt der Zither trug er zitternd die Krone. Der Erzherzog klinkte auf die Thüre der Erzherzogin, ließ aber den Pfalzgrafen vorangehen. Eleonore saß in einem gepolsterten weiten Sessel übergebeugt, ihr Gebetbuch lag zugeschlagen auf den Knieen, sie schien das Gebet in der Träumerei vergessen zu haben und fuhr

überrascht auf, weil die Krone in den Händen des Pfalzgrafen von dem einfallenden Lichte nach ihrem Ausdrucke wie ein höheres Wesen geleuchtet habe, denn wirklich hatte sie eine Art abgöttische Verehrung gegen den Glanz echter edler Steine, der ihre Augen oft stundenlang nicht an der Idee der Kostbarkeit sondern mit seiner sinnlichen Einwirkung an einen schön geschliffenen Stein fesselte, eine Seltsamkeit die ich nie begreifen konnte.

„Schwester," rief der Erzherzog während sie die Krone anstaunte, „heute wirst Du dem Pfalzgrafen vermählt, der im Namen des Königs von Portugal diese Krone Dir überbringt, für den König von Portugal Deine Gelübde empfängt und die Gelübde des Königs ablegt. Er ließ mir die Wahl des Ehrenmannes, der seine Stelle in dieser Feierlichkeit, die bei hohen Häusern vor der Abreise der Bräute eingeführt ist, würdig einnehmen sollte und wer könnte Dir mit seiner Ergebung in ein großes Geschick, ein besseres Vorzeichen der Liebe sein, die allmählig auch in Dir aus der Einsicht von dem Wesen größerer Weltangelegenheiten hervorgehen wird und alle kleinlichen Qualen des einzelnen armen Lebens und seiner vorübergehenden stürmischen Wünsche in ein allgemeines ewig dauerndes Gefühl des Wohlwollens für alles Gute, Große, was wir der Zukunft schaffen, umwandelnd verherrlicht. Würdig ist Deiner jener ritterliche König, ob-

gleich in Jahren Dir vorausgeeilt, nach dem Gesetze der Natur wirst Du ihm freilich nicht lange angehören, aber vielleicht doch lange genug, um unser Haus auf den benachbarten Thron zu setzen. Dann magst Du dereinst die Krone dem zurückgeben, der sie Dir jetzt in stiller Aufopferung bietet und Deinem Herzen allein leben, nachdem Du der Welt genügt hast."

Die Größe der Ansicht, die Hoheit des Gefühls regierten über Beide. Sie nahm die Krone, sie nahm die Hand des Pfalzgrafen, der Erzherzog überreichte ihr das Bild des alten Königs und sie rief: „Ein gütiger liebevoller Vater wird er sein seines armen Kindes, habe ich doch meinen eignen Vater nur so wenig gesehen und kaum gekannt."

Sie war entschieden und hatte sich mit diesen Worten entschieden, der Erzherzog wünschte die nächste Stunde zur Vollziehung der Feierlichkeit, weil alles Zögern sie nur bekümmern würde, auch Nachricht eingetroffen sei, daß der Wind zur Abfahrt sich zu wenden scheine. Er nahm den Pfalzgrafen mit sich, um ihn zu der Art vorzubereiten, wie solche Heirathen durch Procuration vollzogen werden, zugleich sendete er uns zur Erzherzogin, um sie anzukleiden. Welche schmerzliche halbunterdrückte Ausdrücke ihrer widerstrebenden Neigung, von der großartigen Seele niedergekämpft, störten uns in der Freude, sie recht herrlich zu schmücken. Wollten ihre Augen übergehen so blickte

sie auf die Krone und fand sich gestärkt, ja sie blickte endlich doch mit einiger Zufriedenheit in den Spiegel, als sie angethan mit dem grünen Delphinenkleide, mit silbernen Schuppen durchstickt und mit rothen Korallenbäumen zierlich gerändert, in der Schnürbrust aus Diamanten, die Netzkrone auf den schwarzen Locken sich im Spiegel besah.

Der Himmel verleiht den Herrschern eigen wunderbare Kräfte, schwere Krankheiten heilt ihre Hand und ihre Herzen genesen, wo das blos menschliche Herz vernichtet wäre. Der Donner des Geschützes, der Klang der Glocken verkündete der ganzen Stadt die Feierlichkeit, da holte Schiffern sie aus ihrem Zimmer mit einer Kniebeugung ab und führte sie in Begleitung der ersten Herren und Frauen in die Schloßkapelle, wo der Pfalzgraf mit einer Ergebung ihrer wartete, als hätte er viele Stunden auf schwankendem Schiffe im Kanonenfeuer gestanden und nun komme der Augenblick wo er sich ergeben müsse.

Als die Orgel ertönte wurde mir schwach, ich war nicht würdig dieser Feierlichkeit beizuwohnen, ich schwor als ich mich draußen erholte, mit der Anstrengung meines ganzen übrigen Lebens dem Pfalzgrafen zu vergüten, was ich ihm geschadet.

Meine Schwester erhielt sich auch nur mit Mühe aufrecht, während Eleonore mit besonnenem Muthe die Ringe mit dem Pfalzgrafen wechselte und in diesem

schönen Sinnbilde nächster Einigung ihm vielleicht auf ewig entsagte.

Am Schlusse reichte sie dem Knieenden die Hand zum Kusse und so ist er von ihr geschieden. Denn schon war der Wagen vor dem Schlosse bereit, der die junge Königin nach Middelburg fahren sollte.

Aus der Schnelligkeit, wie diese Feierlichkeit sich bereitete und die Abfahrt zu Stande kam könnt Ihr wohl schließen, daß der Erzherzog schon früher das Nothwendige angeordnet hatte. Wirklich wollte er selbst die Stelle des Bräutigams vertreten, die er in unerwarteter aber geschickter Wendung dem Pfalzgrafen, als dieser bei ihm erschienen war, übergeben hatte.

Der Pfalzgraf sah in heftiger Bewegung aus den Fenstern des Erzherzogs das letzte Winken Eleonorens mit ihrem Schnupftuche, ein unleidlicher Schmerz schien sein Denken zu verdrängen, bis ein reicher Thränenstrom, ein heftiges Schluchzen, der Natur ihr Recht gab, die bisher von der Gewalt seines Willens gebändigt, das Gesetz seines Daseins und dessen geheimnißvollen Triebes verheimlicht hatte. Der Erzherzog suchte mit tausend Versprechungen ihn zu trösten, aber der Pfalzgraf hörte nicht darauf: Er beschwor nur den Erzherzog um sein Vertrauen, wie er ihm heut vertraut habe, für sein übriges trostloses Leben, er werde dem Erzherzoge dienen ohne Lohn, selbst wenn er es nicht verlange, auch jedem der zu seinem Hause

gehöre, denn seine Liebe zu Eleonoren finde in dieser Anhänglichkeit zu ihrem Hause von nun an die einzige Befriedigung, es gewähre ihm diese die süße Täuschung, als ob er dadurch doch auch ihr angehöre, ihr immer näher rücke in Verwandtschaft.

Der Erzherzog drückte ihn an sein Herz und schwor, daß er ahne, er werde ihm bald mehr werden, als wenn er sein Schwager geworden wäre, denn Schwäger entzweiten sich leicht, aber er wolle ihn als einen geheimen Freund und Rathgeber sich bewahren, wenn ihn das Zutrauen gegen Andre, die ihn jetzt berathen hätten, verlassen sollte.

Unter solchen Versicherungen schieden Beide von einander, der Erzherzog folgte der Schwester nach Middelburg, der Pfalzgraf eilte auf den Pferden, die zur Entführung bestimmt waren, nach Heidelberg und überließ es dem alten Hofmeister mit seiner Dienerschaft nachzureisen. Bald hatte er durch mich die erste Nachricht von unsrer Ankunft in Spanien, Grüße Eleonorens; bald schrieb ich ihm ihre Vermählung mit dem Könige von Portugal, zugleich auch den Tod meines Mannes und meine Entlassung vom Hofe der Erzherzogin, die mir jene Briefgeschichte, die sie dem Bruder entlockt haben mochte, nicht verzeihen konnte. Dazu kam eine Entzweiung mit meinem Schwager Schiffern, mein Eigensinn und meine geheime Neigung zum Pfalzgrafen; so ward ich veranlaßt eine

Frei-

Freistätte bei ihm zu erflehen und ich erhielt sie mit vieler Freigebigkeit von ihm unter der Bedingung ihm täglich etwas von Eleonoren zu erzählen und durch meine Bekannte möglich viel von ihr in Erfahrung zu bringen.

Sein Versprechen treuer Freundschaft gegen Karl hatte er bald Gelegenheit zu bewähren, denn er war es der nach dem Tode Maximilian's seine Wahl zum Kaiser dadurch zu Stande brachte, daß er seinen Bruder den Churfürsten, denn der Vater war gestorben, von der Verbindung mit Frankreich und von der Sorge wegen der Übermacht Karl's ablenkte. Als er diese Nachricht nach Spanien brachte wurde er zwar geehrt, aber Schiffern verachtete jetzt die Kaiserwürde, nach der Karl vorher so eifrig gestrebt hatte. Niemand wollte ihn allzuhoch in der Gunst des Kaisers steigen lassen und gewiß war es von je und ist es noch eine schwache Seite des Kaisers, daß er nicht glücklich ist in der Wahl derer, denen er sein Vertrauen schenkt, wenigstens gewährt er es nur selten zur rechten Zeit, wenn die Leute noch in voller Kraft und festem Glauben an sich selbst stehen, er glaubt sie erst dann sicher bewährt, wenn die beste Kraft von ihnen gewichen. So blieb auch der Pfalzgraf mit Versprechungen hingehalten, nachdem er dem Kaiser sich so schön bewährt hatte und noch bei mancher Gelegenheit sich bewährte. Jetzt endlich, ich muß

eilen, denn ich höre in der Straße das Schellengeklingel des heimkehrenden Zuges, ist die Zeit wo der Kaiser lohnen könnte, denn Eleonore ist durch den Tod des alten Königs zur Wittwe geworden, der Pfalzgraf hofft mit Zuversicht auf diesen Lohn, hofft wohl gar die Krone zurück zu erhalten, die er ihr brachte, Ihr sollt schreiben und müßt schreiben, müßt um gut zu schreiben, ahnen daß Alles geschehen wird, wie er wünscht, aber ich sage Euch — blos damit Ihr nichts verrathet, wo Ihr bedenklich werdet — es wird nichts aus dieser Ehe und doch etwas Besseres, denn Eleonore denkt nur an Größe und Hoheit, der Liebe hat sie sich entwöhnt und dies Verlangen stimmt mit dem Wunsche des Kaisers sie mit dem Könige Franz von Frankreich zu vermählen, sie als Bundessiegel dem ruhmlosen Kriegsmanne aufzuheften, damit er dann mit der übrigen Welt frei schalten kann. Dies bleibt Geheimniß unter uns, so wie ich Euch noch nicht sagen darf, wer ihm eigentlich zugedacht ist, aber daß ich nichts Thörigtes mit den Räthen des Kaisers verabredet habe, das kann ich Euch in meinem Zimmer darthun, wo ich Euch in einem aus Spanien angekommenen Korbe mit Rosinen eben jene Krone zeigen kann, welche Eleonore trug und die bald in ihrem Namen eine der Ihren tragen soll. Aber mehr auch kein Wort, ich würde mich wegen Klatscherei selbst verachten, wenn ich mehr verriethe, ich sage Euch nur dies, damit Eure

unbeholfene Ehrlichkeit nicht etwa in die höheren Pläne vorzeitig eingreift.“ — „Ein Korb also bleibt es doch immer, den der Pfalzgraf erhält,“ sagte Hubert lächelnd. — „Freilich,“ unterbrach ihn die gnädige Frau, „aber mir wird bange, daß ich zu viel gesagt habe, hier sind wir an geweihter Stätte, hier bei diesem heiligen Muttergottesbilde, bei dieser ewigen Lampe schwört mir Verschwiegenheit, schwört mir beim Wohl von Frau und Kindern, die Ihr so hülflos verlassen habt.“ — „Was bedarf's der Schwüre,“ antwortete Hubert, „freiwillig hat Eure Gnade mir vertraut, wie könnte ich ein freiwilliges Vertrauen verrathen, doch wie Ihr wollt, ich schwöre auch, doch lieber blos mit der Berührung des Meßbuches, denn dieser einziehende Lärmen eignet sich wenig dazu einen lauten Schwur feierlich zu machen.“

Der Barbier Sebastian trat jetzt ein den Hubert zu rufen, denn der Herr habe sich jetzt in sein Zimmer zurückgezogen, ganz erschöpft von allem Jubel der Fastnacht, und wolle nun über Geschäfte sprechen. So entfernte sich Hubert von der schönen Frau, die ihre Abendandacht noch in der Kapelle halten wollte, nicht wenig erschüttert von der abenteuerlichen Lage aller der Verhältnisse, die ihm bisher aus der Ferne so einfach erschienen waren, doch sehr geschmeichelt von dem Vertrauen das ihn so unerwartet zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Als Hubert eintrat fand er den Pfalzgrafen im Bette, der ihm mit gnädig gähnender Stimme befahl, sich in ein andres Bette zu legen, damit er bei der Hand wäre über die Angelegenheiten zu sprechen, wenn ihm der Schlaf vergangen wäre. So seltsam diese Kanzleieinrichtung ihm erschien, so schien sie doch für seinen Zustand erfunden, denn nach dem Ritt in der Kälte, nach der starken Mahlzeit, nach der langen Erzählung vermochte es kaum sein angeborner Respekt die müden Augen offen zu erhalten. Er fügte sich dem gnädigen Willen, vergaß bald Zeit und Raum, glaubte an der Wiege seines neugebornen Kindes zu sitzen und war sehr verwundert, daß dies ihn wiege, obgleich er es zu wiegen glaubte. Endlich glaubte er das Kind schrecklich schreien zu hören, wollte ihm helfen, fuhr aus dem Schlafe auf und fand sich an einem Orte wieder, den er nicht erkannte. Lachend rief der Pfalzgraf: „So wurde mir doch endlich bange, der Hubert würde nimmermehr aufwachen, erst habe ich geschrieen, dann bin ich aufgesprungen und habe ihn im Bette durch's ganze Zimmer gefahren. Nun frisch an die Arbeit!" — Hubert war gleich bereit, denn er hatte sich aus Hochachtung bekleidet auf's Bette geworfen, und berichtete wie er von der gnädigen Frau über den Auftrag wohl unterrichtet sei. Nun sollte er noch durch einige Lieder, die der Pfalzgraf ihm vorsang, von der Herzensstimmung seines

Liebesmandanten informirt werden, aber leider waren es Lieder die damals von Jedem und überall gesungen wurden, so daß daraus für sein Liebesmemorial wenig zu entnehmen. Störend war es in jedem Fall, daß der Barbier Sebastian gerade während des Gesanges dem Herrn den Bart einseifte und abnahm, wodurch der Gesang öfter gestört in den häufigen Lücken wie ein eiliger Schlittschuhläufer in einem Eisloche zu versinken und am andern ganz durchnäßt wieder aufzutauchen schien. Als daher Hubert seinen französischen Brief beendigt hatte, denn Französisch war durch Franz des Ersten Gefangenschaft am spanischen Hofe zur Mode geworden, so behauptete der Pfalzgraf, es klinge wunderschön, aber es sei zu kalt für die Heftigkeit seiner Gefühle. „Freund Hubert," rief er, „Ihr müßt Euch erwärmen, hier ist guter spanischer Seckt, trinkt so viel Euch gut thut und dann schreibt noch einmal den Liebesbrief um." Hubert gehorsamte, denn er war ein Freund guter Weine, trank und schrieb und las das Schreiben vor. Der Pfalzgraf schüttelte wieder mit dem Kopfe und sagte: „Besser, aber noch nicht gut. Sebastian, rufe die Therabis her, die weiß etwas von Liebe zu reden, der Hubert soll sich einbilden, es sei die Königin von Portugal, dann wird ihm mehr einfallen, zugleich Hubert müßt Ihr Euch einbilden, Ihr wäret ich, aber Ihr wagtet nicht zu reden, sondern nur aufzuschreiben,

was Euer Herz Euch eingegeben.“ Frau von Therabis trat in einem graciösen Morgenkleide ein, sie hatte schon von Sebastian den Auftrag vernommen und war bereit als Gliederfrau (Manequin) der Liebesschriftstellerei zu dienen. Wie von einem Throne blickte sie erhaben zärtlich nach Hubert, sprach von den Gefühlen ihrer Jugend, von dem harten Zwange, dem sie sich für das Wohl des Landes unterworfen habe, bis der Tod der einen würdigen Freund ihr entrissen, sie ihrem alten Gefühle für den Geliebten, der sie vergessen, zerstörend preisgegeben. Das weinbegeisterte Herz des guten Hubert hätte bei diesen Blicken und Seufzern auffliegen mögen, die Feder flog in seiner Hand, die Rührung thaute von seinen Augen und hatte er vorher nach Worten wie nach Gold gegraben, so wußte er jetzt den Überfluß der Goldbäche, die aus dem hohen Ofen rieselten in den schmalen Kanälen der Zeilen nicht zu fassen. Der Brief drohte unendlich zu werden, als endlich der Pfalzgraf meinte, es sei genug und sich das Geschriebene vorlesen ließ. „Gut,“ rief er, „jetzt habt Ihr's gefaßt, so hatte ich es Euch vorgesagt, hier wird mit einem Ausrufe abgebrochen, ich unterschreibe und nun fort damit nach Portugal.“

Dieser Entschluß war der Therabis durchaus nicht recht, aber ihre Gründe wurden zurückgewiesen, er behauptete, daß ein Mann, der so schreiben könne

wie Hubert ihr auch gut zusprechen werde, dabei sei er zu unansehnlich um seine Eifersucht zu erwecken. „Ich ritte gleich selbst," rief der Pfalzgraf, „aber das Reiten ist mir doch schon etwas lästig bei meiner Stärke, dann weiß ich auch nicht, wie Karl es deuten möchte, daß ich seine Aufträge wegen meiner Liebe zurücksetzte. In jedem Falle muß ich seine Geschäfte beendigen und die fordern noch ein Paar Monate. Also frisch Du kleiner trockner haarigter Liebesgott, frisch auf nach Spanien, hier ist Gottlob noch Geld, nimm Dir so viel Du verdient hast und so viel Du noch zu verdienen denkst, laß Dir nichts abgehen, laß Dir kostbare Kleider machen, damit ich Ehre mit Dir einlege, Eleonorens Wittwenschatz wird Alles vergüten, ja ich möchte Dir all Ihr Eingebrachtes versprechen, wenn Du mir nur die Frau nackt und blos liefern könntest wie eine Bettlerin." — „Gott behüte, gnädiger Herr, daß ich solch ein Erbieten annähme, aber Geld bedarf ich allerdings zur Reise und werde nach kurzem Überschlage das Nöthige gegen Quittung entnehmen." Das vollbrachte er nach kurzer Überlegung, indem er mit größter Mäßigung die Kosten des weiten Weges berechnete, dann setzte er sich selbst Empfehlungsbriefe auf, in welchen er seine Familie, seine Gaben, seine Treue als ein verständiger Mann rühmte und ließ sie vom Pfalzgrafen unterzeichnen. Inzwischen war der Kanzler eingetreten und übernahm

es den Reisenden näher von allen Umständen zu unterrichten, wie er Jedem beikommen könne, der in Spanien etwas zu bedeuten habe. Unter diesem Vorwande nahm er ihn auf sein Zimmer, riegelte es hinter ihm zu und sprach: „Die Therabis versichert, daß Euch zu trauen sei und was hilft's, Einem mußte hier vertraut werden, da ich zu alt bin um solche Reisen zu unternehmen. Ihr kennt mich" . . . „Nein Ihr Gnaden," entgegnete der verwunderte Hubert, „ich bin erst so kurze Zeit in der Pfalz und der Pfalzgraf war immer abwesend in der Oberpfalz, bin erst gestern spät hier angekommen, habe niemand als Frau von Therabis und den Pfalzgrafen gesprochen, daß mir nur Eure Würde als Kanzler und Euer ehrwürdiges Antlitz kund geworden ist." — „Laßt die gleißenden französischen Redensarten," fuhr der Kanzler fort, „ich bin derselbe alte Landschaden, der Euch als Hofmeister des jungen Pfalzgrafen zur Zeit, als noch der Vater lebte, durch den Bericht der Frau von Therabis wird vorgeführt sein, vielleicht im Guten, vielleicht im Bösen, eins aber wird sie Euch vertraut haben, daß wir den Pfalzgrafen und uns verheirathen wollen. Was soll ich es leugnen, die Frau regiert mich nach ihrem Willen, indem sie mir Alles an den Augen abzusehen scheint, sie hat die Welt reichlich genossen, so auch ich, wir haben Beide nur etwas als dauernd erkannt, das Vertrauen, das selbst

in allen großen und kleinen Streitigkeiten dieses seltsamen hungernd schwelgenden Hofes sich ungestört zwischen uns erhalten hat. Dies Vertrauen nun können wir dem Pfalzgrafen in seinen Herzensangelegenheiten nicht schenken, er hat uns zu oft damit angeführt, wir müssen ihn zu seinem Glücke in einem Netze, ihm selbst unbewußt hinein ziehen. Ihr denkt nach Spanien zu reisen? Darin irrt Ihr. Ihr denkt, daß Eleonore den Pfalzgrafen heirathen werde? Es ist möglich, aber ich zweifle. Genug sei es Euch, daß Ihr Euer Reisegeld der Frau nach Heidelberg sendet, der es wahrlich Noth thut und Euch hier auf dem Giebel in dem Astronomenthürmchen Sebastian's mit den besten Speisen und Weinen füttern lasset, während ich Euch die Reiseberichte verfasse und zur Übersetzung in's Französische mittheile. Ihr scheint noch zweifelhaft, nicht wahr? Seht her den Brief des Kaisers, den ich dem Pfalzgrafen verheimliche, weil er ihn rasend machen könnte, er verbietet darin dem Pfalzgrafen an die Wittwe des Königs von Portugal zu schreiben, ihr irgend eine Gesandtschaft zu schicken, auch werde die Ankunft solcher Sendungen verhindert werden, er solle ihm vertrauen, daß er seine Dienste in Krieg und Frieden belohnen und die lange gewünschte Verbindung mit seinem Hause, so bald es thunlich, fördern werde."

Nach Ansicht dieses Schreibens ergab sich Hubert

in den Willen der beiden verbündeten Hofgewalten. Frau von Therabis trat aus einer Tapetenthüre hervor und zeigte dem reisefertigen Hubert die Treppe, welche zum Astronomenthurme führe und deren Verbindung sie künftig öfter zur Abfassung des Reiseberichts zusammenführen solle. Sie rief Sebastian herunter und gab diesem die nöthigen Rathschläge, wie er Hubert begleiten, wo er sein Pferd lassen und wie er ihn unbemerkt, wenn es dunkel, in das Haus zurückführen könne. Sebastian rüstete darauf den spanischen Reisenden vollständig aus, dieser nahm Abschied vom Pfalzgrafen und Beide ritten so bedächtig langsam zum Thore hinaus, als ob sie für Erhaltung des Reisenden und dessen glückliche Rückkehr beteten. Der Abend war dunkel von nahenden Schneewolken, der Pfalzgraf hatte mit den Seinen die Einladung eines Rathsherrn angenommen, so daß unser Hubert unter Sebastian's Leitung unbemerkt die hohe Wohnung besteigen konnte, die nun für längere Zeit ihm eine schöne Ruhe zu seinen Studien der Alten gewähren sollte, die er lange vor Schreiberei und Kindergeschrei hatte aus den Augen verlieren müssen. Da suchte er ihre Nachrichten zusammen über Frankreich und Spanien und stellte das mit dem zusammen, was Sebastian ihm von beiden Ländern berichten konnte. So entstand sein erster Reisebericht, der jenseit der Pyrenäen alle Gefahren im Schnee berichtete,

von denen er sich in der schlechten Herberge kaum erholen könne. „Das kenne ich," rief der Pfalzgraf, „der Himmel weiß, warum das jeder Mensch erleben muß, es soll dem armen Teufel reichlich belohnt werden, was er für mich gelitten." Der gute Hubert saß unterdessen bei einem gefüllten Spanferkel in wohlgeheitzter Stube und ließ sich von Sebastian zweimal rasiren, weil ihm der Bart von lauter Wohlleben doppelt so schnell und stark wuchs, nicht blos von dem gemeinen Wohlleben, das aus den kostbaren Resten der herrschaftlichen Tafel in Sebastian's kupfernem Himmelsglobus ihm zugetragen wurde, sondern mehr noch von dem höheren Genusse, den ihm der Dank seiner Frau gewährte, die durch das übersandte spanische Reisegeld auf lange Zeit aller Nahrungssorge erledigt war. Kein Wunder also, daß es ihm gelang den Eindruck, welchen die verwittwete Königin Eleonore in Madrid auf ihn gemacht nach dem Wunsche der Therabis, so lebhaft darzustellen, weil er jeden Augenblick meinte, daß seine Fanchon, das gute Weib, von dem Zauber seiner Begeisterung über Berg und Thal ihm zugeführt werde, denn sie beschrieb er, ihre freundliche Bewegung, ihre Jugendfrische, den Reiz ihrer Sehnsucht, denn auch sie hatte wie die Königin schwarze Augen und schwarze Augenbraunen, rothe Lippen, weiße Zähne, weiße Haut, Füße und Hände, von jeder Art zweie, Finger, Schultern und was sonst

zum Menschen gehört, obenein war sie auch eine Frau, konnte Spanisch und Französisch reden, so daß er ihrer zärtlichen Gespräche sich nur zu erinnern brauchte, ehe sie sich einander vollkommen erklärt hatten, um jede unbestimmte Hoffnung in der Brust des Pfalzgrafen zu bestätigen. Was ihn nun besonders verwunderte war der Wunsch der beiden Hofspekulanten, Eleonoren so jung, so wunderjung zu beschreiben, wie Alle am Hofe sie ausschrieen, daß sie jünger scheine, als damals da sie aus den Niederlanden gekommen, was doch schlechthin unmöglich sich bewähren konnte, obgleich er es recht gern erfüllte, da seine Fauchon fast noch kindisch zu nennen.

Der gute Sebastian beobachtete nun fleißig die Sterne um die Wirkung der Briefe vorauszusehen, es schien aber als ob diese alle Aufmerksamkeit auf menschliche Angelegenheiten aufgegeben hätten, um einem aufsteigenden Kometen ihre Blicke zuzuwenden, wenigstens waren ihre Andeutungen durchaus unbedeutend, als eine Nacht den ganzen Schauplatz veränderte. Es wachte nämlich unser Hubert aus tiefem traumlosen Schlafe auf und war verwundert die Sonne so hoch, aber sein Frühstück noch nicht zu finden. Er überließ sich der Geduld und dachte, daß Sebastian vielleicht zu einem Geschäfte früh versendet worden, nahm seinen Livius wieder vor und deklamirte die Reden, welche dieser beredsame Mann im Auftrag verstorbener Staats-

männer eben so geschickt wie er seine spanischen Briefe geschrieben hat. Aber die Stunden rückten vorwärts, alle Glocken läuteten in dem Magendome zu Mittag, aber Niemand kam und eine seltsame Stille herrschte im Hause, die Thüre an der Thurmtreppe blieb verschlossen. Endlich Nachmittags erfolgten fremdartige Schläge gegen das Hausthor, mancher Ruf daß aufgeschlossen werden möge, endlich ein gewaltsames Aufreißen der Schlösser, nach welchem eine zahllose Schaar von Eindringenden sich überall unter mancherlei Geschrei zu verbreiten schien. Hubert dachte an feindliche Angriffe und an den alten Archimedes, wie der bei der Mathematik sich Muth geholt hatte, als der Feind in die Stadt stürmte, so blieb auch er bei seinem Buche in angstvoller Bedenklichkeit, aber die schönen Reden hatten doch ihren Reiz verloren, auch machte er neue falsche Lesarten ohne es zu bemerken. Endlich schlug ein derber Posäkel die Thür zu seiner Treppe ein, eilige Schritte drängten sich hinauf, er blickte nicht auf von seinem Buche, sondern las mit lauter Stimme die Rede der Lukrezia. „Da haben wir ihn," rief ein derber Fleischer, „der Alles bezahlen wird, bindet ihn, daß er uns nicht entläuft, wenn er will stoßen, gebt ihm eins vor den Kopf, daß er liegen bleibt." — Das waren ernste Worte und wie sie geboten, so wurden ihm Stricke angelegt, obgleich er durchaus keinen Widerstand entgegensetzte. Was sollte er sagen,

wußte er doch nicht auf wessen Geheiß er so gebunden wurde und wirklich fühlte er sich schuldig, gegen den Befehl des Pfalzgrafen die Reise erlogen, die Gelder unterschlagen zu haben. Endlich bat er, sie möchten ihm nur einige Worte mit dem Pfalzgrafen zu sprechen erlauben, aber die Leute lachten ihn aus, wenn sie den noch sprechen könnten, würden sie ihn nicht in den Narrenthurm schleppen. „Er ist fort?“ fragte Hubert bestürzt. „Stellt Euch nur nicht so an,“ antwortete der Fleischer, „der Kanzler hat es uns durch einen Reitenden gemeldet Ihr wüßtet um Alles, wir sollten Euch nur nicht entkommen lassen, durch Euch sollte die ganze Schuld des Pfalzgrafen bezahlt werden. Nicht wahr Meister Dürer?“ — „Freilich,“ antwortete ein ehrwürdiger alter Herr mit langem röthlichen Haar, „aber er machte es zur Bedingung, daß Ihr diesem halbfranzösichen Manne wohl begegnen, ihm alle Tage reichlich zu essen und zu trinken geben solltet, auch Bücher und sonstige Unterhaltung, wie er es verlange, sonst würden wir nie einen Gulden von seinem Herrn empfangen, darum löset ihm die Bande, hier ist ein Schreiben, das ihm Alles erklären wird.“ — Hubert dankte dem alten Herrn und durchlief den Brief, er war vom Kanzler, auf der Reise geschrieben, der ihm alle Räthsel dieses Tages löste. Das Schreiben Hubert's voll Begeisterung für Eleonorens Schönheit hatte dem Pfalz-

fen schon am Abend keine Ruhe gelassen, der Kanzler habe in seinem Zimmer schlafen müssen. Vor Sonnenaufgang habe er ihn geweckt und ihm befohlen, auf daß seine Gläubiger ihn nicht quälten, mit größter Heimlichkeit die Anstalten zur Abreise zu treffen, er wolle, er müsse nach Spanien um selbst zu sehen, was seinen Diener so entzückte, vorher aber noch wegen Reisegeld einige Rücksprache mit seinem Bruder in Heidelberg nehmen und bei dieser Gelegenheit Hubert's Frau wegen der langen Trennung von ihrem Manne trösten und unterstützen. Bald werde er ihm mehr schreiben, er wolle ihm nur in voraus melden, daß er sich gefaßt mache auf einen schönen Brief, in welchem er das Bildniß Eleonorens dem Pfalzgrafen übersende, das der Überbringer, Meister Dürer zu malen übernommen habe.

Zuerst ging ihm im Kopfe herum, wie Dürer eine Frau malen wolle, die er nie gesehen habe. Er fragte danach und Dürer versicherte, die schöne junge Fremde sei schon in Nürnberg und habe ihm schon zweimal gesessen, er glaube sie wohl gefaßt zu haben und werde sie mit großer Sorgfalt übermalen, denn es sei gar ein reizendes junges Köpfchen und thue ihm das Beschauen ordentlich wohl im Herzen. Dann bedachte Hubert, was Fanchon, seine Frau zu dem Pfalzgrafen sagen, wie dieser sie trösten werde? Sein Herz bebte bei dem Gedanken, daß er seine Frau eigentlich statt der unbekannten Königin in jenem

Briefe beschrieben, der das Hirn des Pfalzgrafen entzündet: Wird er sie erkennen als die Beschriebene, wird er sie wie ein zufällig ähnliches Bild der Geliebten anerkennen, sich aneignen, wird Fanchon dem Glanze seiner Hoheit und seiner wohlgenährten Wangen widerstehen, war er nicht mit ihr in Lüttich gegen den Willen ihrer Ältern vertraulich bekannt geworden und hatte sie nicht von je nach allen hohen Herren umgeblickt und sich ihnen sichtbar zu machen gesucht. Diese Gedanken erhitzten seine Stirne, es war ihm als ob fremde Gewächse hindurchzubrechen trachteten oder wie Zähne bei den Kindern, indem sie ihren Keim bilden, diese in heftige Krämpfe versetzen, so plagte ihn das Kopfweh, das vielleicht eben so vielen Grund in seinem Hunger wie in seiner ehelichen Besorgniß vorgefunden hatte. So rasch ebnet das menschliche Wohlleben, so durchaus verdrießlich kam er im Narrenthurme an, wo er neben andern Schuldleuten und Unruhestiftern ein gar enges eignes Zimmer bekam. Doch schon als der Rathsdiener ihm den Tisch deckte, schien er mehr Zutrauen zu der Treue seiner Frau zu gewinnen und kaum hatte er die kräftige Suppe verschluckt, so war der Schmerz an beiden Ecken der Stirne verschwunden, auch die scheinbare Erhöhung war nicht mehr zu fühlen, ja als er den saftigen Braten sich hatte schmecken lassen, konnte er schon ruhig wieder zur Lukrezie sich setzen, das

Ende

Ende ihrer Rede, ihren Tod zu lesen, während draußen bald Schnee bald Regen mit einander wechselten und das Spritzen der stampfenden Rosse im Koth der Gasse ihm ein Bild aller Unannehmlichkeiten gab, welche die Reisenden an diesem garstigen Märztage auszustehen hatten.

Wenige Tage später erhielt er einen Brief der Frau von Therabis, der lauter gute Nachrichten vom Wohlsein der Seinen enthielt. Der Pfalzgraf habe seine Frau mit seinem Besuche beehrt, diese sei schon vorher über den ganzen Handel unterrichtet gewesen, der Pfalzgraf habe ihr den Brief Hubert's über die Königin Eleonore vorgelesen und da habe seine Frau mit einiger Eifersucht bemerkt, daß Hubert ihr nie so feurig beredt geschrieben wie in diesem Briefe über die Wittwe Königin. Der Pfalzgraf habe diese Eifersucht belächelt, wer aber noch inniger gelacht habe, wäre sie selbst, weil die Frau auf ihr eignes Bild eifersüchtig geworden sei. Nachdem der Pfalzgraf das Haus verlassen habe sie ihren Taschenspiegel der Frau vorgehalten und sie an die Beschreibung im Briefe erinnert, ob es ihr nicht ähnlich sehe, da habe die gute Fanchon gelacht und tausendmal gerufen: „Ach wäre der gute Hubert nur hier, nur eine Viertelstunde hier!" Sie hoffe diese Angelegenheit schnell zu endigen nur müsse er Dürer antreiben, daß er jenes

bestellte Bild endige, sie hoffe den Pfalzgrafen so lange in Heidelberg zurückzuhalten, bis er die Reise nach Spanien sich ganz ersparen könne. — Dieser Brief belebte sein Herz, er versäumte keinen Augenblick sich beim Diener nach Dürer's Wohnung und nach seinen Verhältnissen zu erkundigen. Da erfuhr er, daß dieser in großem Ansehen stehe bei der Welt, aber in geringem bei seiner Frau, die seinen Fleiß unabläßig anspornte, um immer mehr und schneller zu verdienen. Diese Nachricht war ihm viel werth, er ließ der guten Frau ein Paar Goldstücke versprechen, wenn jenes dem Meister wohlbekannte, dem Pfalzgrafen bestimmte Bild recht bald in seinen Händen wäre. Das Mittel wirkte mehr als alle andre Aufmunterungen, Dürer mußte alle seine andern Staffeleibilder auf Befehl der Frau bei Seite setzen, um diesen einen jugendlichen Kopf rasch zu fördern. Nach vierzehn Tagen ließ Dürer das Bild in das enge Gefängniß Hubert's tragen, daß er es seiner Bestimmung gemäß absende, ein himmlisches Köpfchen, eben im anschwellenden Alter, das so rasch ein spielendes Kind in eine sinnige Jungfrau verwandelt hat, vielleicht durch den Trauerschleier, der wie ein Gewebe aus den schwarzen Locken zu beiden Seiten herabhängt, auf der Höhe der freien Stirn durch eine Krone festgehalten, gewiß keine andre als jene, die der Pfalzgraf Eleonoren überbrachte.

„Aber durch welche Wundermühle ist Eleonore gegangen," rief Hubert aus, „um in einem Alter von wenigstens dreißig Jahren diese Jugend wiederzugewinnen." — „Eleonore," unterbrach ihn Dürer, „so wurde mir dies liebe Fräulein nicht genannt, das gewiß einem hohen Hause angehört, sondern Dorothea," auch sei er verwundert, daß er sie neulich eine Frau genannt habe, so jungfräulich sei ihm nie eine Erscheinung gewesen. — „Es steckt große Heimlichkeit dahinter," dachte der verwunderte Hubert, „ich gäbe viel darum dieses schöne Kind zu sehen, mich ihrer Gnade zu empfehlen." — Er ließ Wein bringen, dem Dürer nicht abgeneigt war, der ihm aber nur selten im Hause gereicht wurde, er trank die Gesundheit der hohen Braut seines Pfalzgrafen, er machte dem Künstler halbe Vertraulichkeiten, um ihm das Geheimniß zu entlocken, wer diese Dorothea sei. Der alte Dürer versicherte, er errathe wohl den Zusammenhang, aber er sei ihm nicht eigentlich anvertraut, er habe nur so vernommen, was einige hohe Herren darüber gesprochen. „Habt Ihr nie von dem tollen Christiern, dem König von Dänemark, Schweden und Norwegen gehört, der schon zur Welt kam die Hand voll Blut und seine Hände seitdem fleißig mit Blut gewaschen hat, nicht von seiner unglücklichen Frau Elisabeth, die er in guten Tagen mißhandelte und die ihm nun in bösen Tagen so treu anhängt." — „Freilich,"

Staatliche Bibliothek Bamberg

rief Hubert, „es ist die Schwester Eleonorens, der Christiern sitzt gefangen, seine Länder sind ihm vom Holsteiner Herzoge genommen. Nun Herr, dies wäre seine Frau, die soll ihm der Pfalzgraf abnehmen. Ich kann's denken, das gleicht den Spaniern, sie schämen sich der Heirath mit dem armen gefangenen König, statt ihm zu helfen." — „Nein," sagte Dürer, „ich weiß von nichts, aber kann denn nicht eine Tochter des Hauses erwachsen sein, deren Verbindung jene Kronen als Erbschaft verspricht, ist nicht diese Königin Elisabeth fast noch selbst als ein Kind vermählt worden, so folgen diese Geschlechter schnell auf einander." — „Nun weiß ich Alles," rief Hubert, „die Prophezeihung der Großmutter Johanna bewährt sich, daß der Pfalzgraf ihrer Enkeltochter, nicht ihr sich vermählen werde, nun will ich einen Brief schreiben, als ob mir die alte wahre spanische Königin ihn diktirt hätte." Dürer meinte, daß er zu viel gesagt habe, aber ihm war so behaglich beim Weine, er konnte nicht genug von den artigen Einfällen der jungen Fürstin erzählen, die sie beim Malen äußerte; immer glaubte sie, ich male sie zu häßlich, sie könne so dem schönen Pfalzgrafen nicht gefallen und wenn ich ihr versicherte, das Bild sei treu, da weinte sie, daß sie nicht schöner geboren, der Pfalzgraf könne sie nicht lieben. „Kaum konnte ich sie einmal vom Fenster abbringen, als der Pfalzgraf vor-

Stadtbibliothek Hamburg

beiritt, nein sie wollte es aufreißen, um ihn recht genau zu sehen. Die Frau von Therabis brachte ihr gewöhnlich seine feinen Kragen mit, daß sie dieselben zu ihrer Unterhaltung wasche und plätte, da gab es rechten Eifer zur Arbeit, es war, als ob sie davon leben müßte. Ja endlich, was mir unbegreiflich; sie ließ mir keine Ruhe, bis ich ihr Farben gab und ihr ein wohlgrundirtes Brett hinstellte, da hat sie nun des Pfalzgrafen Contrefei dermaßen hingeschmiert, daß wie verteufelt die Farben untereinander geschmissen sind' ihn doch Jedermann beim ersten Anblick erkennt. Ein Paar Drucker habe ich hineingepinselt, aber sie hätten auch wegbleiben können. Seht hier das kleine Bild, ich habe es zu Eurer Unterhaltung mitgebracht." — „Erstaunlich," rief Hubert, „das Bild ist mir lieber als Eure Arbeit, Meister Dürer, nehmt mir das nicht übel, denn ich bin kein Kenner, aber das ist so recht eine Ähnlichkeit, worin man alles sieht, was man sonst wohl im Gesichte übersehen und dabei sieht das Gesicht so frisch aus als ob es aus lauter saftreichen Pfirschen, Birnen und Erdbeeren zusammengesetzt wäre. Das schicke ich mit, das kriegt Ihr nicht wieder, das muß sein Herz rühren, die Liebe hat hier noch mehr als den Schattenriß erfunden." — Dürer machte keine Umstände, ihm das Werk zu überlassen; nicht wenig verwundert über den Geschmack des Franzosen verließ er das Gefängniß.

Hubert schrieb nun den angeordneten Brief, der das Bild der schönen Katharina begleiten sollte, das für ein Werk des ersten portugiesischen Hofmalers ausgegeben wurde, doch dürfe er nicht sagen, wen es darstelle, das andre, jenes Bild des Pfalzgrafen, sei die Beschäftigung einer ihn liebenden Seele, die sich in der Entfernung seine Nähe zu schaffen gesucht. Unmittelbar darauf meldete er die nahe Abreise Eleonorens nach den Niederlanden und daß er sie auf dieser Reise begleiten werde.

Als der Pfalzgraf dieses Schreiben erhalten und die Bilder mit hastigem Ungestüm dem fest vernagelten Kasten entrissen hatte, überströmte sein Mund von Ausrufungen, wie sich Eleonore unter dem südlichen Himmel verjüngt habe, wie er sie nicht noch so jugendlich schlank sich gedacht habe und denke, wie er damals gewesen, als er vor ihr die Rennbahn betreten. Dann fluchte er auf alle Kochkunst, die ihn wie einen Braten mit einer Speckhülle umgeben habe, daß er recht weich und mürbe werde, er schwor zu fasten, Sauerbrunnen zu trinken, als Tagelöhner sich abzuarbeiten, bis diese häßliche Verdickung der Magengegend von ihm gewichen, er wollte wieder jung werden wie Eleonore und schnell müsse das geschehen, denn er wolle ihr entgegenreisen. Er zog seine Kleider enger, er meinte schon viel gewonnen zu haben. Er ließ den Arzt rufen, der sich auch willig dazu verstand ihn

mager zu machen, aber er verlangte Zeit. „Zeit, Zeit," rief er, „das Einzige was mir außer dem Gelde noch fehlt, die kann ich Euch nicht schaffen!" So schickte er ihn fort. Aber der Kanzler, dem das Entgegenreisen nicht behagte zu dem Plane, den er heimlich mit dem Kaiser und dem älteren kinderlosen Bruder des Pfalzgrafen verabredet hatte, wußte den Mangel des Geldes deutlich zu machen, wodurch ihm auch die nöthige Zeit zu seiner Verjüngung geschafft würde. „Aber," fuhr er fort, „hütet Euch vor den Ärzten, da Ihr ohnehin nicht gern Arzeneien verschluckt, folgt meinem Rathe, besser ist ein ältlicher als ein siecher Herr, ein Kranker ist nie jung, denn er ist immer dem Tode nahe." — „Nein ich muß jung werden wie Eleonore," rief der Pfalzgraf, „ich hasse mich selbst, wenn ich mich neben diese Jugendfrische stelle und was die Ärzte nicht können, das vermögen die Alchemisten." — „Wenn Ihr sie bezahlen könnt," fuhr der Kanzler fort, „aber da liegt der Hund begraben, wo der Schatz nicht zu finden ist. Aber bei dem Schatze fällt mir ein Mittel ein, das wenigstens Eure Ungeduld einige Zeit hinhalten, auch vielleicht Euch beides Jugend und Geld verschaffen kann. Am Rheine wißt Ihr, wird seit einiger Zeit Gold aus dem Sande gewaschen, doch haben die letzten Unruhen die Leute von dem Geschäfte vertrieben. Da ziehen wir hin, in der Nähe ist der Gesundbrunnen, um uns warmes Früh-

lingswetter, der Abt von Philipsbrück, ein sehr sparsamer Haushalter soll uns von der Hälfte des Goldes bewirthen, was wir auswaschen und die andere Hälfte des ausgewaschenen Goldes legen wir täglich als einen Schatz zurück, um die Reise so bald wie möglich anzutreten. So strengen wir uns an, so verjüngen wir uns in der frischen Luft, Ihr werdet schlank wie ein Hirsch bei Arbeit und mäßiger Kost, ich bekomme wieder meine schwarzen Haare, meine rothen Wangen, daß meine Freundin mich nicht mehr mit meiner Weisheit aufzieht und obenein besitze ich in der Nähe zwei Güter für deren Bewirthschaftung ich sorgen kann."

Der Pfalzgraf sah den alten Herrn verwundert an, aber er mußte ihm eingestehen, wenn noch irgend die Hoffnung der Verjüngung möglich, sei der Weg der rechte, aber etwas sauer zu wandeln, denn keine der Köchinnen dürfe sie da begleiten, auch nicht der Mundschenk. Er seufzte, aber er schwor vor dem Bilde, daß er jede Plage übernehmen wolle um sich diesem Jugendglanze zu nahen. Der alte Kanzler erschrak über diesen Entschluß, er hatte den Vorschlag nicht so ernstlich gemeint, es war so einer von seiner Art Späßen, die er mit großem Ernst vorzutragen pflegte. Was konnte er entgegensetzen? Er mußte sich also zur Ausführung entschließen und war gewiß beim Zurücklassen der edlen Küche selbst

noch härter als der Pfalzgraf angeführt. Was konnten sie bei dem Abte zu Philipsbrück finden? Er wußte es voraus, denn er hatte diesen seltsamen Herrn längst kennen lernen, der seinen Reisenden lieber die Feldflaschen heimlich austrank und die eingewickelten Hühnlein aus der Papierhülle gegen alte Knöchlein austauschte, ehe er auch nur daran dachte, einem Reisenden Brod oder Wein vorzusetzen. Aber, was half's nun, daß er es dem Pfalzgrafen vorstellte, der mit dieser letzten harten Prüfung alle seine Heirathsnoth zu enden trachtete, er haßte nun einmal sein eignes Fleisch, er hatte das Vertrauen gefaßt wieder jugendlich zu erscheinen, wenn er sich dem Hunger und der Arbeit unterwerfen könne, der Frühlingsglanz an den Bergen reizte ihn, die Sonne vergoldete die Ferne. So sah sich der Kanzler zu dem harten Entschlusse, den er selbst erfunden, gezwungen, von wenig Dienern begleitet mit dem Pfalzgrafen den Sandweg am Neckar herunter dem Rheine zu noch an demselben Tage fortzuschreiten. Wie keuchte der Pfalzgraf, als die Sonne hochstieg, er glaubte schon durch den Schweiß, der ihm von der Stirne tropfte, an dem ersten Tage schlank zu werden, wie verlangte ihn nach einem Trunke Wein, nach einem guten Essen, als sie endlich bei der Abtei Philipsbrück anklopften. Der alte Abt Werner erschien, begrüßte sie freudig, sah aber mit Verwunderung wie wenig Gepäck ihre

Leute trugen. Der Pfalzgraf, der von ihm unterrichtet worden in frühen Jahren, versicherte, daß er ganz auf seine Milde vertraue, da sie gar nichts mitgenommen hätten, er wisse noch recht gut, wie er ihm Milde und Barmherzigkeit in seinen jungen Jahren empfohlen habe. „Herr,“ meinte der Abt, „Euch war sie zu empfehlen, aber ich, der ich nur fremdes Gut verwalte, würde großes Übel thun, wenn ich dies für die verschwenden wollte, welche der Barmherzigkeit nicht bedürfen.“ — Nun erzählte der Pfalzgraf seinen Entschluß, sich zu verjüngen in der heitern Gegend, den Brunnen zu trinken und Gold zu waschen. — Da erheiterte sich der Abt und billigte den Entschluß, diese verlassene Arbeit wieder in Gang zu bringen, gern würde er gegen eine billige Entschädigung das nöthige Geräth, die Schaufeln, Siebe, die Bretter und Dächer gegen die Sonnenhitze liefern. — Der Pfalzgraf unterrichtete sich eifrig von dem ganzen Verfahren und begnügte sich an dem spärlichen Abendessen der Mönche, während der Kanzler unter dem Vorwande seinen Rittersitz zu besuchen in die Bibliothek schlich, ein derbes Stück wilden Schweinebraten, eine Flasche alten Rheinwein verschluckte, die er sich vom Pater Küchenmeister gegen reiche Bezahlung zu schaffen wußte und zugleich einen Brief durch einen Eilboten nach Nürnberg spedirte, um die Ankunft Hubert's und der hohen Braut zu fördern. Dort schlief

er auch auf weichen Betten, während der Pfalzgraf auf harter Strohmadratze den kurzen Schlaf nur von der ungewohnten Ermüdung borgte.

Wie schwer wurde es dennoch dem Pfalzgrafen aufzustehen, aber da schwebte das geliebte Bild wieder vor seinen Augen, der Kanzler kam so behaglich hereingeschritten, seine Befehle zu empfangen und gleich stand er bereit sein schweres Tagewerk zu beginnen. Und wirklich fand sich dies leichter und unterhaltender, als er gedacht hatte, da sich bald viele Bewohner der Gegend unaufgefordert der Goldwäsche anschlossen, ihre Einsicht und ihre Unterhaltung mitspendeten dies Geschäft zu fördern und einträglich zu machen. Wirklich genügte die Hälfte dessen, was an Goldkörnern am ersten Tage gefunden, einen kleinen Schatz zu begründen und die kleine Colonie in der Abtei zu speisen. Durch diese Bewohner bekam auch der Pfalzgraf die Einsicht, wo der Abt seine Schmalztöpfe, seine geräucherten Schinken und Speckseiten, seine Tonnen mit Pöckelfleisch verberge, wo er heimlich sein Essen bereite, kurz die Lustigkeit und der Hunger erwarteten von dem nächsten Tage große Befriedigung, weil heimlich durch ein zerbrochenes Fenster ein großer Schinken glücklich entrückt und im Sternenscheine verzehrt worden war. Aber o Schrecken, am nächsten Morgen wurde der Räuber von dem erzürnten Abte mit dem Kirchenbanne belegt und o Wun-

der, die Goldwäsche brachte das Doppelte im Ertrage, so daß Alle über den Erfolg staunten und nach einem zweiten Schinken Verlangen trugen. Diesmal bellte aber der alte Abt den ganzen Abend aus allen Winkeln, als ob er viele große Hunde angeschafft, weil der Bann nichts helfen wollte.

Der Sauerbrunnen wirkte nicht minder auf den Pfalzgrafen, als die Arbeit, seine Seele bekam ordentlich Flügel in dem erleichterten Körper, und flatterte in leichten Liebesliedern wie in jungen Tagen, die von den Uferbewohnern begierig erlernt noch jetzt die Vorüberschiffenden an eine glückliche Heimath erinnern. Auch der Kanzler ließ der Frau von Therabis einige Lieder zufliegen, die sich noch jetzt durch eine große Bedenklichkeit und Breite von den Eingebungen des Pfalzgrafen unterscheiden, obgleich sie nun schon in der wechselnden Bearbeitung so vieler Geschlechter durch so manchen Mund, durch so viele scharfe Zähne und feurige Lippen gegangen. Auch an ihm wirkte der Kirchenbann, der Sauerbrunnen und die Arbeit im Freien die größten Wunder, sein gebräuntes Antlitz umwebte sich mit einem Einschlag schwarzer Haare durch die dichte weiße Saat, die da bisher aufgegangen war und seine Scherze wurden an ihm selbst zum Ernst. Wie soll ich aber das Ansehen des Pfalzgrafen preisen nach den ersten vierzehn Tagen, wie er im Wettlaufe gegen alle Mitgenossen dieser goldnen

Brunnenkur siegte, welche Freude ihn alle drei Tage erfüllte, wenn die Heftel seines Wamses wieder zurückgesetzt werden mußten und endlich welche Wonne, als die Reihe dieser Hefteln ohne Ausbeugung in der Magengegend in Reih und Glied ihm das Zeugniß der Freunde bestätigten, dieser verhaßte Wanst sei ihm vom Himmel abgenommen und von den Wellen mit seinen Schweißtropfen in schwerer Arbeit entführt zu Blumen und Blüthen des Rheinufers umgewandelt eine Freude, ein Schmuck der zarten Jungfrauen geworden, ja seine Backen sogar, die sonst von der Seite wie zwei Halbkugeln über die kleinen Ohren hervorragten, hatten ihr eigenes Dasein verloren und waren mit dem übrigen Antlitz in mancherlei sanften Hügelungen wie die Gegend umher mit den höheren Gebirgen der Bergstraße verbunden und bei dem Allen glänzten sie von frischen Lebensfarben. Was ihn aber über Alles hocherfreute, wenn er sich im Spiegel des Brunnens anblickte, sein Doppelkinn, der spöttische formlose Nachbar des echten mächtigen Bartträgers, dieser Halbbruder des Kropfes, war völlig verschwunden und sein Bart brauchte sich nicht mehr zu überwachsen um diesen weichlichen Ankömmling zu beschatten und zu verdecken. O gewiß, wenn so groß die Freude eines Menschen ist körperlich wiedergeboren, in ursprünglicher Reinheit hergestellt zu werden, welche Seligkeit muß erst der empfinden, der die Wiederkehr

seines Geistes zur Reinheit seines Ursprungs allmählig ahnt, endlich sich wiedergeboren empfindet in der Klarheit des Bewußtseins, das uns die Ewigkeit als ein Zeugniß unsres Daseins erweckte, das mit ihr und für sie lebt, wie auch das Gedächtniß vom Irdischen bezwungen in uns schwanken und scheinbar vergehen mag mit dem Alter, o es giebt der Zeugnisse genug von seiner innerlichen Unzerstörbarkeit, es flammt so unerwartet auf aus seiner Zerstörung, die nur eine Art des Schlafs ist und Alles wird erwachen, unsre Sünden, unsre Leiden, unsre Treue und unser Leichtsinn, Alles wird vor uns stehen wie auf eherne Tafeln gegraben und was wir heimlich hielten an schlimmen Gedanken und bösen Entschlüssen, das kann unsre Reue nicht verlöschen mit allen Thränen, aber die Gnade kann den Knoten lösen und kann die Fäden neu aufziehen, mit ihrem Licht durchschießen und unsre Scham mit leuchtendem Gewande decken.

So träumte der Pfalzgraf an dem Brunnen und eine geistige tiefe Reue übernahm ihn über den Leichtsinn seines Lebens, wie er nach dem Verluste seiner Eleonore nur nach Genuß und Hoheit gestrebt, zwar treu im Dienste seines Freundes des Kaisers, doch untreu sich selbst und den Seinen, wie er der Zerstreuung, den bösen Lockungen sehnlich nachgehangen, als ob sie ihn trösten könnten für Alles, was er mit Eleonoren verloren. Und nun er sie vielleicht bald wieder

erhalten sollte, nun sie ihm vielleicht nahe, da reute ihn der Taumel seiner Sinne, die Verschwendung seiner Neigungen. So überkommt uns der Ernst der Welt mitten im Lachen und wer weiß, ob wir so den Ernst begriffen, wenn wir uns dem Scherze verschlössen, denn auch er gehört zu den Gaben des Himmels, aber nach sechs Werktagen erwacht der Mensch an einem Sonntage.

Den Pfalzgrafen störte weder das Eintauchen, Füllen und Forttragen der Gefäße, was die Mägde alle Morgen für den Gebrauch der Gegend umher zu thun pflegten, noch das rauschende Aufperlen der Luft in seiner ernsten Betrachtung, ihm trat vor die Seele wie ein Sonntag, der seinem gestörten Herzen volle Seligkeit verspricht, eben jenes Bild, das ihn mit seiner Jugendlichkeit neu entzückt hatte, das Liebeleien und Trinkereien und was ihn sonst zerstreute mit dem einen Wunsche, sich ihr würdig zu nahen verjagt hatte. Da stand sie nun an seiner Seite und blickte ihn an aus dem Spiegel des Brunnens, und die Krone auf ihrem Haupte glänzte hell im Spiegel, nur der schwarze Schleier war von der Zeit entführt, der auf dem Bilde Dürer's ihn oft gerührt hatte, sie schien reden zu wollen, aber sie konnte nur sanft lächeln, um ihre Scheu zu beschönigen. Eine Stimmung, als müsse diese wunderbare Erscheinung schwinden, wenn er aufblicke, hielt ihn

einige Augenblicke gefesselt, da war ihm als sei der Liebreiz Eleonorens mit der süßen Schwärmerei in Johanna's Augen gepaart, beide vereinigt wie von einander durchdrungen und durch einander ergänzt vollendet in dieser jugendlichen Erscheinung. Aber er mußte wohl aufblicken, denn es trat eine mächtige Erscheinung zwischen ihm und jenem Bilde hervor, eine gnadenreiche Erscheinung, der Kaiser Karl, der seinen Freund endlich belohnen wollte. „Sieh da Du treue Seele," rief er, „Du hast mir Wort gehalten und ich halte Dir wieder Wort, bring ich Dir nicht jene Krone zurück, die Du Eleonoren einst mit so viel Schmerzen übergeben, erkennst Du die Geliebte, ist sie es wirklich, nimmst Du diese Hand für die ihre, oder wünschest Du Dir eine andre, denn jetzt magst Du frei Dich erklären, was ich Dir zugedacht habe und übergeben wollte, das soll kein Zwang sein, ich will nicht Scheu benutzen, Dich gegen Deinen Willen zu überreden. Aber Du hörst nicht Freund, da liegst Du wie alle Götzendiener auf den Knieen und betest an, was Du nicht kennst." — „Mag ein Geheimniß hier walten," rief der Pfalzgraf, „denn alle meine Wünsche sind von der Erfüllung überboten, nur das Eine schwöre mir geliebter Kaiser, daß diese himmlische Erscheinung wirklich ist, daß ihr Händedruck diese Hand mit mir verbindet, daß dieser Blick mich nicht verläßt wie ein scherzender Einfall Deiner Hoheit, daß

ich

ich Deine Worte vernommen habe, als Du mir in diesem herrlichen Kinde die Braut zugewiesen hast." — „Gott behüte mich daß ich Dich nach so langem Harren noch anführen wollte," antwortete der Kaiser, „Du mußt hier in Deinem lustigen Goldfischerleben seltsame Bilder von der Welt Dir gemacht haben. Ja Freund, diese da hast Du Dir durch Deine Treue gegen mich erworben. Sprich nun mit ihr Dein ehrliches Deutsch, sie hat es unterdessen gelernt. Brauchst hier keinen Salazar mehr um Dir Verse machen zu lassen, denn ich höre, daß Du allerlei Verse in Deiner Sprache gemacht hast voll Zärtlichkeit und Spielerei, das ist große Kunst, die Sprache rede ich nur mit meinen Hengsten, wenn sie wild werden. Aber hör nur einmal, wie diese kindische Braut Deine Sprache so zart redet, daß ich sie kaum wieder erkenne, nun Ihr werdet Euch recht gut verstehen mit Eurer Singerei. Unterdessen schmücke Dich so gut Du kannst, wir haben heute mit Dir noch ein Hochzeitfest vor und so wie Du da in Hemdsärmeln im nassen linnenen Kleide erscheinst gleich den ärmsten Goldwäschern, muß ich Dir schon meinen großen Mantel und die goldne Kette des goldnen Vließes umhängen, damit Du als Bräutigam Deine Werbung in aller Form machen kannst. Du schweigst weißt nichts als einen stummen Dank mir zu sagen. Alter Freund, was hattest Du sonst für eine Stimme bei Deinen Gelagen,

muß ich Dir jetzt Unterricht geben, Dir selbst Deine Anträge abfragen. Dein fürstlicher Wille ist mir bekannt, Du willst Dich vermählen; aber mit wem? — Du zögerst. — Hast Du mir nicht von Eleonoren geschrieben? — Ist dies Eleonore, oder ist dies nur eine Vermittlerin, die Dein Wort in ihrem Namen empfangen soll?" — „Gnädigster Herr," flüsterte der Pfalzgraf, „hier kann keine Frage, kein Zweifel mehr obwalten, Ihr habt sie selbst meine Braut genannt, Ihr Wort hat diese Hand in die meine gelegt, was kümmern mich die Namen, nur dies liebliche Wesen sei mein, ja ich wollte einen heiligen Eid ablegen, daß ich nie nach dem Namen der geliebten Seele fragen wollte, wenn sie nur unter dieser Bedingung mein werden könnte." — „Hoho," rief der Kaiser, „das ist ein schweres Wort, alle Ritter haben es vernommen und ich setze diesen goldnen Pokal dagegen, daß Du nicht einen Tag, nicht bis heute Abend, wenn wir etwa schon heute Deine Hochzeit zu feiern beschlossen hätten, Deine Neugierde bändigen kannst, wie Deine Braut heiße, woher sie stamme, ob aus Österreich, aus Ungarn, aus Dänemark, denn unser Stamm ist zu erkennen, oder ob es wirklich Eleonore sei, die sich verjüngt hat oder gar unsre Frau Mutter Johanna, denn daß Du Deiner Sache nicht gewiß bist, zeigt mir Dein Auge." — „Hier meine Hand zum Pfande," antwortete der Pfalzgraf, „daß mein Glück

an keinen Namen gebunden, von keinem Namen ausgesprochen werden kann, die Wette gilt.“ — „So sei denn,“ sprach Karl, „bis zum Abend gewettet, dort ist eine Kirche, ein Geistlicher wird nicht fehlen, aus seinem Munde sollst Du erst den Namen der Braut erfahren und bei Ritterpflicht und Frauenehre gebiete ich allen Anwesenden mir jede Frage der Neugierde, sei sie noch so versteckt, anzuzeigen, bei Ritterpflicht und Frauenehre verbiete ich, dem Glücklichen den Namen und den Stand der Braut zu vertrauen. Darum, wenn etwa sein fürstliches Haus durch diese Heirath herabgewürdiget würde, sei diese heutige Heirath auch nur wie eine Procuration angesehen, dieser Pfalzgraf sei heute sein eigner Procurator, so daß es noch der feierlichen Einsegnung zur Gültigkeit bedarf und einer Trennung vom geistlichen Gerichte keine Einwendung gemacht werden kann.“ — „Nein gnädiger Herr,“ unterbrach den Kaiser hier eine würdige alte Frau, die lange ihre Theilnahme zurückgehalten hatte, „ich kann nicht leiden, wenn Liebende so gequält werden. Es ist etwas Unerlaubtes sie wie fremde Völker mit ihrer fremden Sprache zu necken um sich eine Belustigung zu schaffen.“ — Es war die alte Fürstin von Oranien, der Pfalzgraf beachtete sie erst jetzt und indem er seine Unaufmerksamkeit gegen seine gnädige Beschützerin entschuldigte, erklärte er mit wiedergewonnenem Muthe, diese Wette quäle ihn nicht,

es freue ihn vor allen Freunden ein Zeugniß abzulegen, daß er nicht dem Wunsche sich einem Mächtigern anzuschließen, nicht einem Namen, einem Bilde folge, was ihn in jungen Tagen gefesselt hielt, sondern ganz der Gegenwart sich überlasse, die ihn an diesem Morgen ohne Willkühr und Einsicht, nicht blindlings, aber ohne weiter zu sehen als bis zu ihren Augen, aus denen ihm alles Licht strahle, ergreife und zum Altar leite, wo sie sich ihm erst ganz enthüllen werde. Der Kaiser rief: „Amen, es geschehe, ich habe Zeugen, seht hier ein junges Liebespaar, das auch heute zum Altar unter der Bedingung des Nichtplauderns schreiten soll, den Kanzler Landschaden mit seiner hübschen Landbeschädigerin. Ja und noch diese beiden kleinen Leutchen, die sich so gewaltig küssen, der Geheimschreiber Hubert und seine Frau, daß Ihr kein Wort sagt, sonst müßt Ihr noch heute wieder hinreiten, wo Ihr gewesen seid.“ — „Gott und Ihre Majestät behüte mich davor,“ rief Hubert. „Nein, gnädiger Herr,“ antwortete die Frau, „nur heute nicht wieder eine Reise, obgleich sie ihm gar wohl bekommen, sehen Sie nur, er hat Backen bekommen, schöne Backen, er ist ein recht schöner kleiner Mann geworden, nun sehe ich erst, warum ich mich in ihn verliebt habe und wenn ich erst erzähle, wie listig er sich benommen hat.“ — „Still, still,“ rief der Kaiser, „das soll eben verschwiegen bleiben bis zum Abend.“ Da

aber die gute Frau, die sich so spät in ihren eignen Mann noch verliebt hatte, noch immer nicht das Reden lassen konnte ergriff der Pfalzgraf um jeden Verdacht abzulehnen den goldnen Pokal, füllte ihn mit dem köstlichen Wasser des Brunnens, trank und reichte ihn der Geliebten und sang dazu eins seiner Lieder:

Manches Goldkorn blieb im Siebe
Wusch ich sonst den Sand des Rheins,
Daß ich mich in Sehnsucht übe
Fand ich heute auch nicht eins.

Immer tiefer wollt ich wühlen
In dem Sande mit der Hand,
Doch da fühlt ich durch sein Kühlen
Eines goldnen Schatzes Rand.

Ist's der Hort der Niebelungen
Der im Rhein begraben liegt,
Ach dann hat mich schon umschlungen
Eine Kraft, die mich besiegt.

Ach ich kann nicht von ihm lassen
Diese Kühlung war so süß,
Ja ich muß den Schatz erfassen
Meine Seele ich verhieß.

Einen schweren goldnen Becher
Zieh ich aus dem sand'gen Grund,
Schon gefüllt für mich den Zecher,
Küsse ihn mit durst'gem Mund.

Zwar nur reines klares Wasser
Füllet dieses schöne Rund,
Aber niemals trank ein Prasser
Sel'ger sich aus Herzensgrund.

Denn es ladet mich dies Zeichen
Endlich auf die rechte Bahn,
Hand und Becher Ihr zu reichen
Die ich liebe ohne Wahn.

Aber deren Namenszüge,
Eingeschnitten in den Rand
Ich, wie Räthsel oder Lüge,
Mir ganz unerklärlich fand.

Sei's, der Becher bleibt mir eigen,
Eigen ich der Königin,
Mögt den Namen ihr verschweigen,
Sie nur sucht der Liebe Sinn.

Wie sie liebend mir verbunden
Meinen Becher nicht verschmäht,
Ist der Name auch gefunden
Denn die Liebe viel erräth.

Und ich lese Dorothee
Auf des Bechers Untersatz;
Namen giebt nicht blos die Ehe,
Liebe nennt und hebt den Schatz.

„Der verdammte Goldschmidt," rief der Kaiser, „was hilft's, das Geheimniß ist nun verrathen und ich werde noch obenein von Allen ausgelacht. Aber tritt jetzt mit mir bei Seite in jenen Wald, ich habe ein ernstes Wort Dir zu eröffnen, denn diese schöne Erbin der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden bringt Dir nicht einen sichern Schatz, sondern einen sehr bestrittenen Thron, den erst Dein tapferer Arm an der Spitze unsrer Reichsheere Dir erobern muß.

Ja die großen Ereignisse drängen sich und es war nicht Zeit Alles aus der Ferne in Briefen zu überlegen. Eleonore, die arme Schwester, ist früh gealtert an Geist und Körper, sie soll der Welt Frieden geben und ist dem König von Frankreich als Unterpfand des Friedens zugesagt und verlobt. Größe und Reichthum, woran ihre Seele jetzt mit Inbrunst hängt, konntest Du ihr nicht gewähren, aber Dorothea wird mit Dir Haus halten, wie auch die Geschicke Dir fallen mögen, denn sie kennt die Gewalt der Geschicke an ihrem gestürzten gefangenen Vater Christiern und was höher als weltliche Macht dem Menschen verliehen ist und ihm allein treu bleibt im Unglück. Sie wird Dir erzählen, wie Du durch Milde gegen Arme in Nürnberg ihr Herz gewonnen, als sie versteckt bei einer edlen Frau heimlich durch die Fensterritzen Dir nachsah, wenn Du in aller Pracht vorüberrittest. Sie hat Dich nun in dem linnenen Kleide gesehen, liebt Dich wie damals, das hätte Eleonore nicht ertragen. Ihr seid für einander geschaffen, der Segen der Großmutter ruht auf diesem Bunde, die oft in ihrer letzten Zeit Eure Namen verbunden nannte und jenen Becher mit Euren beiden verschlungenen Namenszügen für Euch fertigen, unten aber den Namen der Enkelin eingraben ließ, weil sie ihn Dir bringen sollte."

Mit solchen Erörterungen verloren sich die Lieben-

den mit dem Kaiser im Schatten des Eichenwäldchens, während alle Freunde und Diener sich beeilten die nöthigen Anstalten zur Feier des Tages zu machen. Der Kanzler klagte in voraus über den geizigen Abt, der seine Mühe und seine Lebensmittel sich unmäßig theuer werde bezahlen lassen und doch sei er der Einzige von dem ein hinlänglicher Vorrath gleich zu erhalten sei. Der Abt kam selbst während dieser Unterhaltung von Neugierde geplagt herbeigelaufen, aber zum Schrecken der Fremden die Hände voll Blut wie ein Mörder. „Habt Euch nicht um das Bischen Blut lieben Kinder," rief er, „es ist nun einmal geschehen, ich habe mich zu waschen vergessen, dachte nicht so hohe Gesellschaft zu finden, wir haben unser armes magres kleines Freundchen schlachten müssen, es fehlte an Futter, da haben wir auch ein wenig Wurst gemacht. Habe nur umgerührt, daß das liebe Blut nicht vor der Zeit sich verdickte. Nun bin ich ganz frei von Geschäften, wollte hören welche neue Gäste zu uns gekommen." Der Kanzler berichtete ihm, was nöthig thue zur Vermählung und der Abt schwor, er habe nichts, gar nichts, denn selbst die Wurst sei schon vertheilt. Der Kanzler zeigte Geld und der Abt forderte mehr als vorhanden um etwas herbeizuschaffen, der kaiserliche Rath mußte alles kaiserliche Geld noch zulegen. Endlich kam der Handel im Allgemeinen zu Stande und zum Glück für die Gäste erschienen jene

wohlbekannten alten Begleiterinnen, die Köchinnen aller Länder aus Heidelberg nachgesendet, um ihre Kunst zu versuchen und wenigstens mit einigem Geräth und Gewürzen ausgerüstet. „Es ist mein Glück," rief der Kanzler, „ich fürchtete wie in Nürnberg zur Fastnacht die Speisen selbst kochen zu müssen, denn dieser filzige Abt kocht absichtlich kein Fleisch gar, damit es ihm übrig bleibe und er es sich selbst noch kochen könne. Hubert Ihr sollt heute Mundschenk sein, darum lauert dem Schelme auf, daß er den Wein nicht noch wässert, wir haben ihn schon mit dem dreifachen Preise bezahlt. Die gnädigen Frauen werden wohl das Decken der Tische, die Einrichtung der Schlafkammern besorgen, aber der Himmel bescheere Betten, dieser Mann hat nur Wollsäcke in Vorrath und wenn die Wolle gilt schlägt er sie los und schläft mit seinen Mönchen auf Stroh." — „Für das Hochzeitpaar ist gesorgt," sagte die Fürstin von Oranien. — „Aber ich bin auch ein Hochzeitpaar," brummte vor sich der Kanzler, „und für mich hat niemand gesorgt."

Das Tagebuch des Kanzlers erzählt folgende einzelne Züge von der Filzigkeit des Abtes:

Der Abt gedachte wohl, man müsse das Eisen schmieden, wenn es warm sei. Er ging dem Kaiser nach der von allen Verhandlungen nichts wußte und ließ sich zum Lohne für die mühevolle Bewirthung alles versprechen, was an Leinenzeug, Geräthen, an Bet-

ten und Überzeugen mitgebracht sei und von ihm zur Hochzeit gebraucht werde. Nach diesem Versprechen ermunterte er eifrig die Gäste zum Hergeben und Benutzen aller Art Decken, Polster, Löffel, Messer, die irgend in den Wägen vorgefunden werden konnten. Nie gab er etwas davon heraus. Noch schlimmer erging es dem Pfalzgrafen als er ihm seine Beichte ablegte und ihm bekannte, er habe jenen Schinken entwendet, dessen Dieb er in den Kirchenbann gethan. Zur Buße dieser Sünde mußte er ihm alle Prachtkleider auszuliefern versprechen, wenn das Fest zu Ende, er wolle damit die Altäre neu bekleiden. Gegen Mittag unterbrach ein heftiges Toben die Ruhe der Gesellschaft und der Liebenden. Es drang aus dem Keller hervor und die Staunenden fanden endlich den armen Hubert zähneklappernd von Frost, triefend von Wasser, das ihm der Abt übergegossen, als er dessen Mischung mit dem Weine hindern wollte. Zu gleicher Zeit erhob sich Lärmen in der Küche, weil mehrere Speisen durch Diener des Abts statt auf den Herrentisch, fortgetragen waren. Der Abt schwor, sie hätten ihre Schuldigkeit gethan, die Kranken der Gegend gingen vor, aber er konnte nicht angeben, wo diese zu finden, seit er die Krankenprüfung mit der Peitsche eingeführt hatte. So nämlich versuchte er, ob die Leute sich nicht mehr von dannen begeben konnten, oder ob er sie beköstigen müsse.

Als aber die hohen Fremden im großen Remtor zu Tische saßen fand sich eine große Zahl feister Leute in Lumpen ein, die sich für sehr hungrig ausgaben. Der Abt ergriff die besten Schüsseln und reichte sie ihnen, daß sie dieselben forttrügen, was sich die hohen Herrschaften aus Barmherzigkeit gefallen ließen. Als aber der Kaiser an der Tonsur des Einen die Entdeckung machte, daß es Mönche wären, die so verkleidet sich der Speisen bemächtigten, schalt er heftig, doch der Abt drohte alle Speisen wegtragen zu lassen als eine wohlverdiente Buße, wenn darüber noch ein Wort verloren würde. Auch verschwand der Wein so rasch in dem großen Becher des Abts, endlich entdeckte man an der Schwere, daß er mit doppeltem Boden versehen, so daß er nur den vierten Theil austrank und das Übrige hinausschickte. Er ließ sich darüber nicht bedeuten. Gegen Ende des Mahles ließ der Abt einen großen Teller umhergehen zur Sammlung milder Gaben für das Kloster, stand dabei von seinem Sitze auf und sah genau zu, was Jeder einlegte und wenn es ihm nicht genug schien, schrie er mit gebieterischer Stimme: „Mehr, mehr.“ Während des Essens waren aber mehrere Zimmer wo Kleider der Herren lagen ausgeräumt worden, als nun die Dienerschaft sich auch zum Essen setzen wollte, kam ein Geschrei, es seien Diebe im Kloster, die ihre Herren beraubten. Als die Diener aufsprangen und nach-

suchten, fanden sie weder Diebe noch Sachen und als sie zurückkamen war auch ihr Essen fortgetragen, so daß sie wie Missethäter mit Brod und Wasser sich begnügen lassen mußten.

Der gnädige Kaiser, um dieses Gezänke mit dem Weine herunterzuspülen forderte den Pfalzgrafen auf, etwas von seinem Gesange der Gesellschaft vorzutragen, aber der Pfalzgraf war so in Gespräch und Blick der Braut verloren, daß er nichts davon vernahm. So sollte nun der Kanzler vortreten und machte erst viele Umstände, als ihm aber das große goldne Horn mit spanischem Sekt gefüllt worden, verstand er sich dazu die andern Sänger zum Trinkliede aufzufordern:

Sänger, werdet nur nicht faul,
Weil schon viel gesungen,
Weil so mancher hängt das Maul,
Wenn ein Lied erklungen,
Bät ihn einer nur darum
Kläng's auch miserabel,
Bliebe er gewiß nicht stumm,
Hielt es für passabel.

Hierin lag ein Stich auf einen der Anwesenden, dessen Name verschwiegen bleiben soll. Dann fuhr er fort:

Keiner schilt auf diesen Trunk,
Ist es gleich derselbe,
Der vor Jahren schwach und jung,
Sich jetzt färbt in's Gelbe,
Kräftig wird er durch die Zeit
Und so will ich schwören,
Ich erkling' als Sänger weit
Helft Ihr mir in Chören.

Meine Stimme ist nicht fein
Doch sie wird sich klären,
Ich war lange Zeit allein
Unter brumm'gen Bären:
Einen Bären band ich an,
Kann nun wieder singen,
Laß als braver Jägersmann
Heut mein Horn erklingen.

Das war ein Stich auf den Abt.

Du geliebtes goldnes Horn
Süß gefüllte Schaale,
Duft'ge Rose ohne Dorn
Stiller Kuß beim Mahle,
Aus dem Strudel heb ich dich
Quälender Geschäfte,
Daß ich dich recht inniglich
An den Mund mir hefte.

Neu ist nun mein Mund geweiht
Und zum lieben Kreise
Klingt mein Grundbaß lieblich heut
In der alten Weise:
Viel erträgt das Trommelfell
Auf dem Lebensmarsche,
Süßes Horn hast gut Gefäll
Trank ich erst das Barsche.

Das war wieder ein Stich auf den Abt.

Sind die Kehlen erst in Schuß
Bläst nach neuer Regel,
So ein süßer Musikus
In die Schönfahrsegel,
Nimmer hätte er's gethan
Wenn ich nicht geschrieen,
Bricht nur einer erst die Bahn,
Tausend Schlitten ziehen.

So weit des Kanzlers Tagebuch, denn er hat es nicht der Mühe werth gehalten die süßen Gesänge mitzutheilen von den süßen Musikern, nicht einmal, wer sie gewesen. Aber das Geschick jenes schönen goldnen Hornes war allerdings merkwürdig, an welchem der Pfalzgraf den Namen seiner Braut gelesen und aus welchem der Kanzler sich begeistert hatte. Der Abt wartete, weil es in seinem Hause sei in ungewohnter Bescheidenheit auf die letzte Füllung und bat diesen Labetrunk seinen Mönchen überbringen zu können. Unterdessen war die Zeit der feierlichen Vermählung genaht, die Glocken läuteten, Jedermann bereitete sich zu der Feier und keiner dachte des goldnen Hornes. Der Pfalzgraf schwamm in Seligkeit endlich am Ziele seiner Heirathsnoth zu sein, er glaubte alle die bösen fürstlichen Hausgeister versöhnt zu haben, auch der Kanzler glaubte nun in Ruhe sein mühevolles Leben zu beschließen, als Sebastian eintrat um den Bart der Herren noch anständig zu stutzen und ihre Haare zu ordnen. „Schlechte Aspecten," rief er, „meine Herren, werden hier keine ruhige Hochzeitnacht haben, auf dem rothen Gesichte des Abts sind blutige Kometen mir erschienen und aufgegangen, was er vor hat, weiß ich nicht, aber gewiß nichts Gutes. Mir hat er den in Nürnberg zwar zerrissenen, aber doch wieder geflickten Pelz gestohlen, den kann er bei Tage wegen der Hitze nicht anziehen, gewiß hat er

etwas für die Nacht sich vorgenommen. Aber ich will ihn beobachten und die Sterne zugleich.

Die Feierlichkeit der Vermählung hatte Alle mit Ernst durchdrungen, obgleich der Abt um die vielen brennenden Lichter zu sparen doppelt so schnell als gewöhnlich sprach. Die Glückwünsche wurden mit Anstand von beiden hohen Vermählten angenommen und der Kanzler mit der neuen Kanzlerin nicht vergessen. Dann führte der Kaiser die hohen Vermählten in das Hochzeitzimmer, das mit den Bildern der Königin Eleonore und der Königin Johanna geschmückt war, die wie schützende Engel den Neuvermählten zugetheilt waren. Große Aussichten eröffneten die Reden des Kaisers; er hatte nie so offen mit dem Pfalzgrafen gesprochen und die Mitternacht schlich sich unbemerkt herbei. Der Kaiser nahm Abschied und die Liebenden sahen es nicht ungern, insbesondre da sie noch eine böse Plage in der Nähe des Rheins, die Mücken oder Schnacken fortschaffen mußten, die sich in's Zimmer gedrängt hatten. Freundlich halfen sie einander bei dieser Jagd nach dem verhaßten kleinen Singgevögel, als sie durch großen Lärmen im Hofe gestört wurden. Die Dienerschaft stürzte aus dem Eßsaal und schrie vom weißen Mönche der sich sehen lasse. Sebastian schrie dazwischen: „Es ist der Abt, es ist mein Schaafpelz, aber er schlägt um sich mit dem Dreschflegel.“ Es gab ein Fluchen, ein Toben,

bald erschienen viele Bursche mit Knüppeln, es gab eine gewaltige Schlägerei, die nach ihrer Entstehung und nach ihrem Fortgange schwer zu beobachten, endlich sich nach dem andern Hofe verlor. Der Pfalzgraf hielt es für ritterliche Pflicht, so viel ihn Dorothea zurückzuhalten suchte, die Ruhe des Hauses herzustellen. Er ging hinunter mit seinem leichten Staatsdegen bewaffnet, fand aber niemand unten als den Abt, der große Körbe mit Lebensmitteln forttrug und schwor es müßten böse Geister gewesen sein, die diesen Spuk gemacht hätten. Der Pfalzgraf ließ sich nichts einbilden sondern eilte zum Kaiser, dessen Trabanten ihm aber versicherten, der Kaiser schlafe ruhig, sie hätten den Lärmen wohl vernommen und es scheine, als trieben sich die Kämpfer mit einander im freien Felde herum, wahrscheinlich das Hofgesinde und die Mönche. Kaum war der Pfalzgraf zurückgekehrt, so störte ihn Sebastian, der ein Stück seines Schaafpelzes vorzeigte, das er dem weißen Mönche, vor dem sich die Andern gefürchtet, abgerissen habe, noch erzählte er viel von der Bosheit der Mönche, die auf ihre Lagerstätte alle ägyptische Plagen von mancherlei Ungeziefer ausgeschüttet hätten. Er suchte ihn zu beruhigen und schickte ihn aus, die Sterne zu beobachten, die hellglänzend über der Welt standen. Das half ihm nicht zur Ruhe, denn schon kam das siegreiche Gesinde vom Kampfplatze zurück, wollte zu

sei-

seiner Abendtafel wieder eintreten und fand alle Tische leer. In der Verzweiflung stürmten sie die Bibliothek, wo der Abt seine Hühner zwischen den Büchern brüten ließ und sie täglich kastete, sie wollten sich ein neues Mahl bereiten. Die Hühner, die Hähne aus dem Schlafe gestört, entflatterten mit wildem Geschrei auf den Hof, der Abt sprach den Kirchenbann über die Friedensstörer aus, ließ von den Mönchen die Feuersprütze gegen sie kehren. Der Pfalzgraf mußte sich wieder ankleiden, um Ruhe durch seinen Zorn zu schaffen. Die Hühner wurden herausgegeben von dem Gesinde, dagegen gab der Abt einige Körbe mit Lebensmitteln frei. Unterdessen fingen aber die Hähne ihren Morgengesang mit Trompetenschall zu krähen an, es war in der Zeit der langen Tage, die Gegenstände erschienen schon wieder mit Deutlichkeit und der Pfalzgraf beeilte sich endlich die ersehnte Ruhe zu finden. Als er aber nur so eben die Kleider abgeworfen hörte er schon des Kaisers Stimme im Vorsaal der ihm zurief, er möchte aufstehen, er könne wegen der vielen Heimchen, die am Ofen sich eingenistet hätten kein Auge mehr zuthun, ihm sei ein ganz neuer Plan eingefallen, um gegen die Türken zu agieren, besonders gegen ihre leichte Reiterei. Der Pfalzgraf zog sich mit unterdrücktem Fluche wieder an, der Kaiser trat ein und wollte eben von dem Plane berichten, als die Glocke die Frühmesse anzeigte. „Auf,

Dorothee," rief der Kaiser, „zieh Dich an, heute ziemt Dir Andacht und Gebet."

So war nun die Hochzeitnacht in aller Art Noth vorübergegangen und der Himmel weiß allein, ob die beiden Neuvermählten der Messe mit Andacht beiwohnten, seit der Kaiser sie aufmerksam machte, daß der verwünschte Abt das goldne Trinkhorn müsse geweiht haben, weil er es als Kelch brauche.

Wirklich war es also, der Abt zeigte nach der Messe, daß der Name der Abtei schon eingegraben sei und daß die Rücknahme ein Kirchenraub genannt werden müsse. Was war zu thun, da obendrein gar kein Geld bei allen hohen Herrschaften mehr vorhanden war und der Abt mit großen Nachrechnungen angestiegen kam, für welche nicht einmal Zahlung geschafft werden konnte. Räuber lassen doch den Beraubten gewöhnlich noch einen Zehrpfennig, aber dieser Abt mit seinen Mönchen hatte ihnen nicht einmal das Nöthige gelassen zur Rückreise nach Heidelberg, Geld und Kleider, selbst die Sättel der Pferde fehlten zum Theil, der Morgen war kalt, die Mäntel fehlten, vieles war als Kirchenschmuck wie bekannt zugesichert, was die Herrschaften umhüllt hatte, da standen sie nun fröstelnd nach durchwachter Nacht und mußten noch für die Morgensuppe einige Ringe zurücklassen. Der Kanzler erschien in einem weiblichen Mantel, den ihm seine neue, wenn gleich nicht junge Frau zuge-

wendet hatte, zwar besser, aber auch viel lächerlicher gedeckt als die Andern. Auch Hubert hatte sich einen wollenen Unterrock seiner Frau umgethan, denn der Wind war unnatürlich kalt. Auch die Pferde schienen ihres Futters beraubt zu sein, denn sie nagten an dem Holzwerk der Zäune, wo sie angebunden waren. Sebastian hatte eine Schmarre in dem Gefechte um den Pelz davongetragen, auch viele von den Leuten zeigten Beulen, die Mönche schienen recht geübte Faustkämpfer gewesen zu sein, denn die sich blicken ließen waren unverletzt. Der Abt stellte ruhig seine Betrachtungen über diese Ereignisse an und fragte den Kaiser, ob er anders handeln könne, als diese Zeit noch möglichst für sich und seine Mönche zu nutzen, da der Kaiser die Reformation, die Vertreibung der Geistlichen, die Aufhebung der Klöster immer weiter um sich greifen lasse, theils durch falsche Prädikanten, theils durch die Fürsten, die nach den geistlichen Gütern ihren Arm ausstreckten. Eben wäre erst wieder so ein falscher Prädikant eingefangen worden, der mit höllischem Feuer im Munde die Leute gegen ihn aufhetze. „Bringt ihn her," rief der Kaiser, „wollen doch sehen wer es wagt, in unsrer Nähe so frech unsern Gesetzen Hohn zu sprechen." Wer trat auf, — wunderbares Geschick, — der alte Piepenbring mit seiner Pfeife im Munde, voll Ingrimm gegen den Abt, der ihn wie einen Land-

streicher und Irrlehrer behandelt hatte, weil er den Mönchen Strafreden gegen ihre Schlemmerei gehalten und der kein andres Bemühen hatte, als bei dem Pfalzgrafen zu dessen Vermählung einzutreffen; das höllische Feuer war seine Tabackspfeife. Der Kanzler erinnerte sich, daß schon während der Trauung so etwas von Tabacksgeruch in der Kirche zu spüren gewesen, den sie sich fälschlich für schlechten Weihrauch ausgelegt hatten. An dieser Pfeife entzündete sich auf einmal wieder der auslöschende Geist in der Gesellschaft, den kalte Morgenluft, etwas Ärger, Mangel an Schlaf fast unterdrückt hatten. Wie ein Silen mußte der Alte voranziehen mit einem Tönnchen Wein, das noch als letzte Gnade vom Abte übergeben war, Sebastian trug ein mühevoll errungenes Brod, Hubert einen alten irdenen Krug, der einen Riß hatte. Der Pfalzgraf und Dorothee folgten wie Bachus und Ariadne auf einem offenen Bauerwagen, der Kanzler ritt mächtig einher wie ein Centaur, der eine Amazone gefangen, denn hinter ihm saß auf dem Pferde die gewesene Frau von Therabis und hielt sich an seinem Gürtel im Gleichgewicht. In solchem Zustande einer Zigeunerbande oder wandernder Schauspieler zogen die hohen Herrschaften aus der Hochzeitsnoth in den Hochzeitsüberfluß ein, der inzwischen zu Heidelberg durch den Bruder des Pfalzgrafen sich aufgehäuft hatte. Hören wir den guten Hubert

selbst, wie er an Dürer schreibt, als er ihm das Geld wiederschickt, welches derselbe zu seiner Auslösung aus dem Narrenthurme verwendet hatte: Der Pfalzgraf Friedrich wurde in der Schloßkapelle, nachdem jene Vermählung beim Abte nur für eine Prokuration gegolten, durch Bischof Philip von Speier nach christlichem Brauche zur Ehe gegeben. Die übrige Zeit dieses Tages ward zugebracht mit köstlichen Speisen und Tafelhalten und nach demselben mit Tanzen. An Gästen und Fremden sind gezählt worden in die viertausend, welche allesammt sowohl auf dem Schlosse wie in der Stadt mit Futter und Mahl versehen worden. Da der folgende Morgen anbrach, waren da die Gesandten der Stadt Nürnberg, die hatten mit sich ihre Verehrungen, damit sie den Bräutigam und die Braut begabten. Hernach wurden etliche Tage auf einander Ritterspiele auf dem Markt gehalten und ward nichts unterlassen die Braut sammt den anwesenden Gästen fröhlich zu machen und vermeinte der Fürst er werde durch diese Heirath zum Ende seiner Mühe und Bekümmernisse und zur gewünschten Ruhe kommen. Ich aber verfaßte in einem lateinischen Carmen genaue Beschreibung aller fürstlichen Leiden bei Heirathswerbung und Hochzeit, unter denen gewiß nicht die kleinste ist, daß Jedermann sich darum bekümmert, forschet, falsche Gerüchte zusammenträgt, endlich mit einem Gedichtchen, kleinen Glück-

wunsche, oft wegen einer überreichten schlechten Blume oder hergestammelter unverständlicher Worte sich einen Anspruch auf Gunst und Gaben zu machen gedenkt, ja wohl gar ungeziemend tadelt, wenn die erhaltenen Geschenke nicht nach Wunsch ausgefallen sind, denn besonders die Hofleute von Profession sind noch habgieriger auf goldne Geschenke als die Prediger und Küster beim Vorschneiden nach den Nierenstücken

---

Die Kirchenordnung.

(Erzählung.)

1. Der verschwundene Pfarrer.

Zur Zeit des Gothaischen Krieges im Jahre 1567 hatte eine Sonnenfinsterniß die Bewohner des Dorfes Marienbild auf der Straße versammelt. Alle Augen flimmerten wie Sonnenstäubchen in Licht und Thränen, und mit aller Pracht ihres Aufgangs hatte die Sonne wohl nie so viel Aufsehen gemacht. Doch Niemand freut sich dieser Erscheinung wie der Magister Cyriakus, der Hofmeister des Amtshauptmanns, weil er als ein gelehrter Mann, im Briefwechsel mit einem Nürnberger Astronomen, den Eintritt dieser Finsterniß genau vorausgesagt hatte. Die Haushälterin des alten Pfarrers Melchior rühmte dies zu seiner Ehre, und wie es ihr alter Herr erst nicht habe glauben wollen, als aber die Finsterniß dennoch eingetreten sei, in seinem Lehnstuhle die Hände jammervoll gerungen habe, daß es kein Mittel gegen Sonnenfinsternisse gebe. Dann, als die Dunkelheit zugenommen, habe er ihr die Enten im Hofe gezeigt, wie sie den Schnabel auf den Rücken gelegt zum Schlafen, und wie die Tauben in immer engeren Kreisen um den Taubenschlag geflogen wären, als ob sie die starren, weißen Wolken gefürchtet, die wie Schnee-

berge im dunkeln Blau des Himmels gestanden. Als er durch sein Fenster nach der Straße die vielen Menschen erblickt, die sich fast blind gesehen, da habe er ausgerufen: So geht es, wenn das Licht des Glaubens verschwindet; da kommt ein Schrecken und eine Neugierde zugleich in die Welt, und Keiner weiß woher! — „Der alte Herr wird schwach, sagte der Magister, sie muß ihn nicht so lange allein lassen!" — Die Haushälterin eilte in den Pfarrhof zurück, aber die Leute hörten sie bald gar ängstlich rufen, und sie erzählte Jedermann erschrocken, daß sie den alten Pfarrer nirgends finden könne. Die Leute suchten mit halb geblendeten Augen, glaubten ihn bald im Brunnen, bald unter der Kellertreppe zu sehen; aber bei genauerer Betrachtung fand sich nichts; — keine Spur war aufzufinden. Nun erst verbreitete sich Schrecken wegen der Sonnenfinsterniß, die längst vorüber war. Die Mütter riefen nach ihren Kindern, ob ihnen keins genommen; Andere suchten nach ihren geringen vergrabenen Schätzen. Auch der Magister Cyriakus wußte nicht, was er von der Sache denken sollte. Der Amtshauptmann brummte vor sich, der Teufel möge ihn wohl geholt haben, weil er in seinem Glauben weder warm noch kalt gewesen; ihm sei es lieb, nun werde doch endlich sein braver Cyriakus in die Pfarrstelle eintreten.

Der alte verschwundene Pfarrer war bei dem An-

fange der Reformation als ein junger Pfarrer, um seine Stelle zu bewahren, mehr der Gesinnung seiner Gemeinde, als seiner eignen Überzeugung gefolgt, da er sich auch für dieselbe erklärt hatte. Er hatte die Art Nachgiebigkeit, die den Meisten eigen, welche ein hohes Alter erreichen, und durch dieselbe erhielt er sich bei allen leidenschaftlichen Streitigkeiten, welche die neue Kirche zerrissen, in seinem Amte nützlich und wirksam, obgleich von seinen Amtsgenossen nicht ausgezeichnet. Nie brauchte er eine der kräftigsten Kirchenstrafen, Abkanzelung, oder Kirchenbann, welche, seit der Herstellung des Religionsfriedens, von den protestantischen Geistlichen angewendet wurden, um doch wieder in anderer Art eben diese Gewalt herzustellen, gegen welche sie sich ursprünglich aufgelehnt hatten.

Damals erhob sich die Gewalt der Beichtväter an den Höfen; es entstanden auf diesem Wege überall kleine Päpste, welche in kleinen Concilien die unbedeutendsten Abweichungen in Glaubensformeln mit Strenge bestraften. Überall traten Kirchenordnungen hervor, welche auch einen Theil w e l t l i c h e r Gerichtsbarkeit wieder auszuüben trachteten. Selbst der Gothaische Krieg, der wegen eines in Gotha gehegten alten Verbrechens nah verwandter Fürstenhäuser, benachbarte Völker, Evangelische gegen Evangelische, bewaffnete,

war ein Zeichen dieser leidenschaftlichen Ordnungsliebe, und des geringen Einflusses verständiger Vermittlung.

2. Die Antrittspredigt.

Allzugut ist liederlich, sagte der Amtshauptmann, als die Leute den verschwundenen Prediger wegen seiner Güte rühmten; der Teufel hat ihn geholt, und wir müssen gleich einen andern haben, der die Kirchenordnung einführt. Er eilte zu dem Grafen und erhielt für seinen Hauslehrer, Cyriakus, diese Stelle, der sein Vaterland und seine Stelle daselbst, wegen Beeinträchtigung der von ihm für rein erklärten Lehre, schon vor mehreren Jahren aufgegeben hatte.

Nach vierzehn Tagen wurde er der Gemeinde von dem Superintendenten als Pfarrer vorgestellt. Zur Feier dieses Tages hatte der Amtshauptmann ein schönes Bild des jüngern Kranach in Wittenberg gekauft und an der Hinterwand des Altars, unter der Kanzel aufstellen lassen. Das Bild zeigte einen kräftigen Geistlichen, der das Amt der beiden Schlüssel, wie die Vergebung und Behaltung der Sünde genannt wird, in seinem Beichtstuhle verwaltet; wie er die Stirn eines knieenden, reuigen Sünders mit dem einen Schlüssel berührt und mit dem andern einen trotzigen halsstarrigen, ihn verhöhnenden Sünder droht. Darunter standen die Worte des Evangeliums: Wel-

chen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

Der Amtshauptmann glaubte etwas ganz Unübertreffliches geschenkt zu haben, und doch wurde er von dem Amtspachter in der allgemeinen Meinung überboten. Dieser nämlich schenkte einen silbernen vergoldeten Kelch, vor Jahren um ein geringes Geld von einem Landsknecht eingekauft, und glaubte durch diese Gabe sein Gewissen, das diesen Kauf ihm oft als Hehlung eines Kirchenraubes vorgestellt hatte, beruhigt.

Für das Kostbare hatte sich aber der Sinn noch mehr, als für die Kunst schöner Malerei, bewahrt. Diese war sogar Manchen ein bedenkliches Ärgerniß, während der Kelch mit allgemeinem Aufsehen und Andrängen, wie ein vornehmer Fremder, der Allen eine Ehre angethan, begrüßt wurde.

Den Amtshauptmann überflog eine Röthe; er hatte den Amtspachter gekannt, als er noch, statt der Zügel eines stolzen Rosses, das ihn zum Schlosse des Grafen trug, den Strick führte, der am Fuße eines Schweines festgebunden, dieses zum Markte geleitete; er dachte an die hohen Kornpreise, an die vielen Armen, die ihn reich gemacht, und an die Freundlichkeit des Grafen gegen den Mann, die auch nur mit Vorschüssen erkauft war.

Nachdem der Superintendent diese Gaben gerühmt,

und den neuen Pfarrer vorgestellt hatte, bestieg der Letztere die von der Tochter des Amtshauptmanns mit der Tochter des Pachters gemeinschaftlich neu belegte Kanzel. Seine dunklen Augen leuchteten unter den breiten, schwarzen Bogengängen der Augenbraunen, wie die Laterne eines Nachtwächters, die alle geheime Ungebührlichkeit des Orts, während der ganzen Nacht ungeputzt, hat beleuchten müssen. Endlich ist es nun Zeit, die Inquisition anzufangen; aber noch findet sich Zeit, alle drei Sanduhren umzudrehen, und sich noch drehend nach einer Bank umzublicken, wo ein alter Husten die Versammlung störte. Nun erst überließ er sich seiner wohl memorirten Begeisterung, die das Geschenk des Amtshauptmanns zu voller Ehre brachte, indem sie daraus den Text der Antrittspredigt entnahm, und zugleich den Sinn darlegte, wie Bilder eigentlich angesehen werden müssen, nämlich als gemalte Texte, weil nicht Jeder lesen, oder das Gelesene sich deutlich denken könne. Dann sprach er von der vernachlässigten Kirchenzucht, schonte seines alten Vorgängers nicht, der so manchen Sünder ohne öffentliche Buße habe durchschlüpfen lassen. „Aber das soll nun enden mit dem heutigen Tage," rief er, „darauf habe ich meine Hand statt des Eides gegeben. Unkeuschheit, Meineid, Fluchen, Todtschlag, Zauberei, Völlerei, Abwenden von reiner Lehre und Schänden des heiligen Wortes soll, unabhängig von der Strafe

des weltlichen Richters, wie es die Kirchenordnung vorschreibt, durch Exkommunication bestraft werden; der Schuldige soll nicht zum Tische des Herrn gelassen werden, soll vielmehr auf einem gesonderten Sitze dem Gottesdienste beiwohnen, und weder bei Taufen und Hochzeiten, noch bei anderen Festen erscheinen dürfen; soll, wenn er ohne Versöhnung mit der Kirche stirbt, außerhalb des Gottesackers, ohne Glockenklang und Gesang, beerdigt werden, zum Zeichen, daß er für die Ewigkeit verloren sey." — Bei den letzten Worten ließ sich einige Unruhe in der Kirche wahrnehmen; aber unerschütterlich belegte Cyriakus dies Verfahren mit Beispielen aus der ersten christlichen Kirchenzeit, und schalt auf die spätere Zeit, die Geldbußen als Ablaß eingeführt habe. Er berichtete von Ambrosius, dem Bischof zu Meiland, wie er dem mächtigen Kaiser Theodosius die Kirchenthüren verschlossen, als dieser bei der Dämpfung eines Aufruhrs in Thessalonika, mit den Schuldigen noch viele Unschuldige im Zorne hatte tödten lassen, und wie er ihn erst dann wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, nachdem derselbe sich der öffentlichen Buße gefügt habe. „So hätte ich es auch gemacht," rief er; „Kaiser und Bauer sind vor Gott gleich, so auch vor denen, die an seiner Stelle Gericht halten. Weil das Kirchengesetz über Alle gleich mächtig ist, darum freut euch seiner, ihr Armen, die ihr in welt-

lichen Händeln öfters die Ungunst und Wandelbarkeit der Gesetze, als ihre unerschütterliche Gerechtigkeit erfahret; ihr Reichen aber werdet arm vor Gottes Gesetze, damit ihr euch dem Himmelreiche nahet von einer Seite, da euch so viele verschlossen sind. Möge mich hier an öffentlicher Stelle der Geringste zur Rede stellen, wenn ich wegen des äußeren Ansehens eines Sünders die Kirchenordnung breche, den ewigen Zorn auf unsere Gemeinde lade."

Die Gemeinde schwieg erschüttert, des Mannes Überlegenheit war in seinem Äußeren noch fester, als in seinem Innern ausgeprägt. Er war schon funfzig Jahre durch die verwickelten Händel seiner Zeit thätig gegangen, nie an sich zweifelnd, oft an der Welt verzweifelt, und Jeder mußte ihm bei seiner ruhigen Stärke zutrauen, daß er auch anderen Geschäften, wenn er sie hätte treiben wollen, mit Tüchtigkeit vorgestanden haben würde. Auch war er schon seit seiner Ankunft, nebst dem Amtshauptmann, der gesuchte Rathgeber vieler Leute, und deswegen meinte jetzt ein Jeder, wie bei einem unverwerflichen Schiedsrichter, es müsse nun einmal ins Künftige diese Strenge zwischen Himmel und Erde obwalten, und diese Einführung erschien ihnen, wie ein neuer Bund zwischen beiden. Der Amtshauptmann, der die ganze Welt für verderbt, und nur sein Haus für vollkommen hielt, blickte schadenfroh nach allen ihm bekannten Sündern, während

rend seine Frau, Ottilie, für ihre Kinder betete, die ihr schon manches Herzeleid bereitet hatten, welches sie der Strenge ihres Gemahls verheimlichen mußte. — Der Sohn, Achats, hatte den weichen Sinn der Mutter geerbt; er konnte sich nicht in die Absichten seines Vaters fügen. Dieser hatte ihn endlich, als untauglich zu Krieg und Jagd, auf die hohe Schule nach Wittenberg geschickt, damit er sich als Jurist den hohen Staatsämtern nähern könne. In Wittenberg, wo damals die Theologie am Grabe Luthers blühete, hatte diese die ganze Seele des frommen Jünglings ergriffen; er mußte diese Studien dem Vater vergeben, der sie eines Adligen für unwürdig hielt, seitdem kein Bisthum mehr seinen weltlichen Glanz damit vereinigte. Die Mutter wagte nicht, dieses fromme, aber ungehorsame Beginnen des Sohnes dem Vater mitzutheilen, und selbst der strenge Vertraute, Cyriakus, hatte aus Liebe zu seiner Theologie sein moralisches Auge dabei zugedrückt; hier war seine einzige Gnadenseite, wo das Gesetz keine Macht über ihn hatte. „Ist der Sohn eine Stütze der Kirche geworden," sagte er, „dann ist es Zeit, wenn der Vater zürnen sollte, sein Gewissen zu rühren; dann soll er vor dem Vater niederknieen, und der Vater muß ihn segnen."

Die Tochter, Klelie, quälte das Mutterherz von einer andern Seite, durch ihre Heftigkeit und Heimlich-

keit, welche oft bei der Strenge des Vaters einen grauenvollen Ausgang befürchten ließen; Beide mußten stets mit Sorge auseinander gehalten werden, obgleich Beide für einander eine Art von Anziehung hegten. Was die Mutter dem Magister Cyriakus, der stets nach reiner Lehre trachtete, gar nicht zu sagen wagte, das lag auch in diesem Augenblick auf ihrem Herzen: wie sie jene nämlich mehrmals betend gefunden; bei alten halb erloschenen Bildern in der wüsten Kirche des im Bauernkriege zerstörten Nonnenklosters, dessen Gebäude ihnen zum Theil zur Wohnung eingerichtet waren. Auch hatte sie bemerkt, wie sorgsam sie sich Reliquien aufbewahret hatte, die einmal zufällig in einem versteckten Kasten an der Rückseite des Altars entdeckt worden waren.

Daß das Mädchen auch so Etwas, wie eine Liebschaft habe, war nur Vermuthung aus ihrem Betragen; aber die Mutter wußte, daß keine Drohung ihrer Tochter dies Geheimniß entreißen werde, und daß ihr Gemahl eben so wenig einen Bräutigam billigen werde, den er nicht selbst, ohne Einmischung von Frau und Kind, ausgewählt. Die Mutter hatte wohl ein Mal die Tochter bei einer bedeutenden Stelle der Predigt mit dem Ellenbogen leise angestoßen; Klelie aber, wie aus einem schönen Traum erwachend, hatte ihre langen blonden Locken geschüttelt, und laut gefragt: „Was ist, liebe Mutter? Ich habe schon mein

Klingelbeutel=Geld herausgenommen.“ — „Nichts,“ sagte die Mutter; „ich wollte Dich nur erinnern, daß Du wieder so krumm sitzest; die Leute meinen endlich, daß Du wirklich verwachsen bist.“ — Der Vater gebot in diesem Augenblicke mit drohenden Blicken Stille, und die Mutter betete, daß ihr Haus doch ohne Schande aus diesen Verwickelungen herausgehen möge.

3. Schmaus und Streit.

Nach der Kirche war in dem wohl gereinigten Pfarrhause ein Mahl aus der Kirchenkasse von der Amtshauptmännin veranstaltet, weil der Superintendent zugleich Kirchen= und Schulvisitation angeordnet hatte. Sie hatte Alles zwar anständig, aber doch so sparsam eingerichtet (weil es aus der frommen Stiftung des ehemaligen Nonnenklosters bestritten wurde), daß es der von der Reise ausgehungerte Superintendent nicht ungern sah, als der Pachter mit der Zugabe eines gemästeten Consistorialvogels (so nennt man die calcutischen Hähne, die sich aus Vasco da Gama's Entdeckung jetzt allmählig über Europa verbreiteten), und mit einem irdenen Kruge voll alten Frankenweins eintrat; vielmehr rief er nach der Darbringung dieses Opfers zum Pachter: „Ihr habt wohl gethan, spricht Paulus, denn ich bin erfüllet, da ich empfing, was von euch kam, ein süßer Geruch, ein

angenehmes Opfer.“ Dem Amtshauptmann war aber dieses Opfer gar nicht gefällig; er hätte es zurück geschickt, wenn der mächtige Superintendent nicht schon die zweizackige Gabel dem Vogel in die Brust gestoßen hätte, und mit dem Messer durch die fette Kurste gesegelt wäre. Aber den Wein wollte er wenigstens bei Seite stellen, weil sie schon versorgt wären; doch der bäu'rische Geber versicherte, die Herren möchten nur kosten, es sei kein Landwein wie der vom Herrn Hauptmann, sondern echter Frankenwein, wie ihn sich die Altgläubigen vorbehielten; seine Schwester sei in Franken verheirathet, und habe ihm den gesendet. —

Der Amtshauptmann fluchte, daß sein Herr, der hohe Graf, Landwein trinke, und seine Pachter tränken Frankenwein. Der Pachter antwortete: „Der Herr könnte schon von meiner Pacht den besten Rheinwein Jahr aus, Jahr ein trinken; aber er hat so viele Mittrinker, so viele unnütze Diener, so viele Kriegsgurgeln zu füllen.“ — Kriegsgurgeln, fuhr der Amtshauptmann auf, soll ich Euch den Spieß durch den Leib rennen? — „Was ereifert ihr Euch, Herr Gevatter,“ antwortete der Pachter, „habe ich nicht selbst so viel Getreide, Leinwand und Tuch zu dem Gothaischen Kriege liefern müssen, daß die Pacht fast aufgeht?“ — Aber der Amtshauptmann wollte nichts hören, sondern winkte dem Pachter, daß er das Zimmer verlasse, welchem Gebote dieser auch unter den

Danksagungen der übrigen Gesellschaft, mit einigem Murren Folge leistete.

Kaum war er hinaus gegangen, so übte Herr Cyriakus sein geistliches Recht der Ermahnung. „Wie leicht hätte der heilige Tag durch Mord befleckt werden können," sagte er; „Ihr sprachet vom Spieße, und wenn Jener nicht gegangen wäre, Ihr hättet gemeint, ihn Ehrenhalber wirklich ergreifen zu müssen!" — Aber der Hauptmann schwor bei seiner Ehre, das Drohen mit dem Spieße sei nur eine Redensart; er lange wohl auch darnach; aber er habe ihn noch nie anders, als gegen Feinde gebraucht in gleichem Kampfe; das Wort komme ihm auch nur beim Weine zuweilen in den Sinn, und er schwöre, bis zum nächsten Abend kein Wort zu reden, um sich eben an dem Gliede zu strafen, welches gesündigt habe. Der Magister wollte ihm den Vorsatz der Selbststrafe ausreden, weil er selbst nächstens über die Sünde in Worten predigen wolle, aber der Amtshauptmann nahm, seinem Worte treu, schweigenden Abschied, und ließ sich nach Hause leuchten.

4. Die Lichterscheinung in der Schüssel.

In seinem Hause war der Wortwechsel mit dem Pachter auch nicht ohne Folgen geblieben. Durch die

jugendliche Geselligkeit und jungfräuliche Redelust, die Klelie mit Emerenzien, der Pachterstochter, noch jetzt verband, obgleich sie innerlich einander viel verschwiegen, was sie näher anging, war es auch der Pachterin genau zu Ohren gekommen, wie viel im Ganzen aus der Kirchenkasse zum Visitationsschmause entnommen worden sei, und wie viel jede Speise dazu gekostet habe. Mit der Verwendung von zwei Groschen konnten die Mädchen, trotz ihrer zwanzig Rechenfinger, nicht fertig werden. Als nun der Pachter den Streit seiner Frau vertraut hatte, ließ diese in Gegenwart Kleliens eine anzügliche Reden fallen, wie viel sie umsonst zu dem Schmause beigetragen, da andere hochtrabende Leute nicht einmal vom lieben Kirchengute Rechnung ablegen könnten.

Klelie wurde roth von beleidigtem Stolze, eilte zur Mutter, und berichtete den Vorwurf im ersten Zorne. Diese rechnete sogleich nach, und wie es denn leider einen eignen Schwindel des Gedächtnisses gibt, welcher aus der Furcht entsteht, etwas vergessen zu haben, und eben dieses Vergessen hervorbringt, so vergaß auch die Mutter die Verwendung jener beiden Groschen, obgleich sie recht sicher wußte, daß kein Pfennig verloren gegangen sei. — Der Mann kam vom Feste, er sollte ihr rechnen helfen, aber er antwortete nur in Zeichen, gleich als ob ein Schlagfluß ihm die Zunge gelähmt habe. Die Frau wollte zum

alten Jakob schicken, der außer dem Vieh, auch schon manchen Menschen geheilt habe; aber er donnerte einen Fluch heraus, daß sie es lassen sollte, und verdammte sich gleich schriftlich zu dreitägigem Stillschweigen. Es war Zeit zum Schlafen; aber die Frau konnte nicht einschlafen. Sie rechnete halb laut, und empfing dafür vom Gemahl einen leisen Schlag mit dem Pantoffel auf dem Mund, weil er dies als ein Mittel gegen das Reden im Schlafe hatte rühmen hören. Am Morgen schwankte sie fast in ihrer Ehrlichkeit, um ihre Ehre zu decken; sie wollte die zwei Groschen auf den Preis des Weines legen. Da fiel sie auf ihre Kniee nieder, und flehte zum Himmel, daß er sie nicht in Versuchung führe. In demselben Augenblicke trat die Tochter frohlockend herein, und meldete, wie der Magister, als sie ihm die Rechnung zur Prüfung vorgelegt, nach einer zinnernen Schüssel geblickt, die, vom Feste stehen geblieben, von der Sonne hell beschienen wurde, und durch den gelben Schein an den, in der Rechnung vergessenen, Saffran erinnert worden sey. Die Rechnung war nun richtig; die Mutter fiel der Tochter schluchzend um den Hals, und gelobte, ihr dafür künftig viel zu verzeihen. Gleich mußte die Tochter, die beim Magister gut schreiben gelernt hatte, die Rechnung abschreiben, in einigen Stachelreden für die Nachrechnung der Frau Gevatterin danken, und ihr im Allgemeinen erzählen, wie

viel der Amtshauptmann für die ganze wirthschaftliche Einrichtung des Pfarrers gethan. Der Amtshauptmann kam dazu, und ließ noch hinzufügen, das eine so nichtswürdige Verläumderin nie über seine Schwelle kommen solle, auch er sie nicht mehr neben sich auf dem herrschaftlichen Kirchenchore dulden wolle. Der Brief wurde durch eine Magd abgesendet. Bald entstand im Pachterhause ein Toben; es kamen Boten daher und brachten geliehenes Wirthschaftsgeräth zurück, und forderten anderes; denn beide Wirthschaften hatten sich bis dahin gegenseitig unterstützt. Bald wurde auch einberichtet, daß der Pachter sein Sonntagswams angezogen, und sich an der Hinterthüre auf sein bestes Pferd gesetzt habe, ohne irgend Jemand zu vertrauen, wohin er zu reiten gedenke.

5. Hoher Chor und Adelsbrief.

Das Geheimniß dieses Ritts entwickelte sich schon nach drei Tagen, als der Amtshauptmann eben des Gelübdes zu schweigen entledigt war. Es wurde ihm ein Schreiben des Grafen eingehändigt, welches ihm anzeigte, wie er dem Amtspachter erlaubt habe, sich in der Kirche, dem herrschaftlichen Chore gegenüber, auf eigene Kosten einen Chor zu bauen: der Amtshauptmann griff nach seinem Spieße, und lehnte ihn dann wieder sacht an die Wand; dann zerriß er das

hohe Schreiben in schmale Streifen, weil er den Ton des zerreißenden Papiers durchaus nicht ertragen konnte. Dies war der Riß, der die beiden Haushaltungen im alten Kloster, die einander sonst so manchen Dienst erwiesen, einander so manche böse Wetterstunde vertrieben hatten, auf immer schied, und die Einsamkeit des Landes dem Amtshauptmanne, welcher die Geselligkeit liebte, doppelt fühlbar machte. Nach dem ersten Zorne sang er sich einen alten Soldatenspruch:

Es ist doch Alles eitel
In irdischer Welt,
Der Eine hat den Beutel
Der Andere das Geld:
Sage mir, Salomo,
Bist du im Himmel froh?

Ja, ich bins, rief eine bekannte Stimme hinein, und verschwunden war aller Unmuth. — „Herzens Bruder,“ rief der Amtshauptmann, „bist Du endlich einmal aus Deinen Höhlen zu Tage gekommen? Du alter Krebs, kommst einmal wieder zum Feuer herausgekrochen? Wein her!“

Es war der Berghauptmann, dessen rothes Gesicht ihm wie ein Krebs entgegen strahlte, sein alter Kriegskamerad, mit weniger Leidenschaft als er, aber mit mehr Weltsitte und Klugheit begabt, ein brauchbarer Rathgeber in allen Verhältnissen, zum Hofe und zur Ritterschaft.

Der Amtshauptmann schüttete ihm bald sein Herz

aus; sein Zorn diente ihm schon zur Unterhaltung er fraß nicht mehr an seinem Innern. „Sei ruhig, Herr Bruder," entgegnete der Berghauptmann, „Du bleibst, was Du bist, und der Geldmacher, wenn er aufsteht, und sich erheben will, muß das Geldmachen lassen. Ich kenne die Hand, die ihn jetzt beim Grasen hebt; eine Hand wäscht die andere; — er geht auf Strümpfen, wir klappern mit den Sporen; wir kommen zu Roß doch endlich weiter, er muß im Staube versinken. Ich habe Dir andere Dinge vorzutragen!" Und nun erzählte er, daß ein unbeerbter Oheim, mütterlicher Seite, seinem Sohne, Egenolf, ein schönes Gut bei Lebzeiten abtreten wolle, wenn sich dieser verheirathen, und zu einem ordentlichen Leben entschließen möchte. „Der Junge macht es freilich jetzt etwas toll, aber er sticht den Mädchen doch in die Augen," fuhr er fort. „Ich dachte, daß er Deiner Klelie als Mann gefallen würde, wenn er Dir recht ist; er hat dumme Streiche mitunter laufen lassen, aber lauter solche, deren wir uns jetzt noch rühmen, wenn die Kinder nicht gegenwärtig sind. Liebeleien und Raufereien jagen ihn von einem Fürsten zum andern; doch wenn er sich die tollen Hörner erst abgelaufen hat, so weiß er um so besser, wie es in der Welt steht. Besser früh, als spät, sagte mein Hofmeister; denn frühe Thorheit läßt sich mit später Klugheit ausgleichen, aber frühe Klugheit dient

später Thorheit zum Vorwurf." — „Recht so," rief der Amtshauptmann, „so wahr ich lebe, er soll Klelien zur Frau haben; in dem steckt doch noch Etwas. Nur kein Kopfhänger, keine Schlafmütze, wie mein Achats! Mag dem der Kopf rauchen, bei seinen Gesetzbüchern, wie der Acker im Frühjahr: Rauch ist Rauch, und Feuer ist Feuer. Ich liebe nicht den Ackerbau; ich lieb' den Wald, und wie der Achats sich zuweilen bei der Jagd anstellte, ich hätte ihm den Spieß durch den Leib rennen mögen! Wer kein guter Jäger ist, der taugt auch nicht zum Kriegswesen! Die Leute hier konnte er, wenn ich einmal abwesend war, gar nicht in Ordnung halten, weil er Alles gelind abmachen wollte. Aber seit dem Bauernkriege ist der Teufel in die Leute gefahren, dazu kömmt des Pachters starkes Bier; das Wirthshaus wird nicht leer; — da giebts Händel. Wäre der verdammte Pachter nur fort; ich sehe erst jetzt recht ein, wie er die Leute verdirbt." — Nun erzählte er ihm seinen Verdruß und fuhr fort: „Wenn es nur wahr wäre, was die Frau zu den Waschweibern geklatscht hat, der Mann werde geadelt und kaufe sich ein Rittergut in Franken." „Glück auf, zum neuen Heldengeschlecht," rief der Berghauptmann; „der Kaiser treibt es jetzt arg mit den Adelsbriefen." Dann sang er:

Es hat die Welt sich umgekehrt,
Der Esel jetzt die Leute lehrt,

Es thut kein Stand mehr was er soll,
Von Weisheit wird die Welt jetzt toll.
Der Schneider wird ein Edelmann,
Ein Brieflein dazu machen kann;
Er tritt ins Haus mit span'schem Rock
Deß wundert sich sein Ziegenbock.
Es stutzt der Bock und stößt auf ihn,
Da muß der Schneider schnell auszieh'n,
Verliert den Brief und auch die Sporn,
Und all sein Geld, das ist verlor'n.

„Da fällt mir Etwas ein," fuhr er fort, „als käm's vom Himmel. Bruder ich schaffe Dir Genugthuung für Deinen Ärger! Ein Schriftmaler wohnt bei mir, der soll ihm auf Pergament den besten Adelsbrief aufsetzen, als Herrn von Hungerharke und dabei eine ungeheure Rechnung, die er auf dem Landtage zu zahlen habe. Denk' Dir den Jubel, wenn er da eintritt, seinen Kratzfuß macht, wie er ihn beim Tanz in der Schenke gelernt, und dabei den einen Arm nach hinten streckt, das Maul bis an die Ohren zieht, und wie ein Eber mit den Augen blinkt! Wie wird der Landesälteste ihn andonnern, ihm sein Pergament zerreißen, sein Geld zum Fenster hinaus, ihn die Treppe hinunter werfen!" — Der grausame Einfall erschien beiden Herren nur von seiner lächerlichen Seite; er wurde gebilligt und der letzte Ärger mit Wein hinunter getrunken. Klekie kam jetzt mit ihrem zahmen Marder herein, um ihn dem Berghauptmann vorzustellen, weil sie behauptete, er sei auch ein Bergmann.

Er mußte seine Kunststücke machen, an ihr herum klettern, und endlich auf ihrer Hand ein Ei zierlich öffnen und austrinken. „So muß getrunken werden,“ sagte sie, „nicht wie die Herrn Ritter aus breiten Pokalen. Dann herzte sie den Marder. und der Vater sagte ihr, sie werde bald einen größeren Marder herzen; sie solle nur fleißig an ihrer Ausstattung nähen. „Ich gehe ins adelige Fräuleinstift,“ sagte Klelie trocken; „die Ritter sind mir jetzt viel zu unritterlich, unartig und träge. Wenn ich so in den Büchern lese, wie es sonst gewesen, da gehen mir die Augen über; sie sind bald nicht mehr von den Großknechten zu unterscheiden, unsere jungen Ritter, und es thät Noth, daß man ihnen noch gute Worte gäbe, damit sie nur nicht neben einem in der Gesellschaft einschlafen.“ Die beiden alten Herrn fingen an, gebrochen spanisch zu reden, um einander zu versichern, daß Egenolf von ganz anderer Art sei. Klelie ging hinaus und sagte zur Mutter im Vorbeigehn, es sei ein besonderer Geist über die beiden Ritter gekommen, sie sprächen in fremden Zungen. Aber sie selbst war doch bewegt von dem Gedanken, was der Vater eigentlich mit ihr beschlossen habe; denn sie kannte seine Eigenwilligkeit in solchen Dingen. Beim Schein des Mondes trat sie in den schön beleuchteten Blumengarten; ein neuer Tag schien aufgegangen und das Werk ihrer Hände leuchtete ihr überall dankbar entgegen. Die

schwellenden Blüthenknospen waren an dem Tage in großer Zahl aufgeblüht, und sie schritt umher, wie eine sorgsame Mutter um die Wiege ihrer Kinder, ob sie alle gut liegen und ruhig schlafen. Mit Sehnsucht dachte sie an Emerenzien, wie diese ehemals gewesen; wie sie zusammen als anwachsende Mädchen in der Frühlingszeit vorüberreitende Ritter in der Straße, welche den Garten beschränkt, mit Blumen beworfen, und sie dann ausgelacht hatten, wenn sie ein Liebeslied angestimmt. Damals folgte sie mir, wie mein Schatten, seufzte Klelie; aber seit sie in der Stadt gewesen, ist unsere Vertraulichkeit nur Geschwätz; sie kann nicht mehr lachen, und ich verliere wenig, daß wir durch den Streit geschieden sind. „Ich will niemand mit Gewalt mit mir verbinden, und auch du, armer Marder, sollst von deiner Kette befreit dich des Frühlings freuen!" Sie löste sein Halsband; der Marder sprang seiner Freiheit ungewiß in die Hecken. „Lauf! sprach sie. — Keinem laß ich mich mit Gewalt verbinden!"

6. Der Bergmann.

Sie suchte nun zu ihrer Unterhaltung die Veilchen an den Mauerecken hervor, die seit Jahrhunderten da ruhig gewuchert hatten.

Die Blumenkelche sich öffneten heut,
Die Blumenseelchen wurden befreit,

Und schweben nun drüber in lauer Luft,
Ein lieblich süßer Frühlingsduft.
Was tief verschlossen in Menschenbrust,
Das trägt die Blum' in freier Lust
Wie eine Krone, die unsichtbar,
Und drunter glänzt der Leib so klar.
O laß den Leib, das Blätter-Kleid,
Du Menschen-Kind, es bringt dir Leid,
Und athme nicht die Seelchen ein,
Sie wecken dein Seelchen auf zur Pein!

Das hörte sie wohl in sich, aber sie achtete nicht darauf. Sie sog die Seelchen der Blumen im Dufte ein, und diese verlangten nach dem Leibe, und sie brach die Veilchen und pflanzte einen Theil in die Mitte ihrer Brust; die übrigen hielt sie zwischen ihren Lippen: sie hatten nie auf so schönem Lande gestanden und blühten auf zu einem neuen Tage. Was an das Mädchen streifte, indem sie ihren Gang fortsetzte, mußte mitziehen, Schneebälle, Crocus, Hyazinthen, Narcissen, die sie bis dahin so sorgsam in ihrem Zimmer bewahrt, und erst in den letzten Tagen eingepflanzt hatte; und dann sprach sie wieder:

„Eure Zeit ist kommen, ihr gehört der Zeit, und ich hab' vernommen, wie ihr der geweiht, die ich heimlich ehre, nach der alten Lehre, die im heil'gen Bilde unten tief versteckt, wo mit schwarzem Schilde sie der Stein bedeckt, wo sie nächtlich leuchtet, wenn ich niederseh', wenn von Thau befeuchtet diese Bergeshöh, wenn der Mondschein strahlte in den Felsenriß, wo sie

sich einst malte in der Finsterniß, da die Nonnen sahen dieses Antlitz mild, nach dem langen Flehen, vor dem falschen Bild."

Mit diesem Spruche nahete sie sich der eingestürzten Gartenmauer am schroffen Schieferabhange, wo die Landstraße vorübergeht, um zu sehen, ob sie in dem Risse des Felsens, welcher durch jenen Einsturz eröffnet war, dies heilige Naturspiel, eine Muttergottes mit dem Kinde, die deutlich von ihr bei gewisser Einstrahlung des Mondes entdeckt worden war, unter so feierlichen Ahnungen für ihre Zukunft wiederfände. So mit halb betendem, halb von den Blumen geschlossenem Munde trat sie an jenen Abhang, und erblickte mit einigem Erschrecken eine Lampe, die einen Bergmann beleuchtete. Erst trug er sie auf seiner Bergmannsmütze, dann stellte er sie auf ein vorragendes Felsstück und näherte sich nach dem Anzeigen einer Wünschelruthe, die er führte, eben jenem Risse, wo Klelie das Bild der Muttergottes erblickt hatte. Er drang nicht zu ihr; er schien durch verschiedene Anzeigen geirrt, aber doch von einer nahen Hoffnung sehr erfreut; so deutete sie seine Bewegungen. Er legte die Wünschelruthe beiseite, hob ein Eisen, das sie für einen Pfeil hielt, eine große Magnetnadel, aus einer Scheibe, ließ sie auf einer Stecknadel spielen, und hob mit der andern Hand seine Lampe empor, um ihre Richtung zu beobachten. Klelie hätte

auf-

aufschreien mögen; sie lehnte sich immer weiter über, denn von oben angesehen schien er die pfeilförmige Magnetnadel sich durch das Herz zu stoßen. Er war auf seine Kniee gesunken. Im ersten Schrecken entfielen ihr die Blumen aus dem Mund und von der Brust, und stürzten wie ein buntfarbiger Regen auf ihn nieder. Er schien zu erschrecken, die Magnetnadel entfiel ihm; er hob sie sorgfältig auf, und blies den Staub von ihr ab. Sie sah noch deutlich, daß ihre Besorgniß, als ob er sich das Eisen durch das Herz gestoßen, ganz ohne Grund gewesen, und schwenkte sich dann beschämt mit schneller Bewegung in den Garten zurück, um nicht überzustürzen oder gesehen zu werden.

Jetzt stand sie hinter den großen Blumentöpfen, welche auf die Gartenmauer gestellt waren, und wagte nur mit einzelnen Blicken ihn zu überschauen. Aber sie sah ihn deutlicher nachdem er voll Verwunderung aufgestanden war, und vom Monde beschienen, der Blumenquelle nachzublicken schien, die sich über ihn ergossen hatte. Seine dunkeln Augen blickten so sehnsuchtsvoll zum Himmel, dem er diese Gabe zuzuschreiben schien; sein bleiches Antlitz schien von Andacht geläutert, so weit es dem sterblichen Theile möglich ist. Er bezeichnete sich mit dem Kreuz, und zog unter seiner Hemdkrause eine Schnur von rothen, weißen und goldnen Steinen heraus, die ihm um den Hals hing, und betete in fremden Zungen. Sie glaubte

sich nur durch Neugierde festgehalten, um endlich einen Katholiken, mit allen seinen wunderbaren Glaubensäußerungen, zu belauschen; aber die Schönheit des Bergmanns hatte einen größeren Antheil, als sie glaubte. Sie sah wie sorgsam er die Blumen auflas, sein Bergmanns-Hemd öffnete, und sie mit dem Rosenkranze an seinem Herzen verbarg; wie er seine Magnetnadel einpackte, und sich mit dem Kopfe auf einen Stein daneben zum Schlafen legte. Kaum hatte er den Kopf niedergelegt, so schien er auch vom Schlafe überwunden, als ob er ihm lange widerstanden habe; sie holte aus dem Gartenhause ihre Laute, auf welcher sie Cyriakus unterwiesen, daß sie die Hausandacht damit begleiten könnte, und versuchte es, Worte zu einem Bergmanns-Liede zu finden, sang es aber so verschämt, daß der feste Schläfer davon keinen Anklang vernahm.

Wenn es Veilchen regnet
Aus dem Himmelsblau,
Ist die Nacht gesegnet
Von der hohen Frau.
Blick auf, Mondenlauf
Sagt Dir: Glück auf!

Blicke in die Spalten,
Wo das Bild versteckt,
Himmlische Gestalten
Werden Dir entdeckt!
Blick' auf, Mondenlauf
Sagt Dir: Glück auf!

Wache aus dem Schlummer
Endlich wieder auf,
Der mit Todes-Kummer
Hemmt der Seele Lauf.
Blick' auf. Mondenlauf
Sagt Dir: Glück auf!

Meine Augen strahlen
Auch vom Segens-Licht,
Und der Sehnsucht Qualen
Dieser Segen bricht.
Blick' auf, Mondenlauf
Sagt Dir: Glück auf!

Sie hatte sich selbst durch den Gesang so in Freude gewiegt, daß es ihr nicht mehr leid that, von dem Schlafenden nicht gehört zu werden. Aber nun bedrängte sie neue Sorge, was aus dem Fremdlinge im Schlafe werden solle, ob er sich nicht erkälten, oder von Landstreichern beraubt, oder von den Schloßvoigten als Landstreicher eingefangen werden möchte; ob sie ihn dem Vater nicht empfehlen und durch den für ihn sorgen solle. Der Gedanke, ihn aus Gefahren retten zu müssen, überwand jede Scheu. Vielleicht bleibt er dann, rief es wohl in ihr; sonst zieht er mit dem nächsten Morgen fort. Sie eilte in das Zimmer des Vaters, das jetzt schon von manchem: „Runda, Rundadinellula" der beiden singenden Zechbrüder erklang. Aber sie ließ sich nicht stören, sondern behauptete, im Wege am Garten liege ein todter Bergmann. Gleich griff der Vater nach seinem Spieß, der Berg-

hauptmann nach seinem Fausthammer, worin eine Büchse verborgen. Der Schloßwächter wurde gerufen und mußte vorleuchten; die Tochter ließ sich nicht abhalten nachzufolgen. So kamen sie an die Stelle, wo der Bergmann schlief. „Wahrhaftig, das muß ein Todter sein," rief der Amtshauptmann, „er wacht nicht auf." Klelie erschrack; sie meinte, es sei Ernst geworden aus ihrem Vorgeben. Sie warf sich mit einem Schrei des Mitleids bei ihm nieder, ergriff seine Hand, und rief entzückt: „er ist noch lebenswarm." Bei diesem Worte richtete sich der Schlafende auf, die Laterne erhellte ihn, und der Amtshauptmann rief verwundert: „Alp, was ist Dir begegnet? Du gelehrter Ruthengänger, hast Du Deinen eigenen Weg verloren, um dem unterirdischen Wege der Metalle zu folgen? Komm auf das Zimmer im Schlosse, das ich Dir schon so lange eingerichtet habe! Oder hast Du etwa auch zu tief in den Becher gesehen, wie wir, und kannst nicht allein aufstehen? Der Wächter soll Dir helfen!" — Da stand der Bergmann rasch auf, — bisher hatte er der Jungfrau in die Augen geblickt, — und erklärte, daß sein gewöhnliches Nachtlager in freiem Felde, oder im Walde sei, wo er müde werde; doch da er dem Amtshauptmann diese Störung gebracht, wollte er ihm die Ruhe nicht mit hinwegnehmen, sondern einkehren und bei ihm eine Nacht zubringen. Klelie hörte jetzt, daß dies der

berühmte Ruthengänger aus Salzburg sei, der von dem Grafen zur Entdeckung neuer Erzgänge berufen, schon lange im Schlosse erwartet worden war; sie sah auch, daß dieser schwarzgelockte Fremde kein Jüngling ihres Alters, sondern ein Mann über vierzig, aber kräftig und wohl erhalten sei, und diese Entdekkung, statt sie zu kränken, mehrte im Gegentheil ihr Zutrauen, so daß sie ihm den Arm reichte, ihm den Weg zu zeigen, während der Vater sie als seine Entdeckerin rühmte. Er dankte ihr freundlich und versprach ihr dafür schöne Erzstufen zu schenken. Er redete mit ihr wie zu einem Kinde, und auch das wollte ihr gefallen. Im Schlosse trennte er sich von ihr mit einem Händedrucke, nahm weder Wein noch Speise an, sondern verfügte sich, vom Wächter geführt, auf das für ihn bereitete Schlafzimmer. Klelie sah aus ihrem Zimmer, daß er sein Licht bald gelöscht hatte. Nachher that die Mutter ihr den Gefallen, zufällig recht viel von diesem Fremdling zu sprechen, der ursprünglich ein Spanier sein solle, von guter Abkunft, aber aus Neigung zum Bergwesen, und wegen seiner seltenen Naturgabe, Erze und Wasserquellen tief in der Erde spüren zu können, sich schon seit vielen Jahren in Deutschland als ein Wandersmann, der nirgends Ruhe finde, einheimisch gemacht habe, auch in seiner Sprache nicht mehr als Fremder zu erkennen sei. „Der liebe Gott führt seine Kinder wunderbar,“

sagte die Mutter; „wenn mein Achats mit seinen vielen Büchern nur nicht eben so ein überstudirter Adept wird." — Wär er nur so wie der, dachte Klelie heimlich; da könnte ich ihn erst recht lieben!

7. Der alte Jakob.

Als die Suppe zum Frühstück aufgetragen war, wagte es Klelie, den Fremden selbst zu rufen. Sein Zimmer stand offen, er sprach über einige Erzstufen der Gegend mit dem alten Jakob, dem Thierarzte, der auch in der Gegend als Ruthengänger gebraucht wurde, aber wegen seiner vielen Geschäfte von ihr nur selten im Schlosse gesehen worden war. Alp drückte ihr die Hand und machte sie mit dem Alten bekannt. „Ich kenne ihn noch aus meinem dritten Jahre," sagte Klelie, „da wohnten wir eine Meile von hier, und ich wurde von einem bösen Geiste geplagt, daß ich beständig schreien mußte. Da brachte mich die Kinderfrau zu ihm, und sagte, das sei ein Mann von altem Glauben, und das habe sich der vor dem neuen vorausbehalten, die Teufel austreiben zu können. Und da trieb er ihn aus durch Handauflegen und Wasser, das er über mich goß." — Der alte Jakob wurde blutroth bei dieser Erzählung und zitterte, und sprach dann: „Ihr irrt Euch; nie habe ich ein solches Werk unternommen." Aber Klelie

ließ es sich nicht abstreiten, und der Bergmann trat zwischen beide und sprach: „wozu die Ängstlichkeit zwischen edlen Menschen? Klelie wird als ein Geheimniß diese Wohlthat bewahren; sie weiß, daß der alte Glaube hier verfolgt wird, obgleich viele ihn zu ihrer Heilung von Krankheiten brauchen.“ — Klelie legte die Hand auf ihr Herz, daß nie ein Wort über ihre Lippen kommen solle, aber Jakob möchte ihr mehr von dem alten Glauben erzählen; sie fühle große Sehnsucht danach. Alp versprach das im Namen des alten Jakob, er wolle sie zu ihm führen unter anständigem Vorwande.

Dem Amtshauptmann hatte die Unterredung zu lange gedauert, — er kam dazu, und nöthigte Jakob zum Frühstück; denn sagte er, „der ist ein braver Mann, der mir meinen Rappen curirt hat, dem habe ich immer die Stange gehalten, wenn ihm die Leute zu Leibe wollten, weil er nicht zum Abendmahl geht. Wenn ein Mann sich uns so lange im Guten bewährt hat, wie unser Jakob, müssen wir ihm schon ein Paar Meinungen gestatten, die wir an einem jungen Naseweis streng verfolgen würden.“ Diese Worte sprach der Amtshauptmann dem Magister Cyriakus eigentlich nach; denn so viel Nachsicht war seiner Betrachtung nicht verliehen, er dachte eigentlich nur an seine Pferde, deren Arzt ihm eine ehrenwerthe Sache war. Merkwürdig war es übrigens, wie der alte

Jakob, wegen dieser seiner Nutzbarkeit von allen Eiferern geschont blieb, und wie es in so langer Zeit, bei so manchen Versuchen, den katholischen Glauben auszutreiben, doch nie gegen ihn zur Klage gekommen war. Aber er wendete sich meist nur an ärmere Leute, und diese sahen seinen Glauben wie einen Theil seiner Arzneikunde an; wie sie die Medicin, die er verschrieben, wegwarfen, sobald sie gesund geworden, so lachten sie über seine Worte, nachdem sie durch sein Exorcisiren und Weihen den Teufel aus ihren schreienden Kindern ausgetrieben hatten, verriethen aber keinem ihrer Geistlichen die Sympathie, wie sie das Alles nannten, die sie zur Heilung anwendeten. Gab es doch unter den alten Müttern noch Gebräuche aus vorchristlicher Zeit, Opfer die sie an gewissen Tagen für Leidende unter seltsamen Ceremonien darbrachten, und die sie Jahrhunderte hindurch der viel schärferen Aufsicht katholischer Geistlichen entzogen hatten; wie konnte es ihnen schwer werden, diesen Wohlthäter ihres Viehes und ihrer Kinder nicht zu verrathen, obgleich sie alle überzeugt waren, es sey ein katholischer Pater, und deswegen nicht litten, daß er mit ihren Kindern spreche, wenn sie älter wurden, weil er sie zum Abfall von ihrem Glauben bereden könne.

Beim Frühstück wurde Viel vom Bergglücke gesprochen. Alp gab Hoffnung zu einer reichen Grube in der Nähe des Schlosses. Der Amtshauptmann

freute sich, einen Antheil daran bekommen zu können; er bedauerte, daß der Berghauptmann schon so früh fortgeritten sei. Von den Geheimnissen der verschlossenen Erde kam es zu den Geheimnissen, die sich in den Pflanzen offenbaren. Alp behauptete, daß Niemand so viel davon wisse, wie der alte Jakob; bedauerte, daß alle seine Entdeckungen einst mit ihm abstürben, und äußerte, dieser solle doch Fräulein Klelie darin unterrichten. Der Amthauptmann bat darum eifrig; der alte Jakob versprach es, und jener drängte nun Klelien, sogleich mit Jakob in dessen Wohnung zu gehen, und besonders das Geheimniß des Kropfpulvers, das braune Pflaster, und das scharfe Universalmittel zu erlernen, wovon ein Tropfen unter einem Eimer Wasser noch so große Wirkung hervorbringe. Klelie ergab sich in den Willen des Vaters, denn es war ihr eigener, — und ging mit Alp und Jakob zu dessen entfernter, einzeln stehenden Wohnung.

„Habt Ihr wirklich eine reiche Ader bei unserm Garten entdeckt?“ fragte Klelie; „denn darin unterscheidet Ihr Euch von Allen die ich kenne, daß Eure Rede immer einen gewöhnlichen, und einen tiefern Sinn zu haben scheint.“ — „Wirklich,“ sprach Alp, „bin ich bei dem Garten in Ungewißheit, was auf mich wirkt. Ich habe dort schon manche Nacht vergeblich gesucht; ist es eine Heilquelle, die dort verborgen, oder sind es geistliche Schätze, bei der Plünderung

des Klosters dort verschlossen, oder ist es wirklich ein Erzgang — immer hält mich die Stelle fest, und in dieser Nacht war es, als ob Blumen des Himmels auf mich niederregneten.“ — Klelie wurde roth, und fragte ihn, ob er das Muttergottesbild nie erblickt, das deutlich aus der Kluft in einem gewissen Schimmer des Mondes hervorschaue? Er versicherte, daß er es nicht gesehen, wohl aber, daß er Klelien im Traume erblickt habe, wie sie eine Schaar Nonnen zu einem heiligen Bilde geführt und sich mit Weihwasser besprengt habe. Dann habe er sie gesehen, wie sie mit Veilchen einen großen Bauriß zu einem neuen Kloster an der Erde dort bei der Gartenmauer bezeichnet habe. — Klelie wußte nicht, was sie denken sollte. Also, meinte sie, waren die Veilchen durch einen höhern Willen aus ihrem Munde über die geweihte Stelle herabgefallen. Sie klagte, daß es ihr an einem geistlichen Führer fehle, seitdem der heftige Ernst und die Streitlust des Magisters ihr Zutrauen zu ihm gestört habe. Alp wies sie an Jakob, der sei ein geweihter Priester, ein Missionär unter den abgefallenen Deutschen, wie Bonifacius und Anscharius einst unter den heidnischen Deutschen; er werde sie führen, ihm solle sie sich überlassen. „Warum nicht lieber Ihr? — Euch vertrau' ich,“ sagte Klelie leise. Alp fuhr erschrocken zusammen, machte das Zeichen des Kreuzes, und entferne sich etwas von ihr,

mit dem Ausrufe: „Ich bin ein Sünder. Diesem alten frommen Manne folgt; er sammelt heilende Kräuter auf seinen Bergreisen, er sammelt auch geheilte Seelen zu kleinen Gemeinden. Ihr werdet durch ihn die ganze Welt in der Kirche berühren, und mit ihr verbunden sein; er vereinigt die Klugheit der Schlange mit dem Gemüthe der Tauben.“ Jetzt waren sie an der Thür des Alten, der ihnen vorausgegangen war, und sie geöffnet hatte. Klelie trat mit pochendem Herzen ein, und Alp folgte ihr nicht; er schien überall seine eigenen Wege gehen zu müssen. Im Hause nahm der Alte seine falschen Haare ab; sie erblickte den geschornen Scheitel, um den ein Kranz von Silberhaaren wie ein leuchtender Heiligenschein gezogen war. Er legte mehrere Kleider ab, und schien nur so wenig irdischen Stoff an sich zu tragen, als zum Erscheinen auf dieser Welt eben nöthig war. Er sagte ihr, daß er für die Seele eines Freundes, der sich den Irrthümern entwinde, Messe lesen müsse, daß er ihre Gesinnung längst aus der Ferne erkannt habe, wenn sie bei den Heiligenbildern, die verlassen ständen, ihr Gebet einsam zu verrichten gemeint habe; er wolle ihr die Stärkung schenken, dem Dienste beiwohnen zu dürfen; doch müsse sie ihm vorher mit einem Kusse auf das Evangelienbuch Verschwiegenheit geloben. — Sie küßte die Gestalten von Elfenbein, die, auf dem Deckel des Buches befestigt, ihre Augen zu bewegen

schienen. Nun kniete sie nieder an einem kleinen Pult, an welchem der Alte sonst gewöhnlich seine Recepte zu schreiben pflegte. Er schob die Fensterladen zu, öffnete die Thüren eines Wandschrankes, hinter welchem ein Altar, von ewig brennender Lampe erhellt, verborgen war. Er zündete viele Kerzen an, und blickte in das aufgeschlagene Meßbuch. Da sah sie neben dem Altar einen schwarzen Sarg, dessen Deckel sich öffnete. Kaum wagte sie hin zu blicken; es stieg in geistlichem Kleide ein uralter Mann heraus, ergriff ein messingenes Weihrauchfaß, schüttelte aus einem Behältniß Kohlen, aus dem andern Weihrauch hinein, dann schwenkte er das Weihrauchfaß. Wie der süße Duft sie umwallte, trat er dem Altar so nahe, daß er von den Lichtern erhellt wurde. Jetzt erkannte sie ihn; es war der alte Pfarrer Melchior, der damals bei der Sonnenfinsterniß verschwunden. Ihre Gedanken verwirrten sich; sie sank mit einem Schrei ohnmächtig nieder.

Als sie wieder erwachte, fand sie sich in dem Laboratorio des alten Jakobs wieder, der Gott dankte, daß sie endlich die Augen aufschlage. Nase und Schläfe schmerzten ihr von den starken Einreibungen. Sie fragte nach dem alten Melchior; Jakob sagte ihr, sie müsse wohl von ihm geträumt haben. Auch von der Messe wollte er nichts wissen, und schien sehr froh, als Alp endlich kam, sie nach ihrem Hause zurückzu-

führen. Auf Alp, dachte sie, gehe ihr Gelübde der Verschwiegenheit nicht; sie beschrieb ihm den wunderbaren Reichthum des kleinen Altars, wie außer dem lieblichen Bilde der heiligen Mutter mit dem Kinde, so unzählige beflügelte Engel in Wachs, so wunderbare Goldblumen ihn umgeben hätten, wie künstlich die Kerzen gewunden und bemalt gewesen, welche blinkende gewundene Leuchter dieselben getragen. Alp erzählte ihr, daß dies nur ein kleiner Theil der Schätze sei, die Jakob bei der Zerstörung aus allen Gegenden gesammelt, und in ganzen Schiffsladungen zu den wilden Völkern hingesandt habe, die solche Kunst, bei ihrer eigenen Ungeschicklichkeit, noch recht zu ehren wüßten, zu den Missionären seines Ordens im fernen Indien: so müsse selbst die Zerstörung zum Guten gewendet werden. Dann beschrieb sie ihm das kostbar gestickte Meßgewand, das er angelegt habe, woran der fleißigste Mensch wohl tausend Jahre hätte arbeiten müssen, um so ganze Figuren mit allen Farben in Seide, wie in bunten Steinen, heraus zu treiben. „Hunderte arbeiten nur ein Jahr an solcher Stickerei," sprach Alp; „da seht Ihr die Wohlthat, wenn sich Viele vereinigen, wie in Klöstern. Solche Meßgewänder hat er zu Hunderten aus den Händen der Juden, die das Silber ausbrennen wollten, gerettet, um sie den Neubekehrten hinzusenden, die, bei ihrem Mangel an Werkzeugen, nicht einmal ahnen können,

wie solche Arbeit zu Stande kommt. Da ist wahre Glaubensfreude," sagte er; „da habe ich viel Heil gesehen neben der Gewalt. Hier sind die Menschen schon zu weit hinaus über diese Gaben, und widerstreben der höheren Gewalt, die sie drängt." — „Ich nicht," rief Klelie eifrig, „dies ist mein Glaube; ich erkenne mich wieder in allen meinen Bedürfnissen, und erkläre meine Ehrfurcht vor den Bildern, die sich nicht verlautbaren, und doch Tausenden durch ihren Inhalt Demuth, Liebe und Gebet lehren können, wenn sie nur nicht mit dem Vorwurfe angesehen würden, als ob es abgöttische Bilder wären, die in eigner Kraft Wunder thun könnten." — „Ihr seid in Eurer Einsicht weit über Eure Zeit, über Eure Kirche, auch über viele meiner Glaubensgenossen hinausgerückt," rief Alp verwundert; „Ihr seid hoch begnadigt und würdet bald einsehen, daß meine Kirche sich von dem Vorwurfe, als verehre sie Götzenbilder, eben so, wie von den übrigen Vorwürfen, längst gereinigt hätte, welche die Protestanten ihr machen, wenn die Schwäche des Menschenauges lange in die Reinheit der Sonne blicken könnte. — Die Nachsicht duldet dann Mißverständnisse, in so fern es das Verständniß vorbereitet." — Klelien fiel hier der alte Melchior ein, sie wußte nicht warum; aber sie konnte die Frage nicht unterdrücken, ob man sie nicht für fähig halte, die Wahrheit zu ertragen, ob der alte Melchior lebe, oder

welche Erscheinung sie dort gesehen. — „Ich war nicht gegenwärtig,“ sagte Alp, „aber sicher wird der Alte Euch sagen, was Euch zu wissen frommt; für heut genüge Euch ein erklärendes Wort: Denkt Euch einmal den Zustand einer Seele, die ohne eigne Überzeugung die Reformation mit der Menge hat schaffen helfen, und erst spät zu einem Nachdenken gelangt, was da eigentlich geschehen sei, und daß sich Manches doch noch ganz anders deuten lasse. Die späte Reue sucht die Unbesonnenheit der Jugend zu vernichten.“ — Sie waren in der Nähe des Schlosses, und Alp nahm mit einem Händedrucke ernsten Abschied.

8. Der Freudenbrief und Emerenzie

Während der Amtspachter mit großem Eifer durch einen Bildhauer aus der Stadt den vom Dorftischer gezimmerten neuen Chor mit ausgeschnitztem Laub verzieren ließ, und eben behaglich dem schönen Werke zusah, brachte der Bote aus der Stadt einen Brief mit großem Wappen versiegelt. Der Pachter besah erst mit Ehrfurcht die fremde Aufschrift, öffnete ihn dann und las mit einer Beschämung, als ob er nackt in großer Versammlung stehe, seine innersten Wünsche deutlich ausgesprochen. Er ging in sein Haus, indem er noch nebenher heftig auf die Frohnleute bei der Gartenarbeit schalt, um sich zu überzeugen, daß er noch

lebe. Er trat in seine Wohnstube, und sagte zur Frau: „Lies vor, was steht darin?“ — „Meinst Du, daß ich noch auf meine alten Tage in die Schule gegangen?“ antwortete die Frau, und reichte den Brief der Tochter, die heftig zitterte, weil sie ihr böses Geheimniß in dem Briefe aufgedeckt glaubte. — Als sie nicht lesen konnte, riß der Vater ihr den Brief aus der Hand und sprach: „Der Amtshauptmann hatte damals ganz recht, da er mir versicherte, der kaiserliche Rath, den ich vor Gotha sprach, als ich die Lebensmittel hinführte, sei ein Mann von großem Ansehen. Da schreibt er mir, daß seine kaiserliche Majestät auf seine Veranlassung mir einen Adelsbrief ausfertigen wolle, wofür ich aber den Werth von tausend Joachimsthalern auf unserm Landhause niederlegen müsse. — Was sind tausend Thaler gegen diese Ehre,“ fuhr er fort, und strich sich mit dem Krummkamm durch die Haare. „Ich kaufe mich unter dem Krummstabe an, da ist gut wohnen, ich werde katholisch; der Schwager kennt die guten Weinberge, ich kaufe sie, ich trinke alle Tage den besten Wein, alle hohe Herren gehen bei mir zu Gaste, sie wählen mich dafür zum Domherrn, endlich zum Churfürsten, denn Söhne habe ich doch leider nicht, die meinen Namen fortpflanzen könnten; ich lasse mich scheiden von Dir, aber ich behalte Dich im Hause als Haushälterin, wenn ich geistlich werden sollte!“ — „Du willst dich

von

von mir scheiden lassen?" sagte die Frau; „ich glaube, es hat Dir einer etwas aufgebrannt. Wie willst Du predigen können? Wenn Du nur eine kleine Historie erzählen willst muß ich Dir immer helfen! Und päpstlich willst Du werden, Du Gottes-Lästerer, um Kurfürst zu werden; da möchte ich Dir meinen ganzen Schlüsselbund auf die Stirn prägen!" — Der Mann sprang lustig zur Thür hinaus, und ließ die Frau schimpfen, bei der dieses Schimpfen auch kein rechter Ernst, sondern nur ein anderer Ausdruck der Freude war. Denn kaum war er hinaus, so sagte sie zur Tochter: „Einen Sohn muß ich noch haben! Geh hin, und bestelle mir den alten Jakob, vielleicht weiß er etwas dafür."

Die Tochter Emerenzie ging gern zum alten Jakob, denn dieser hatte sie seit ihrer Reise nach der Stadt wegen ihres steten Unwohlseins berathen sollen. Der kluge Alte hatte ihr aber nichts, als reines Wasser verschrieben, und ihr immer wiederholt, daß nur ein höherer Beistand ihr helfen könne. Endlich war es zum Bekenntniß gekommen, und sie hatte ihm vertraut, wie sie in der Stadt bei den Nähterinnen, die, in Ermangelung der Klöster, jetzt im Sticken mit Seide und Korallen und im feinen Nähen unterrichteten, die Bekanntschaft Egenolfs, des Sohnes vom Berghauptmann, gemacht habe. Er habe sie zum Abendtanz geführt, wofür sie ihm einen Kranz gegeben.

Die Nähterinnen hätten jede Zusammenkunft, ihres Vortheils wegen, gefördert. Sie habe nichts zu sprechen gewußt, darum habe sie küssen müssen. Das habe er ihr an einem schönen Frühlingsabend vorgesungen:

Weil ich nichts zu sprechen weiß,
Muß ich wohl Dich küssen,
Diese Sprache spricht so leis',
Ich nur darf sie wissen,
Diese Sprache ist so leicht
Und so reich begabet,
Wenns dasselbe Wort Dir deucht,
Es doch anders labet.

Die Natur begreif ich nur,
Seit ich küssen lernte,
Wie sie von derselben Spur
Sich noch nie entfernte,
Wie sie gleiche Blüthen schafft
Jedem Frühlingslichte,
Und in gleicher Worte Haft
Stammelnd sich verpflichte.

Der alte Jakob schüttelte mit dem Kopfe bei dem Liede, welches die arme Emerenzie so unglücklich gemacht hatte. Denn nun erst bekannte sie ihm, daß sie den Zustand kaum länger verbergen könne, worin sie sich befinde; sie habe ihn lange selbst nicht errathen. Darauf theilte sie ihm unter vielen Thränen mit, daß die Mutter sich einen Sohn wünsche. Der alte Jakob wurde dabei nachdenkend und sprach vor sich hin: „die Mutter ist sehr stark; es wird Nie-

mand verwundern, wenn man hörte, daß sie unerwartet entbunden. Die Zigeunerin, meine alte Kräuterfrau, kann Emerenziens Niederkunft besorgen; sie läuft in alle Häuser zum Wahrsagen." Emerenzie wünschte nur, er möge sie von dem Schimpfe der strenge öffentlichen Kirchenbuße retten, zu welcher sie der Magister Cyriakus, dessen Antrittspredigt sie mit Schrecken gehört, gewiß verdammen werde.

Der alte Jakob gebot ihr Schweigen, vielleicht gebe die Gelegenheit sich an, um diesen Plan ohne Anstoß durchzuführen. Zu jedem Falle werde er sie nach Franken fortzuschaffen suchen, wenn Egenolf gar nichts von sich hören lasse. Sie zeigte ihm einen Brief von Egenolf, worin dieser unübersteigliche Hindernisse in dem Willen seines Vaters vorgab, der ihn mit Klelien vermählen wolle; deswegen müsse er sie, wenn es die Umstände erlaubten, nach Böhmen zu einem vertrauten Kriegskameraden entführen. „Kommt er nicht," so sprach sie, „und wißt Ihr keinen Rath, so muß ich wohl dem Rufe der Unken im Schloßteiche folgen! — Jeden Morgen rufen sie mir zu: Du, Du, spring zu, hier ist Ruh!" — Wie sie dies gesprochen, hörte sie deutlich die Stimme des alten Pfarres Melchior, der sie immer so lieb gehabt, sie so oft beschenkt hatte: „Wenn Dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!" Sie sah sich erschrocken um, sah aber niemand, der gesprochen hatte. Sie floh

aus dem Zimmer, und der alte Jakob folgte ihr, sie zu bitten, daß sie ja nichts wiedersagen möchte. —

9, Glaubenstrennung und Brudermord.

Wir erinnern uns der Erzählung von zwei Freunden, deren einer sich katholisch, der andere evangelisch nannte, und die manches Jahr einander gegenseitig zu bekehren suchten, und heftig mit einander stritten. Als aber ihre Beschäftigung sie auf längere Zeit von einander riß, kreuzten sich gegenseitig ihre Briefe, in denen sie einander erklärten, daß jeder zu dem Glauben des Andern übergegangen, wodurch also beide, ohne es zu wissen, durch eine neue, fast unübersteigliche Kluft von einander getrennt waren; denn niemand verargt es dem, der eifrig bei dem Glauben sich zu erhalten sucht, in welchem er erzogen; wer aber einen andern zu dem Glauben beredet, den er selbst nicht bewahren kann, der scheint seinen Glauben nicht aus rechter Quelle geschöpft zu haben. — Zwar nicht in diesem, wohl aber in einem verwandten Glaubensverhältnisse standen Alp und Klelie zu einander. Er wagte nicht mehr, ihr seinen Glauben zu preisen, seit er, der sich immer mehr die Zuneigung des Amtshauptmanns mit seinen alchymischen Kenntnissen erwarb, ihre fromme Gesinnung kennen lernte. Keine

Entsagung kostete ihr etwas, wenn sie das Heil ihrer Seele damit zu fördern meinte; in jedem Wunder sah ihr Glaube gleich das Erhebende, ihr eigenes Leben schien ihm eine stete Wundererscheinung. „Und das Alles hat das evangelische Wort gebildet," seufzte Alp in sich; „wo fand ich Ähnliches bei den Unsern? Welche Wohlthat theilt sich in ihr auch uns mit! Ja die Allgemeinheit dieses Glaubens, der Alles zu erkennen, und sich in Allem wiederzufinden weiß, geht gegen meinen Willen zu mir über; ich vergesse der Wohlthaten meiner Kirche, und nur das Schmerzliche, was ich in ihrem Dienste verrichtet, steht vor mir mit blutiger Schrift." Klelie erkannte nichts von Allem, was in ihm durch sie angeregt, und verwandelt wurde; er konnte sich ihr nicht erklären. Wenn sie die Zeit gewinnen konnte, schlich sie zum alten Jakob. der aber so vorsichtig in seinem Bekehrungseifer war, sie halbe Stunden warten zu lassen, wenn Bauern mit kranken Pferden vor seiner Thüre harrten, die seiner Hülfe bedurften. Aber mit Staunen sah sie, wie diese Thiere sich von seiner heilenden Hand jeden Druck gefallen ließen; er schien ein Gott der Thiere, wenigstens Gotteshand durch ihn wirksam zu sein. Wie diese Welt der Sinne verderbt und wie sie geheilt werde, das schwebte ihr vor, gleich einem neu entdeckten Reiche; so brach sie einst in die Worte aus:

O grüner Baum des Lebens,
In meiner Brust versteckt,
Laß mich nicht flehn vergebens!
Ich habe dich entdeckt.
O zeige mir die Wege
Durch diesen tiefen Schnee,
Wenn ich den Fuß bewege,
So gleit' ich von der Höh'.

Ich bliebe dir gern eigen,
Ich gäb' mich selber auf, —
Willst du den Weg mir zeigen,
Soll enden hier mein Lauf?
Mein Denken ist verschwunden,
Es schlief das Haupt mir ein,
Es ist mein Herz entbunden
Von der Erkenntniß Schein.

Ich werd' in Strahlen schwimmen,
Aus dieses Leibes Nacht,
Wohin kein Mensch kann klimmen,
Mit des Gedankens Macht.
Es ward mein Sinn erheitert,
Die Welt mir aufgethan
Der Geist in Gott erweitert,
Unendlich ist die Bahn!

So sprach sie vor sich; aber weder ihm, noch dem geliebten Alp konnte sie ihr Gefühl ausdrücken, sie mußte mit ihnen über gleichgültige Sachen reden. Sie schämte sich vor ihnen, wie vor überlegenen Wesen, und beide konnten ihr so viel Neues von der Welt erzählen, daß die Stunden, welche das Hauswesen ihr übrig ließ, ihr schnell entschwanden. Übrigens bewahrten Klelie und Alp noch immer gegen

einander das ursprüngliche Verhältniß; er sollte ihr die Herrlichkeit des katholischen Glaubens zeigen, der in ihm schwankte; sie horchte ihm zu wie einem Lehrer, aber er konnte ihr nichts Neues mehr sagen, ihm war die Überzeugung entschwunden. So verstummte er eines Abends neben ihr, und sie machte ihm Vorwürfe, daß er Magnetnadel und Wünschelruthe bei Seite lege, als sie ihm eines Abends im Gärtchen an der Kirche begegnete. Sie ergriff selbst die Magnetnadel und versuchte sie an dem Gemäuer der alten verfallenen Kirche. Schon wollte sie den Versuch aufgeben, als die Nadel bei einer Stelle der Mauer angezogen wurde, wo kein Eisen zu bemerken. Alp machte sie aufmerksam, daß eine Zumaurung unter einem Bogen, die sich schon etwas abgelehnt habe, wohl irgend etwas verbergen könne. Auf ihre Bitte löste er mit seinem Hammer die Steine, und bald ward eine eiserne Thür sichtbar, deren verrostetes Schloß ebenfalls seinem Hammerschlage wich: sie erblickten eine überwölbte Treppe. — „Vielleicht zum Todtengewölbe kann das führen," sagte Alp. Aber Klelie ließ sich davon nicht abschrecken; sie behauptete, es ströme ihr eine gesunde Luft entgegen, wie sie in Kellern nicht zu finden, und sprang voran die Stufen hinunter. Alp folgte ihr nach, ohne Neugierde, blos aus Sorge, daß sie nicht Schaden nehme. Die Treppe führte nicht tief, und endete sich in einen Fel-

sengang, in welchem sie bald den Schimmer der Einstrahlung von oben verloren. Klelie hielt hier einen Augenblick inne. Das Gefühl der Gefahr, sich zu verirren, kam über sie; sie warf sich Alp an die Brust und rief: „Glücklich, wenn die Welt vor uns wie hinter uns verschlossen wäre, wenn wir hier mit einander auf dem dunklen Pfade des Heils verschmachteten!“ Alp sagte leise vor sich: „So sollte es kommen!“ dann warf er sich mit einem Seufzer nieder, und sprach: „der Abscheu vor mir selbst erstickt die Bewunderung, die Ihr mir entreißt; in diesem Augenblicke ahne ich die Überlegenheit Eures Glaubens und ein schweres Unrecht, das mich schon lange erdrückt.“ — „Was, sprecht Ihr,“ sagte Klelie, „wollt Ihr mich in Versuchung führen? Gerade jetzt wollte ich Euch eingestehen, was Ihr vielleicht lange schon errathen, wie mich dieser tiefe wunderbare Bau jener zerstörten Kirche von neuem überzeugte, daß so Vieles, was Eurer Kirche vorgeworfen wird, weil es mehr ist, als was jedem offenen Sinne und Dienste gehört, für die tiefere Andacht geweihter Seelen nothwendig sei. — Ist es denn nicht ein ganz anderes Wesen und Wehen in dieser unterirdischen Nacht, als auf der Spitze des Kirthurms unter den Sternen, wo ich so manche Stunde verträumte?“ — „Wenn aber die Bosheit sich dieser heimlichen Kräfte, dieser geheimen Wege bemächtigte?“ rief Alp, — „doch Ihr seid zu

schuldlos, um mich zu verstehen! Vielleicht könnte mein Leben Euch belehren!" — „Gern hätte ich oft nach Eurer Abkunft gefragt," sagte Klelie, — „Haltet an," rief Alp, „habt Ihr von Alphons Diaz gehört?" — Klelie zitterte und sprach leise: „der Vater, der in Pfälzer Diensten stand, als Diaz seinen Bruder erschlagen, verfolgte ihn bis Tyrol; er gewöhnte uns, ihn wie Kain zu verabscheuen." — „So verabscheuet mich," sagte Alp, „ich bin der unglückliche Alphons Diaz; der Glaubenseiferer einst, jetzt der abtrünnige Diaz." Nach einer Stille, als ob die Welt neben ihnen versunken, fuhr Alp fort: „Wie wir uns liebten, kann nur ein Mann wissen, in dessen Adern das Blut des Cid, unseres Ahnherrn, fortlebt. Zwei ältere Brüder von mir, die seit erster Jugend getrennt, von verschiedenen Anverwandten auferzogen waren, hatten, in Ergebenheit gegen diese, während der niederländischen Unruhen entgegengesetzten Parteien sich angeschlossen. Auf offenem Felde trafen sie gegen einander, erkannten sich gegenseitig am Feuer ihrer Augen, warfen ihre Degen weg, fielen einander in die Arme, und eine Kugel tödtete beide in ihrer Umarmung. Warum nicht mir diese himmlische Führung, der ich fast noch ein Kind im Dienste der Kirche gegen wilde Indianer gefochten habe!" — Dann erzählte er ihr in aller Kürze seine Schicksale; wie er stolz auf seinen Ruhm aus Amerika heimgekommen, und in

Madrid von seinem Bruder mit Verachtung habe reden hören, der als Anhänger Luthers, Spanien auch zu verführen trachte; wie er es von der Inquisition erhalten, daß seines Bruders Name nicht öffentlich verrufen und an den Galgen geschlagen werden, auch dieser nicht durch Mörder ungewarnt fallen solle, wofern er, Alphons selbst das Todesurtheil, das über ihn erlassen, an ihm vollstrecken wolle. Er gab ihr ein Bild seiner Verzweiflung, bis er sich endlich zur Reise mit Valdesi, einem Schergen der Inquisition, entschlossen. Er erzählte, wie er den Bruder in Neuburg wiedergefunden, als ob sein Inneres ausgetauscht gewesen; wie er vergebens denselben von seinem Glauben zu bekehren, ihn nach Rom zu gehen beredet habe, damit er dort Vergebung erhalten könne; wie er Alles schon aufgegeben, schon weggeritten gewesen aus dem Hause des Bruders, als ihm sein Begleiter Valdesi die Namen gezeigt, welche am Galgen vor der Stadt angeschlagen worden. Da sei sein Entschluß gereift, sein Versprechen habe ihm keine Wahl gelassen, er habe ihn mit dem Todesurtheil an den Bruder zurückgeschickt, und während dieser es eröffnet, und dabei die Versicherung seiner Liebe im Scheine des Morgenhimmels gelesen, habe ihm Valdesi, ohne daß er es geahnet, den Todesstreich gegeben. Seitdem habe er sich der Einsamkeit überlassen. Obschon mit Ehrenzeichen und Heiligthümern aus Spanien und Rom

beschenkt, vom Kaiser geschützt gegen die Anklagen der deutschen Fürsten, von den Johannitern in ihren Orden aufgenommen, habe ihm die Welt nicht mehr gefallen. In den einsamen Bergen sei er seiner Kraft inne geworden, das unterirdisch Verborgene zu entdecken, und diese Kraft sei seitdem seine einzige Freude gewesen. Was er von Alchymie gelernt, habe er durch Umgang mit gelehrten Bergleuten überkommen; er selbst habe nie Gefallen daran gehabt. Auch jene Freude am Unterirdischen und Unentdeckten sei ihm entschwunden, seit er Klelien gesehen, vielleicht sogar jene Eigenschaft; er könne nichts mehr finden, vielleicht sei jene Gabe zu ihr übergegangen, wie die katholische Lehre, von der er nichts mehr bewahren könne, seit er durch sie das evangelische Wort erkennen lernen. Klelie ward bei dieser Erzählung von so schmerzlichem Mitleiden durchdrungen, daß sie ihm am Schlusse weinend um den Hals fiel, und ihm zuschwor, die Welt habe ihm Unrecht gethan, er habe nicht anders handeln können; sie müsse ihm alles Unglück vergüten, sie gehöre ihm ganz. Alp nahm das Alles in dumpfen Schweigen an. Er übersah Verhältnisse, die von ihr unbeachtet waren, die Glaubensverschiedenheit, den Willen des Vaters, der sie, wie es verlautet, dem Sohne des Berghauptmanns bestimmt hatte; aber vor Allem erschrack er vor dem Dunkel, das seine eigene Seele umnachtete, und das Klelien wenig gute

Stunden schenken könnte. Plötzlich fuhr er auf und behauptete der Mutter Stimme über ihnen zu hören. Klelie schritt weiter vorwärts, Alp folgte; es dauerte nicht lange, so blinkten über ihnen die Sterne. Alp meinte, es käme ihm vor, als wären sie durch den Mittelpunkt der Erde gegangen, und kämen nun zu seinen alten Freunden nach Amerika, über denen Nacht waltet, wenn bei uns das Tageslicht alle Augen anzieht. Aber Klelie erkannte die Stelle am Wege, wo der Felsenriß ausgeht, wo das Marienbild von ihr so oft im Mondenschein bewundert, und wo Alp ihr damals so wunderbar erschienen war. Sie zeigte ihm das Marienbild; er versicherte wieder, daß er nichts, was dem gleiche, in der vom Monde angeschimmerten Schieferfläche zu erkennen im Stande sei. Die Mutter rief jetzt über die Mauer. Klelie antwortete, sie komme gleich, ergriff die Hand des Alp, küßte sie und eilte auf dem Seitenwege ins Schloß, sehr besorgt, die Mutter möchte den geheimen Ausweg entdeckt haben. Diese Furcht war unnütz; der Eingang war von einem Pfeiler so versteckt, daß selbst die frisch aufgebrochenen Steine nicht leicht bemerkt werden konnten. Dagegen trat ihr die Mutter mit Vorwürfen entgegen, daß sie mit dem fremden Bergmann, dessen Abkunft niemand kenne, Nachts umherlaufe; sie wollte sogar gesehen haben, daß sie sich geküßt. „Soll ich es dem Vater sagen?“ fragte die

Mutter. — „Lieber werf ich mich gleich ins Wasser,“ schwur Klelie. „Aber Mutter, Ihr versteht uns nicht, wir sind weit hinaus über die Untugenden der Welt! Quält Euch nicht! Die Liebe ertödtet in uns die Lust; sein frommes Herz bedarf meiner nur, durch ihn gelange ich zur Seligkeit.“ — Die Mutter konnte das nicht verstehen, und betete, weil sie groß Unglück fürchtete; Klelie aber ging noch an demselben Abend in den Garten, um die ausgebrochenen Steine an der Thüre wegzuräumen, und diese durch Strauchwerk, welches vom Bestecken der Erbsenbeete übrig geblieben, jedem Auge zu verstecken.

10. Das verschwundene Kind.

Gleich in den nächsten Tagen benutzte Klelie den geheimen Weg, um den alten Jakob früh zu besuchen, ehe sein Geschäft den Platz vor seinem Hause in einen Viehmarkt verwandelt hatte. Er suchte sich mit dringenden Geschäften zu entschuldigen, aber Niemand drängte ihn. Sie erklärte ihm den Entschluß, zu seinem Glauben überzutreten, ohne auf seine Entschuldigungen zu achten, und den Wunsch, von ihm unterrichtet zu werden. Er schien verlegen, versicherte ihr, sie müsse die Sache noch anstehen lassen; sie solle sich erst mit Alp besprechen. Sie wollte ihm widersprechen, aber eine Stimme hinter der Bretterwand über-

nahm ihre Sache; es war die Stimme des verlornen Predigers, die dringend bat, ein so heilsames Werk keine Stunde aufzuschieben, denn Niemand kenne seines Lebens Dauer. Der alte Jakob verwies die Stimme zur Ruhe, sie habe auf Erden nichts mehr zu sprechen, und sie schwieg. Klelie flehte um Enthüllung dieses Geheimnisses, und der Alte vertröstete sie auf die Zukunft; es gehe Alles natürlich zu, er sei fern von Zauberei und allen Werken der Finsterniß. Dann predigte er ihr Geduld, und bat sie, mit dem armen Alp nicht vom Glauben zu sprechen; er sei sehr schwermüthig durch inneren Kampf. Endlich sagte er, daß er einen Kranken besuchen müsse. So wies er sie von sich, und sie irrte aus einer innern Unlust vom Schloßwege ab nach dem Eichenwalde, der damals wegen mancher Räuberei übel berüchtigt war. Aber so früh, dachte sie, kann keine Bosheit erwachen, und sich in den Sonnenglanz stellen. Selige Frühlingsluft drang durch ihre Augen ins Herz, sie dachte keiner Gefahr und keiner Sorge, bald blickte sie aufwärts zu den Vögeln in den Nestern, bald zu den schimmernden Erdbeeren am Boden, die sie sammelte; flocht Gewinde aus Blättern, die sie mit den Stielen durch einander steckte, und kleine Körbchen aus Binsen; Alles wollte sie dem heimlichen Muttergottesbilde opfern. Vieles hatte einen neuen Reiz gewonnen, als ob sie es nie gesehen. Sie beobachtete die Schat-

ten der Blumen, das Gras, welches in diesen Schatten noch voll Thautropfen hing; hier sah sie auch Fußtritte ganz deutlich im niedergebeugten Grase. War Alp ihr nahe? — Ihr Herz klopfte. Aber die Vernunft fragte in ihr, was sie auch wolle, Alp könne nie ihr näher verbunden werden, auch wenn sie seinen Glauben annehme, denn er sei einem geistlichen Orden vermählt. Er ist so viel älter, antwortete das Herz, er hat so viel erlebt; liebe ihn als Vater, suche ihm Alles wieder zu schenken, was er an der Welt verloren hat! Dein Gefühl ist nicht kindlich, antwortete die Vernunft; ein Kind denkt noch an etwas Anders, wenn es die Hände seiner Ältern faßt; Du aber denkst nur an ihn, Du bist bei ihm, wenn er auch nicht bei Dir ist; Dir nahen seine Lippen, wenn Du die Lampe in ihrem Öl Abends erstickt hast, und seine Augen blicken zu Dir aus dem Dunkel; Du weißt nichts mehr zu beten für Dich, Du betest nur für ihn! — Sie mußte aufblicken, um Hülfe zu suchen, und es war ihr, als sähe sie alle Bäume gedoppelt, als umgebe den Baum ein feineres Wesen, das, nur als Zeichen seines Daseins und dessen Bedürftigkeit mit den sichtbaren Zweigen verbunden, immer beschäftigt mit der Sonne und den Wolken ein heimlich rastloses Leben führte. Und wie sie zu den funkelnden, singenden Wipfeln aufblickte, meinte sie, auf dem grünen Schooße der einen Eiche ein Kind in einem Neste

zu erblicken. Sie rieb sich die Augen, die träumende Gestaltung der Bäume verschwand; aber sie sah deutlich den Kopf eines Kindes, das in Leinen gehüllt, wie in einem Neste zu liegen schien. Sie erhob sich auf den Zehen, sie sah es noch deutlicher; aber hinan zu steigen vermochte sie nicht. Mit Blitzesschnelle eilte sie nach Hause und rief nach Leuten, diese waren aber alle zu einer Arbeit ins Feld gegangen. Endlich begegnete ihr die Mutter, die gar nicht begreifen konnte, wie sie in den Wald gekommen, und was sie da gemacht, aber weiter nichts von ihr erhalten konnte, als Bitten, das Wunder anzusehen. Das Gespräch zog den Vater an; seine Neugierde überwog, er zog die Glocke nach dem Schloßwächter, und machte sich mit diesem, nebst Mutter und Tochter, auf den Weg nach dem Walde.

So war allerdings beinahe eine halbe Stunde seit der Entdeckung vergangen. Als Klelie sich dem Baume athemlos näherte, rief sie, sie sehe das Kind nicht mehr. Der Vater schalt über ihre Einbildungen; aber der Schloßwächter setzte die Leiter an, und berichtete, es sei allerdings da ein seltsames Geflechte, worin ein Kind hätte liegen können, auch liege noch eine leinene Windel darin. Er warf die Windel herab; es war kein Namenszeichen zu entdecken. „Wenn es nur nicht umgebracht worden ist," sagte der Amtshauptmann; „sicher hats die Mutter, die es

heim=

heimlich geboren, sehen können, daß Klelie es wahrgenommen." — Klelie suchte in Verzweiflung umher; der Thau war inzwischen verraucht, und keine Fußtapfen mehr zu sehen. Mit der Klage um das arme Kind beantwortete sie alle ernste Fragen des Vaters, welcher Teufel sie so früh in den Wald geführt, vor dem sie jetzt in der unruhigen Kriegszeit, bei so vielen wandernden Zigeunern und Landsknechten, selbst Männer ohne Waffen scheuten. Der Vater wollte in seinem Zorne die Hölle stürmen, Klelie mit ihrer Verzweiflung den Himmel; aber beide blieben fest verschlossen.

Dies Ereigniß weckte die Erfindungsgabe der Einwohner dieser Gegend; Jeder richtete seine Vermuthung auf irgend ein Mädchen, das an dem Tage von Hause abwesend, oder krank gewesen. Auch Klelie blieb nicht verschont von diesen unbescheidenen Gerüchten; denn was hatte sie so früh in dem Wald zu thun? Aber die älteren Frauen richteten ihr Augenmerk auf Emerenzien, welche in diesen Tagen krank danieder gelegen. „Jakob wird es schon wissen," sagte eine Magd, „denn er ist aus- und eingegangen." Der Amtshauptmann hatte davon nichts vernommen, aber seine Tochter wegen ihres frühen Umherlaufens, und wegen ihrer Widerspenstigkeit, nach seiner militärischen Gewohnheit, mit achttägigem Stubenarrest bestraft, wodurch die Gerüchte sich wieder zu ihrem Un-

gunsten hinlenkten. Der Magister Cyriakus ging mit großem Ernst an die Untersuchung, sprach mit Allen einzeln, suchte Jeden zum Bekenntniß zu bringen, besonders den alten Jakob und Emerenzien; aber Alles mißlang, weil er seiner Sache zu ungewiß war, um fest auftreten zu können. Sein Eifer wuchs durch den Mangel an Erfolg; er hoffte dagegen in öffentlicher Rede um so mächtiger zu wirken, und erschreckte mehrmals seine Haushälterin durch das tobende Memoriren seiner Predigt zum nächsten Sonntag.

11. Der Sonntagsmorgen.

Dieser Sonntag war in doppelter Feier für das Pachterhaus bemerkenswerth. — Das neue Chor für den Amtspachter war fertig, es sollte eingeweiht werden, und am frühen Morgen überbrachte ein reitender Bote, den er ansehnlich beschenkte, das ungeheure Adelsdiplom. Mit welchem Jubel war dasselbe im Hause des Berghauptmanns erfunden, wie lustig war die Beschreibung der Person des Geadelten und seiner besonderen Verdienste, unter welchen auch seiner Wasserstiefeln Erwähnung gethan war, deren Erfindung er sich zuschrieb, seines Mittels gegen die Wanzen, seiner Kunst, den Leinochsen beim Pflügen anzulernen, und seines Hamsterschlages, durch welche Kunst er sein ganzes Haus mit Pelzen zu versehen pflege. Es wurde

ihm zugleich ein ungeheures ritterliches Schwert, ein riesenhafter gelber Sporn und ein Schild überschickt, auf welches sein Wappen, das er schon länger geführt, ein Maulwurf im goldnen Felde, mit dem Helme geziert, abgebildet war. Dies Schild ließ er noch Morgens nach Anleitung des Briefes an sein Kirchenchor anschlagen, und wartete mit Ungeduld des zweiten Glockenläutens. Beim Amtshauptmann hatte sich zum Vollgenusse des Scherzes der Berghauptmann eingefunden; doch war der letztere, bis er einige Gläser getrunken, wegen seines Sohnes etwas übellaunig, der sich ohne weitere Ursache von dem Heere bei Gotha beurlaubt hatte. Es kam aber der Trödler an, der dem Geadelten allerlei fatales Prachtzeug aufhängen sollte; der gab wieder neues Leben, als er erzählte, wie er der Frau den Hermelinmantel und die ungeheure Drathaube übergeworfen habe. Die Amtshauptmännin war keine Freundin des Spottes, und hätte ihre verfeindeten Nachbarn gern gewarnt, wenn sie nur eine Gelegenheit hätte erfinden können. Aber Klelie, die als Botin hätte dienen können, saß noch immer im Arrest, und war, wegen der Trennung von Alp, etwas heftiger als gewöhnlich. Dennoch beschloß die Mutter, ihr die Botschaft anzuvertrauen, schlich aber zu einer Stunde ins Zimmer der Tochter, als diese aus dem Fenster in Blicken mit Alp Verkehr trieb, nachdem sie einen seltsamen Brief von ihm,

an Haaren, die sie zusammengeknüpft, empor gezogen hatte. Der Brief enthielt ein quälendes Selbstgespräch des armen Alp. Alle Leidenschaften wütheten wieder in dem scheinbar ausgebrannten Vulkane seines Herzens, ja es schien, als wenn die Decke eingestürzt sei, und die Gewalt in ihm eine neue Ordnung der Dinge erzeugen wolle. Von der Schwärmerei für seinen Glauben war er, — aus Liebe zu dem Glauben, der Klelien erzogen hatte, zum Hasse gegen denselben übergegangen. Er nannte ihn eine Anstalt, den Naturkräften und der weltlichen Gewalt ein geistlich Ansehen zu geben, eine Anstalt zum Morden, eine Fallgrube des Teufels; ihre Unerfahrenheit habe mit so reichen Worten gespielt; die sie im guten Unterrichte überkommen, daß er sich jeden Augenblick daran stärke, er habe sich dem Magister Cyriakus mit seinem ganzen Seelenheil übergeben, aber sie solle für ihn beten. Alles Andere, schrieb er, ist gegen diese eine Sehnsucht in Schatten gestellt, — selbst die Liebe zu Dir, die mich wie eine himmlische Führung umschwebt. Aber sei getrost, laß Dich zu keiner Heirath verleiten, die Deinem Herzen entgegen! Indien hat mich reich gemacht, auch im Bergbaue ist mir mehr zugefallen, als zu einem reichen Ritter dieser Gegend gehört, mein Geschlecht ist das edelste der Welt, ich bin ohne Ältern, sie starben früh, bin unabhängig in allen Verhältnissen, meines Muthes gewiß; sind wir im Glau-

ben eins und in der Liebe, so wird auch die Hoffnung sich zu uns gesellen, daß unsere Wünsche sich erfüllen.

Klelie hatte ihm in wenigen Zeilen geantwortet: er möge sich nicht blenden lassen von irdischer Liebe, sie wolle zeugen für seinen Glauben, der ihn so lange begeistert habe, sie sei innerlich zum alten Glauben schon übergegangen; ob er sie einsam lassen wolle auf einem Wege, zu welchem tausend Wunder sie angemahnt, während die Bosheit der Welt gegen alles Höhere, was sie sich nicht selbst geben kann, sie von Jugend an dagegen eingenommen hätte? — Durch seine That, durch das Ungeheure dieser Aufopferung, habe sie erst den ganzen Werth des verschmähten Glaubens erkannt, sie sei bestimmt, seines Herzens Wunden, die Wunden des größten Märtyrers, zu heilen, oder mit ihm zu vergehen.

Diesen Brief hatte sie eben herabgeschickt, als die Mutter, ohne daß sie es hörte, eintrat, und erst von ihr bemerkt wurde, als sie schon den Brief des armen Alp in ihren Händen hatte. Klelie verlangte ihn zurück: aber die Mutter bestand diesmal mit Würde auf ihrem wohlbegründeten Rechte, über das Betragen der Tochter zu wachen. Vergebens drohte diese, sich ins Wasser zu stürzen, wenn sie den Brief nicht zurückgebe; die Mutter antwortete spottend, sie möchte nur erst einen Finger ins Wasser tauchen, es sei noch

kalt, und sie werde ihn bald zurückziehen. So verließ sie das Zimmer, das sie hinter sich verschloß, um ihren Ernst der Tochter zu beweisen. Jetzt übernahm Kelien der Zorn. Sie war seit Jahren nicht von ihrer Mutter wie ein Kind behandelt worden; ihr stolzer Sinn konnte es nicht ertragen. Der Vater hatte ihr den Arrest auf ihr Wort gegeben, das Zimmer nicht zu verlassen; die Mutter hatte das Zimmer verschlossen; sie meinte, durch diese unedle Behandlung ihres Wortes entledigt zu seyn. Das Schloß war schnell aufgebrochen, sie fand sich nach wenigen Augenblicken im Garten bei Alp, und ging unbemerkt mit ihm durch die geheime Thür aufs Feld, um freier über seinen Glauben sprechen zu können. Aber je mehr sie einander deutlich zu werden suchten, je heftiger erregte sich die Leidenschaft. Die neuen Vorstellungen bewegten Beide in ihrer Fremdheit um so heftiger; Beide vermahnten einander zur Geduld und Demuth, Keiner übte sie; Beide glaubten einander vom Teufel verblendet, Beide beschworen den Himmel, ihnen Zeichen zu geben, wer Recht habe, durch ein Wunder Alles zu entscheiden. Doch vergebens; keine Schrift am Himmel deutete ihnen das streitige Wort, kein Dornbusch brannte, und zeigte ihnen den Weg. Aber wie sie so umblickten, so überkam sie das einträchtige Leben aller Wesen in seiner Mannigfaltigkeit, die keinen Übergang des Einen in das Andere zu gestatten

scheint, obgleich Alle nach einer Sonne ihre Blicke wenden. Sie schwiegen jetzt, und sahen einander an, wie sie so unbemerkt die Höhe erreicht hatten, die das benachbarte katholische Dorf von dem ihren schied. Ein Kreuzweg mit allen Stationen bezeichnete jenseits eine ungemein vernachlässigte Fahrstraße; diesseits hatte der Amtshauptmann eine bequeme Straße hinaufführen, und diese mit Fruchtbäumen besetzen lassen. In dem Augenblicke, als sie einander auf diesen Unterschied aufmerksam machten, schallten die Kirchenglocken beider Dörfer gleichzeitig so wohlstimmend in einander, daß sie umsonst riethen, welcher Ton der Glocken der einen, oder der anderen Kirche gehöre, denn der Wind wechselte, und bald hörten sie von der einen Seite, bald von der andern deutlicher. Da fielen sie einander in die Arme, und Beide ahneten eine Zukunft, die den Streit lösen werde, der sie eben mit solcher Glut und gegenseitiger Verdammniß auseinander gerissen. — Der Bergmann sagte ihr, daß sie ihm an dem Tage noch in einem andern Kleide sehen werde, welches ihm Magister Cyriakus verschafft habe; er gehe zu dem katholischen Pfarrer jenes Dorfes, um einige Papiere von Werth abzuholen; es sei ihm darum zu thun, daß er endlich wisse, ob er leben dürfe. — Bei diesen Worten drückte er ihr ein Blatt in die Hand, und sie las es, während sie dem Scheidenden nachsah:

Aus dunkler Zelle treibt mich fort
Die helle Frühlingszeit,
Mir strahlte nie ein heil'grer Ort
Mit solcher Lieblichkeit;
Es kehret wieder jeder Keim
Aus Winters Einsamkeit,
O kehrte sie auch wieder heim
Der Liebe Frühlingszeit!

Der Frühling treibt mich in die Welt,
Die ich mit Hohn verließ:
Ach, wie sie mir so wohl gefällt,
Die ich einst von mir stieß!
Als ob ich nimmer von ihr ließ,
So bin ich drin zu Haus;
Wie viel mir Einsamkeit verhieß,
Es war nur Wintergraus!

Nun weiß ich, daß ich nichts gedacht,
Seitdem ich nichts gethan,
Ich sank in tiefe Erdennacht,
Als ich dem Licht woll't nahn,
Ich sank ins Meer aus hohem Flug,
Die Flügel sind verbrannt,
Und was mich trug, war ein Betrug,
So sagt mir der Verstand,

Doch führte mich Verstand nicht weit,
Seit Sturm und Welle ruht,
Der fromme Schauer ist zerstreut,
Erstarrt die höh're Glut;
Das innre Leben ward nicht mein,
Seit ich das äußre mied,
Es stehet nimmer so allein,
Das äußre so nicht schied:

Wer so die ird'sche Liebe flieht,
Dem füllt in Andachtlust,
Wenn er zum Himmel sehnlich fleht,
Ein irdisch Blut die Brust.

Und wer sich in Beschauung senkt,
Und nichts zu schauen hat,
Der findet, wenn er wieder denkt,
Daß er des Schauens satt.

Ich brech' dies Schweigen, das mich hält,
Als wär's des Todes Band;
Zum Schweigen schuf nicht Gott die Welt,
Mit blühendem Gewand.
Es preiset ihn so mancher Mund
Der nicht Gebete lallt,
Er spricht zu mir aus Herzensgrund,
Wo mich Dein Bild umwallt.

Des Herzens Wort, es schallt zurück
Aus jeder Nachtigall,
Die in dem Garten sucht ihr Glück
Im weißen Blüthenfall.
O dieser Schnee, er ist so heiß,
Und dieser Duft so süß!
Sie singt es laut, mein Herz sagts leis':
Hier ist das Paradies!

Wie ein gewonnen Paradies,
So liegts vor meinem Blick,
Ich suche, was ich von mir stieß,
Und finde mein Geschick:
Es spiegelt sich die Ewigkeit
In engster Gegenwart,
Und rückwärts die Vergangenheit
Erscheint in andrer Art.

Ich suche nach dem reichen Schmuck,
Den ich ins Wasser warf,
Mein Finger sehnt sich nach dem Druck,
Von der zerschlag'nen Harf',
Mein Mund nach Deiner Lippen Hauch,
Die Heiligkeit verschließt!
O sprächest Du doch weltlich auch,
Nun Frühlingswelt uns grüßt!

Diese Worte fügten sich nur zur Hälfte ihrer innersten Seele. Sie konnte nicht begreifen, warum Alp so wunderliche Kämpfe zu überstehen habe, um ihrer Neigung zu begegnen, die sie ihm so rücksichtlos und absichtlos, ohne ihn heirathen zu wollen, blos um ihn zu lieben, darbot, daß sie mit ihm auch seinen Glauben anzunehmen, mit ihm in die weite, unbekannte Welt zu gehen, als Dienerin bei ihm, wie die alte Haushälterin beim alten Melchior zu leben, gar kein Bedenken getragen hätte. Sie wußte nicht, wo er schon am Morgen, wegen des Verhältnisses zu ihr, gewesen, was er beschlossen hatte, wie er berathen worden. Sie selbst suchte sich Rath zu holen beim alten Jakob, und durch sein Gebet, durch die Kraft seiner Hand gestärkt zu werden. — Unterdessen war Klelie bei einem Morgenbesuch, den der Pfarrer Sonntags vor der Predigt der Amtshauptmännin zu machen pflegte, um sie von den Sorgen und Bekümmernissen zu befreien, die sich bei ihr, während der Woche, gesammelt hatten, fast der einzige Gegenstand des Gesprächs. Die Amtshauptmännin hatte ihre Sorge über die Neigung vorgetragen, welche ihre Tochter für den Bergmann zu hegen scheine. — Der Magister lächelte seltsam, und sprach: „Es hat Alles seinen Zweck, und die Liebe hat hier der Wahrheit unsers Glaubens Eingang verschafft. Dieser Unglückliche, den die Inquisition zur Hinrichtung seines

eignen Bruders gebraucht hat, erkennt die Irrthümer jenes Glaubens, seit er aus Kleliens Munde die Unterweisung des wahren Glaubens vernommen, die ich ihr ertheilte. Er wird Protestant; er ist aus einem hochberühmten Geschlechte Spaniens entsprossen, und reicher als unser regierender Graf." — „Wer ist dieser fremde Geist?" fragte die Amtshauptmännin, denn es dämmerte sein Name vor ihr, und sie wagte ihn nicht auszusprechen. — „Eben jener Alphons Diaz," antwortete der Magister, „von dem Euer Herr so oft erzählt hat; aber er wußte nicht, wie sich die Sache verhalten. Ich habe das Todesurtheil der Inquisition gelesen, das Valdesi, auch ohne seine Beihülfe auszuführen übernommen hatte; ich habe erkannt, daß Alphons nur seinen Bruder zu retten trachtete, und seitdem, aus Trauer um ihn, seine Tage der Einsamkeit weihte, sich auch von den Johannitern in ihren Orden aufnehmen ließ. Noch dürfen wir zu Euerm Herrn von der Sache nicht sprechen; aber ich bin versichert, daß unser regierender Graf die Sache vermittelt; Stand und Reichthum des Diaz werden auch das ihrige thun. Ich sende ihn noch heute mit einem Briefe zum Grafen. Ich habe ihm ritterliche Kleider kaufen lassen, in denen will er sich Eurer Tochter heute Abend zeigen, und dann fortreiten. Vielleicht vermittelt er bei der Gelegenheit die Sache Eures Sohnes, des Achats, den der Graf zu sprechen

wünscht, und den ich deswegen zu einer Reise hierher ermuntert habe." Sie mußten abbrechen, denn der Amtshauptmann trat sehr erhitzt gegen den Schloßwächter, der ihm nachfolgte, ins Zimmer. Der Berghauptmann trat später ein. Der Amtshauptmann schwor dem Wächter, daß er ihm den Spieß durch den Leib rennen wolle, wenn er sich wieder, statt Friede zu stiften in der Schenke, ohne Wunden, durch bloße Drohung heraustreiben lasse. Der Berghauptmann rief: „Frische Fische, gute Fische! Haut gleich drein, das ist mein Rath. Wenn meine Bergwächter warten wollten, bis die Bergknappen sich zur Wehr gesetzt hätten, da kämen sie übel weg; was liegt, das liegt, und da heißt es, sie sind im Bergwerke verunglückt." — Der Schloßwächter schwor, er wolle bei nächster Gelegenheit zeigen, daß er nicht aus Furcht, sondern aus Schonung sich zurückgezogen habe; aber der Herr Hauptmann müsse für alle Folgen einstehen. — „Die Du todt machst," rief der Amtshauptmann, „nehme ich alle auf mein Kerbholz, und mache mich anheischig, sie ohne Salz zu essen."

Der Wächter ging verdrießlich fort. Der Amtshauptmann stellte seinen Spieß, den er in der Hitze ergriffen hatte, auf die Seite, und sagte: „daß er diesen Wächter wegen seiner Scheu vor den Leuten längst weggejagt hätte; aber er habe die außerordentliche Eigenschaft, nie zu schlafen; sein stetes Umherwandeln

verhüte eine Menge Diebstähle und andere Übelthaten; auch arbeite er aus langer Weile in der Nacht zuweilen mehr, als Andere am Tage." — Der Magister setzte diese Lobrede fort und warnte den Amtshauptmann wieder, daß er sich so gefährlicher Drohungen, wie er ihn mit dem Spieße durchbohren wolle, doch ja enthalten möge. — „Es war ein Wort," sagte der Amtshauptmann entschuldigend, „ein Wort macht keinen Menschen todt." — Der Magister kam auf sein Lieblingsthema, auf die Sünde in Thaten, Worten und Gedanken, wie die meisten Geistlichen so eines, als Grundform ihrer Einsicht, haben. „Der Sünder in Gedanken," sagte er, „ist allerdings von aller Verantwortlichkeit auf dieser Welt frei, wenn er sich vor dem Ausdrucke und vor der Ausführung hütet; aber die Gedanken sind Worte und Thaten in einer andern Welt; es hören und richten sie viel reinere Seelen, als die uns hier umgeben. Was wir der Welt verheimlichen, vertrauen wir Gott; was wir der Welt bekennen, dafür empfangen wir hier unsere Strafe." — „Gedanken sind zollfrei," sagte der Berghauptmann. „Es ist nichts Kleines, wenn man Lust zur Sünde hat, und bleibt dabei stehen, sich blos am Gedanken zu ergötzen; da meine ich ein recht gutes Werk gethan zu haben. Zu jeder Thätigkeit und Anstrengung gehört ein Maaß Sünde, das sie versüßt und in Bewegung erhält, wie der schwarze Theer in

die Räder. Reinlicher wäre es mit trockenen Rädern zu fahren, aber sie brennen nun einmal an; die nothwendige Sünde, als Lebenswürze, kommt von der Erbsünde, für die wir nichts können. Will mir der Gedanke nicht genügen, nun so rede ich davon, und das hilft am Besten: bald kömmt mir die Sache albern vor, und ich unterlasse sie gewiß." — „Ihr sammelt eine Hölle in Euch," rief der Magister; „nicht in der Thätigkeit, in der Trägheit liegt die Sünde; diese nur braucht sie zu ihrer Unterhaltung, und gestattet ihr Raum." — „Meine Thätigkeit ist Trägheit," sagte der Berghauptmann; „ich habe keine andere Arbeit, als aufzupassen daß Andere arbeiten; ich bin gerade so in Versuchung, wie die Mönche in ihrer Beschaulichkeit." — „Führt Euch nur nicht selbst in Versuchung," sagte der Magister. „Ihr könnt nicht sonderlich Achtung geben, wenn Ihr an fremde, verbotene Dinge denkt, und Ihr gestehet ein, daß Euch die bösen Gedanken zu bösen Worten verführen. Wer steht Euch dafür, daß diese wie ein Feuer in das Ohr eines Andern fallen, wo sich der Zunder zum Bösen vorfindet; wenigstens nehmt Ihr ihnen die Scheu der Unverdorbenheit, die vor jedem Bösen in uns warnt. Darum sprach der Herr, was zum Munde eingehet, das verunreinigt den Menschen nicht, sondern was zum Munde ausgehet, das verunreiniget ihn. Und seid Ihr denn rein von bösen Werken geblieben in

Eurer Art Sündenklugheit? Denkt Ihr, ich hätte nicht errathen, welchen bösen Spott Ihr mit dem Pachter treibt? Ihr wolltet mich bereden, heute gegen den Hochmuth zu reden. Nein Herr, gegen den Übermuth sollte ich reden, der Euch ein so gefährliches Spiel mit der gesunden Vernunft des Menschen eingegeben hat. Der einfältige Mensch ist seiner Sache so gewiß, daß wir ihn an Ketten legen müssen, wenn er vernimmt, daß dies eine Fopperei gewesen; er hört auf keine Warnung. Schafft ihm jetzt einen wirklichen Adelsbrief, oder Ihr habt den Menschen auf Eurem Gewissen!"

Diese Warnung kam dem Berghauptmann eben recht; er sprang in Jubel umher, daß er seine Sache so gut eingerichtet hatte, und sang sein Lieblingslied:

Was hilft mir alles Denken,
Was hilft mir alles Sprechen,
Was hilft mir alles Thun!
Mein Liebchen will mich kränken
Und will das Herz mir brechen,
Ich darf nicht bei ihr ruhn.

„Ich wollte eine Kyrie singen," rief der Berghauptmann, „und es ward ein Gassenhauer." „Herr," rief der Magister, „Ihr solltet Euch schämen, daß ein Mann, der erwachsene Kinder hat, deren Leichtsinn ihn in jeder Stunde verderben kann, ihnen solch ein Vorbild von Muthwillen gibt. Ihr werdet in Euern Kindern, und durch sie gestraft werden!" —

Bei diesen Worten hörte er das dritte Glockengeläute, ergriff seine Sammetmütze, sagte noch zum Amtshauptmann, daß sein Sohn, Achats, bald zu kommen versprochen habe, und eilte zur Kirche, wodurch er den Amtshauptmann aus der peinlichsten Verlegenheit befreite, ihm innerlich Recht geben, aber dennoch die Ehre seines Standesgenossen, den er als ein Musterbild ritterlicher Hofbildung verehrte, in seinem Hause unangetastet bewahren zu müssen. Er nahm endlich den Berghauptmann beim Arm, um ihn zur Kirche zu führen; dieser bot seinen Arm der Amtshauptmännin, welche ihn aber unter dem Vorwande von Unwohlsein, eigentlich aber aus Mitleid gegen den Pachter, ablehnte.

12. Die Ertrunkene.

In der Kirche war inzwischen die Verwunderung der Leute über den Chorbau, dessen Zierathen sie für Obstschalen erklärten, weil der Pachter mit geschältem Obst handelte, gar hoch gestiegen. Bald kamen Leute vom Hofe, das heißt Knechte und Mägde, die den Adelsbrief verkündigten, endlich, in den strahlenden Anzügen, der Geadelte mit seiner starken Frau und bleichen Tochter, welche fast verschämt die Chortreppe hinanstiegen. Der Berghauptmann begrüßte ihn feierlich vom Chore des Amtshauptmanns. Der Amtshaupt-

hauptmann aber blickte weg, um nicht zum Lachen gebracht zu werden. Der Gegner dankte sehr huldreich, jener noch tiefer; so blieben sie lange in artigen Bewegungen gegen einander. Endlich ward die ganze Gemeinde Zeuge von der Demuth beider Chorherren, die einander den Klingelbeutel mit Höflichkeit von einem Chor zum andern sendeten, weil keiner zuerst seinen Pfennig einlegen wollte. Der Magister mußte zu Aller Verwunderung den Streit der Höflichkeit von der Kanzel schlichten, um nicht in seiner Predigt gestört zu werden. So weit ging die Heiterkeit des Tages; aber der Ernst der Predigt drängte sie immer weiter zurück. Der Magister sprach über die Worte: „Du sollst Gott Deinen Herrn nicht versuchen," und erklärte, was das heiße, und wie der Mensch in Lust und Muthwillen sich in Dinge einlasse, deren Leitung nicht in seine Macht gegeben sei. — Hier suchte er den beiden Hauptmännern ins Gewissen zu reden; diese waren aber zu sehr mit dem Gegenchor beschäftigt, sie merkten nicht darauf. Im zweiten Theile erklärte er, was es heiße, führe uns nicht in Versuchung. Hier erzählte er von Moses, wie der als ein kleines Kind von seiner Mutter auf's Wasser gesetzt worden, um dem Tode zu entgehen, mit welchem Pharaos Befehl drohte. Dies führte ihn auf das Kind, das von Klelien auf einem Baume gesehen worden. Er sprach zuversichtlich, daß er die

Mutter kenne, daß sie vortreten und niederknieen solle, um Kirchenbuße zu thun; aber es trat Niemand hervor, es kniete Niemand nieder. Am Ende der Predigt gingen viele Mädchen hinaus, die nothwendige Geschäfte im Hause hatten; auch Emerenzie verließ die Kirche, wie sie immer zu thun die Gewohnheit hatte, es fiel Niemand auf. Als endlich der Gottesdienst geendigt war, wurden wieder von beiden Seiten unendliche Diener gemacht. Endlich ritt der Amtspachter auf seinem großen Degen, der sich durch seine Beine gegen die Sprossen der Treppe gesetzt hatte, recht artig die Treppe herunter, ergriff dabei, um sich zu halten, den Rock seiner Frau, schlug darüber ein Bein, und sprengte so seltsam beritten auf einem Pferde, dessen Kopf ein Degengefäß, dessen Leib das Kleid seiner Frau, dessen Hinterleib diese Frau selbst war, bis in die Mitte der Kirche. „Die Beine gehen mit ihm durch," rief ein Bauer; „er hat den Koller, haltet ihn!" Er hätte schimpfen mögen, aber der Zinkenmeister mit seinen Gesellen aus der nahen Stadt begrüßte ihn; er hatte im Vorüberziehen die wunderbare Neuigkeit vernommen, und wollte sein Theil daran verdienen. So zog der Mann, wie Jephta als Sieger vor seinem Kriegsheere heim, und gelobte dem Zinkenmeister eine gute Mahlzeit; aber sein Töchterlein trat ihm nicht freudig entgegen, sondern die Jammerbothschaft erreichte ihn bei der Schwelle seines

Hauses, man habe sie todt aus dem Bleichteiche gezogen. Da traf ein höherer Strahl in die Seele des Mannes; er fühlte die Nichtigkeit seiner Wünsche, die in ihrer Erfüllung ihn elend ließen. Er warf Kleid und Degen von sich, und zertrat es mit seinen Füßen. Auch das Adelsdiplom zerriß er, wie ein Unglückszeichen, und verschwor sich, nie wieder den hohen Chor zu betreten; ja wenn er sein Kind dadurch retten könne, wolle er geloben, als ein Bettler vor der Thür des Amtshauptmann zu stehen, und von seinen Almosen zu leben. So wüthete er gegen das Unglück, das seine Seele aus dem Schlummer der Eitelkeit geweckt hatte.

13. Versöhnung im Schrecken.

Klelie als sie, den Rath des alten Jakob zu vernehmen, zu ihm gegangen war, fand sein Haus gleichsam ausgeleert, ihn selbst in sichtbarer Bestürzung. Sie glaubte, daß er die Absichten Alps erkannt habe, und sprach um so freier über dessen Entschluß, das Glaubensbekenntniß seiner Väter zu verlassen. „Mir opfert er seine Seligkeit,“ rief sie, „und das verdammt mich, denn ich kann nur Seligkeit in seinem Glauben finden. Betet für ihn und für mich! Führt mich zu Eurem Altar, daß ich die Irrthümer meiner Lehre für immer abschwöre.“ — Der alte Ja-

kob antwortete, daß er von keinem Altar wisse, sie scheine ihn zu verkennen; er sei der Landesreligion zugethan. — Sie maaß ihn mit großen Augen, sie öffnete die Wand und fand den Altar verschwunden, auch den Sarg; Fischernetze hingen an einigen Nägeln. „Giebt es denn einen andern,“ fragte sie, „der Eure Gestalt annehmen kann? der mich hier zum Altare geführt hat?“ „Es mag der Teufel gewesen sein,“ antwortete Jakob mit Ruhe; „wir erleben es ja, daß jetzt so viele Hexen verbrannt werden, weil er sich überall den Menschen aufzudrängen sucht. Ich habe gegen ihn manche Seele gewarnt, darum mag er mich hassen und verfolgen. Warum versäumet Ihr die Kirche? Der Magister ist ein würdiger Lehrer; Alles zittert vor ihm, vielleicht auch der Teufel.“ — Klelie empfand unnennbare Qual. Vergebens wiederholte sie ihm Alles, was er ihr von dem Reichthum seines Glaubens durch Weihung und Überlieferung erzählt hatte. Die erste wies er von sich, denn der Finger des Herrn könne noch jeden Augenblick das Innere erreichen, dann werde die äußere Weihe von selbst folgen; gegen die Überlieferung wandte er ein, daß sie zurückstehen müsse, wo die Schrift anders spreche. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn; es blitzte in seinen Augen viel Freude, als ein beladener Wagen aus seinem Hofe vorfuhr und er sich entschuldigen konnte, daß er wegen mehrerer wich-

tiger Kuren abbrechen und fortfahren müsse. Klelie verließ ihn in Verzweifelung und flüchtete sich in den dunkeln Gang, um dort auf einem alten steinernen Sitze ganz ungestört über alle Wunder nachzudenken, die ihr Inneres bewegt hatten.

Dieses Verweilen im unterirdischen Gange war die Veranlassung eines erschütternden Schreckens gewesen für die Mutter Kleliens. Es trat nämlich ein kleines Mädchen, welches die Amtshauptmännin Sonntags, wenn die Eltern in der Kirche, gern um sich litt, mit dem Geschrei in ihr Zimmer, daß im Bleichteiche etwas liege in einem weißen Kleide, fast wie ein Mensch anzusehen. Es fiel der Amthauptmännin auf's Herz, daß ihre Tochter, ein weißes Kleid am Morgen getragen, und sie ihrer Drohung, sich ins Wasser zu werfen, gespottet hatte. „Konntest Du das Gesicht nicht sehen?" fragte sie ängstlich. „Nein," antwortete die Kleine, „sie hatte sich abgewendet." — Sollte sie um Hülfe rufen? Die Ehre ihres Hauses stand auf dem Spiele, denn jene Zeit verunehrte unerbittlich den Ruf aller Selbstmörder. Aber die Tochter lag ihr doch näher am Herzen. Sie rief nach dem Schloßwächter, der aber in seiner gewohnten Wachsamkeit schon beim ersten Geschrei des kleinen Mädchens zum Teiche hingeeilt war, die Ursache entdeckt, und die Ertrunkene herausgezogen hatte.

Die Mutter tröstete sich unterdessen einige Augen-

blicke mit dem Gedanken, daß die Tochter in ihrem Zimmer eingeschlossen sei, und daß sie viel leichter durch einen Sturz aus dem Fenster, wenn sie so böse Absicht gehegt, ihrem Leben hätte ein Ende machen können. Sie eilt hinauf, findet die Thüre offen, Niemand antwortet ihr, das Zimmer ist leer, Ohnmächtig stürzt sie auf Kleliens Bette nieder. Die Kleine, welche ihr nachgestiegen, erhebt ein Jammergeschrei und weiß sich nicht zu helfen.

Klelie tritt bei diesem Jammergeschrei des Kindes in ihr Zimmer; es hatte sie aus der schmerzlichen Betäubung erweckt. Sie sinkt in Verzweiflung bei der Ohnmächtigen nieder, sucht ihren Athem zu wecken mit dem Hauche ihrer Lippen, während ihre Thränen auf die Schläfe der Mutter fallen. Die Mutter erwacht, glaubt sich beim Erwachen im Himmel, wo sie ihre Tochter wiedergefunden; aber das Kind ermüdet nicht, von der Ertrunkenen zu reden. Sie ergreift Klelien bei der Hand, führt sie nach dem Teiche, wo ihr der Schloßwächter berichtet, daß er Emerenzien aus dem Wasser gehoben, und fort zu ihren Ältern getragen. Beide gehen in das Haus des Jammers und des Schreckens, wo Alles ohne Tro auf die Entseelte hinstarrte. Die Pächterin machte sich bittere Vorwürfe, daß sie es zugegeben, daß ihre Tochter heimlich ein Kind geboren, um der beschämenden Kirchenbuße zu entgehen; sie hätte sie

in die Fremde schicken sollen. Auf einem Zettel hatte die Unglückliche zurückgelassen, daß ihr neugebornes Kind gestorben, daß sie mit ihm sterben müsse, weil es sicher nicht gestorben wäre, wenn sie es nicht von sich gelassen und verheimlicht hätte.

An Mittel zur Wiederbelebung der Ertrunkenen hatte Niemand gedacht; aber die Amtshauptmännin, die früher gesehen hatte, wie Schiffer ihre verunglückten Kameraden ins Leben zurück brachten, versuchte alle gewaltsame Mittel, die dazu dienen. Wie nichtig wird in solchem Fall der schönste Körper! Keine Verletzung scheint zu hart, um ihn wieder in die Gewalt des Geistes zu bringen, der sich nach ihm wieder zurück sehnt, den er irrend abzuschütteln suchte. Endlich entflieht ihren Lippen der Strom des verschluckten Wassers, die Augäpfel ziehen sich zusammen, die Brust erhebt sich, das Leben zuckt krampfhaft durch die Glieder: Emerenzie ist zum zweiten Mal der Welt geboren, aber ihr erster Ausruf ist Jammer über den alten Jakob. „Er hat mein armes Kind verschmachten lassen! Der Alte hat es mit ins Grab genommen, um nicht allein zu sterben! Sucht nach, ihr werdet sie zusammen finden."

Unter solchen Ausrufungen verfällt sie in heftige Krämpfe, die Amtshauptmännin ordnet Mittel an, und befiehlt zum Arzte nach der Stadt zu schicken. Der Pachter und die Pächterin, am Morgen noch

ihre Feinde, küssen ihre Hände unter Thränen und beugen ihre Knie, und beten sie wie eine Gottheit an.

14. Die Wiedergefundenen.

Es war drei Uhr Nachmittags. Ärgerlich harrte der Berghauptmann aufs Essen. Endlich kam der Amtshauptmann. „Der ganze Spaß ist verdorben!" rief der Berghauptmann, und stürzte ein Glas hinunter: „kein gesundes Stück ist mehr vom Adelsbriefe übrig." — „Zur Kirchenbuße muß die Tochter, wenn sie wieder gesund ist," rief der Amtshauptmann; „da kenne ich den Magister, der läßt nicht nach! Mein Ehrenwort gebe ich darauf, es soll hier ohne Ansehen der Person gehandelt werden! Ordnung soll sein, oder ich will nicht leben!"

„Was der alte Jakob mit dem alten verschwundenen Pfarrer eigentlich vorhatte, kann ich nicht begreifen," sagte der Berghauptmann. „Habt Ihr den Jakob gefangen?" „Den Jakob hoffe ich noch zu fassen," rief der Amtshauptmann, und schritt ungeduldig umher; „wenn er nur nicht schon drüben im Kloster ist! Den alten Melchior fanden wir im Sarge bei der Untersuchung des leeren Hauses, eingesargt mit dem verstorbenen Kinde Emerenziens, im Garten, wo ehemals der Kirchhof des Klosters war; frisch begraben, die Erddecke kaum ein wenig an der Ober-

fläche getrocknet. Der Magister übersetzte die Inschrift des Sarges, daß er den katholischen Glauben wiedergewonnen, die Irrthümer Luthers abgeschworen habe, und mit allen Gnadenmitteln versehen, selig entschlafen sei, nachdem das von ihm getaufte Kind Emerenziens an Krämpfen in seinen Arm selig gestorben. Aber," fuhr er fort, „es ist gewiß nicht wahr; der alte Spitzbube hat sie umgebracht, daß sie ihm von seinem Glauben nicht abfallen sollen. Und das geschieht hier unter meinen Augen! Meine Ehre ist beschimpft vor meinem Grafen! Ich hatte wohl so etwas in dem Jakob bemerkt; aber der Magister rühmte ihn immer, daß er so rechtgläubig spreche, er diene ihm oft zur Erbauung. Dem Magister hab' ich derb den Kopf gewaschen; er war ganz verwundert über mich, und verschmähte es, bei mir zu bleiben. Nun fehlt uns der vierte Mann zum Solo." — „Ich reite gleich fort," sagte der Berghauptmann, „habe eben einen Brief von meinem Sohn Egenolf erhalten, der will mich heute noch sprechen; weiß nicht, was der Junge vor hat." Es wurde schnell das verspätete Mittagessen eingenommen, und der Berghauptmann ritt fort.

So war nun die Sonntagsgesellschaft getrennt. Der Amtshauptmann mochte nichts mehr von Emerenzien hören, sondern setzte sich allein zur Flasche, holte ein altes Kriegsbuch hervor, las darin, und

fluchte, wenn es nicht nach seinem Sinne hergegangen war.

Der Schloßwächter störte ihn in diesen Betrachtungen mit der Nachricht, daß die Leute im Dorfe gar nicht abzuhalten wären, sich Haare zum Angedenken von dem Kopfe des alten Melchior zu schneiden, der bei der Sonnenfinsterniß verschwunden; auch hätten sie ein geschriebenes Buch unter seinem Kopfe gefunden, da stehe Alles drin, wie ihn der alte Jakob, während der Sonnenfinsterniß, bekehrt habe zum alten Glauben, und wie er mit ihm ausgezogen sei, und sich bei ihm versteckt gehalten habe, um ein gottseliges Leben zu führen. — Die Leute behaupteten, der Leichnam thue Wunder, der lahme Schmidt habe seine Krücken weggeworfen, und könne wieder gehen; der Magister wolle es aber nicht mehr leiden, daß er Wunder thue. „Jagt sie auseinander!", rief der Amtshauptmann; „haut scharf drein! Sollen wir uns auch noch zu Narren umstempeln lassen? Die Menschen machen sich selbst Wunder, wenn wir ihnen keine machen!"

Nun kam die Frau des Amtshauptmanns und berichtete, daß Egenolf der Vater des Kindes von Emerenzien sei; diese habe es ihr eingestanden, auch daß er sie habe abholen, und nach Böhmen entführen wollen; er sei aber ausgeblieben. Die alte Zigeunerin in Jakobs Diensten habe sie in einer hohlen Eiche

im Walde entbunden, als sie unter einem geschickten Vorwande mit ihr ausgegangen sei, und habe das Kind auf den Baum gelegt, damit es Jakob zu gelegner Zeit abholen sollte. Jakob sei am Morgen, aus Sorge um das Kind, sehr verlegen gewesen, als Klelie es auf dem Baume gesehen; er habe es bei hellem Tage fortholen müssen. Egenolf sei an allem Unglück Schuld, und Emerenzie möge ihn nicht mehr vor Augen sehen. — „Das wäre ein schöner Eidam gewesen," schloß die Amtshauptmännin. — Der Amtshauptmann wollte nicht schlecht gewählt haben; er schwor, daß Emerenzie die Verführerin sei, und dafür müsse sie Kirchenbuße thun; und wenn es seine eigene Tochter wäre, sie müsse Kirchenbuße thun. Dann rief er noch, man solle ihm vom besten Weine bringen, denn es sei der schlechteste Tag, den er erlebt. Um den Egenolf sei es ihm nicht Leid, seine Tochter finde schon einen Andern; aber daß der Jakob ihm mit allen Geheimnissen entkommen, das lasse ihm keine Ruhe. Mit der Tortur hätte er ihm alle seine Recepte für Viehkrankheiten herauskneifen wollen. „Uns den alten Prediger zu entführen," rief er, „uns Alle zum Narren zu haben, unser Suchen und Sorgen so ohne Einwurf geschehen zu lassen, darin steckt eine rechte Bosheit! Am Ende hätte er mich auch einmal so fortgeholt, und mich so lange eingesperrt, bis ich daran glauben müssen. Verflucht sei

jede Nachsicht! Von heute an übergebe ich mich der strengen Gerechtigkeit! Hätte den Alten längst vorfordern sollen über seinen Glauben! Ein beißiger Hund hält einen Hof reiner von Dieben, als der höchste Galgen; denn man hängt keinen, den man nicht hat. Andere Leute muß ich mir anschaffen, die besser aufpassen; der Schloßwächter denkt nur immer an Garten und Feld."

15. Sonntags-Abend.

Unter solchen Betrachtungen war er auf seinem gepolsterten Sessel erhitzt eingeschlummert. Der Schloßwächter erweckte ihn, nachdem er lange an seinem Ärmel gezupft hatte. — „Was giebts?" — „Herr Hauptmann," sagte dieser, „ich wollte Ihnen nur anzeigen, daß ich heute das Thor nicht schließen kann; die Leute sind noch im Dorfe bei ihren Verwandten, und unsere Frau mit dem Fräulein bei Emerenzien, die wieder recht krank sein soll. Es könnte sich Zigeunergesindel einschleichen, wenn ich auf dem Thurme bin zur Feuerwacht!" — Der Hauptmann rieb sich verdrießlich die Augen, wischte die bethaute Stirn, und erfrischte die ausgetrocknete Kehle am eingeschenkten Glase, dann taumelte er auf und rief: „Wer da? Du? Zum Teufel, wozu die Fragen? Schließe zu, sie werden schon anklopfen, wenn sie herein wollen." —

„Herr Hauptmann, ich kann nicht zuschließen.“ — „Ist das Schloß wieder zerbrochen,“ sagte dieser, „so riegle zu, oder ich brauche dazu Deine Nase.“ — „Das Schloß ist gut; hier ist auch der Schlüssel, aber ich kann nicht schließen!“ — Der Amtshauptmann faßte wüthend seine Hand und rief: „Soll ich es Dir mit Deiner Hand vormachen? — Aber warum ist Deine Hand eingewickelt, bist Du gefallen?“ — „Er hat mir die Hand mit seinem Messer gespalten.“ „Wer denn?“ rief der Amtshauptmann. — „Der Landsknecht, der vor der Schenke sein Pferd angebunden hatte. Der Teufel weiß, wer es ist, der so entsetzlich auf den Herrn Hauptmann schimpfte, weil der Herr Hauptmann den verkappten Jesuiten, den alten Jakob, so lange geduldet hatten, der nun so viele Menschen umgebracht und begraben habe. Darüber kamen wir an einander; weil ich ihm das Schimpfen verbot und nach seinem Namen fragte. Er sagte, Ihr hättet Euch um den Namen des alten Jakob bekümmern sollen, der sei in Rom viel berühmter, als hier; er sei ein Ordensgeneral und Bekehrer. Um seinen Namen sollte der Herr Hauptmann ihn nur selbst fragen. Er wollte fortreiten; ich ließ ihn nicht von der Stelle. Die Bauern lachten. Er zog sein Messer, ich zog mein Messer; er zerhieb mir die Hand, und warf mich zur Thür hinaus. Er war stärker mit dem Arm und mit der Klinge; ich war verwundet, und mußte

unter dem Gelächter der Leute abziehen.“ — „Der muß ins Loch, oder ins Grab,“ rief der Amthauptmann, und ergriff seinen Spieß. Der Schloßwächter hielt in der linken Hand Messer und Hornlaterne. So zogen sie eilig fort, ihrem Feinde entgegen.

Nicht weit von der Stelle, wo Klelie damals den Bergmann zum ersten Male erblickte im Wege am Schloßgarten, trat ihnen eine Gestalt mit hohem Federbusch entgegen. Die trübe Hornlaterne ließ das Licht der Lampe nur schwach durchschimmern. Der Wächter sprach: „Nun schützt Euch, Herr; ich meine, da kommt der fremde Landsknecht gegen Euch angerannt! Schützt Euch, es ist ein Kernfechter!“ — Der Amtshauptmann rief fein: Wer da! Steh! Zugleich streckte er seinen Spieß vor. — Die Gestalt zog sich langsam zurück und schwieg. „Wahr' Dich,“ rief der Amtshauptmann, „oder ergieb Dich!“ Der Kommende zog seinen Degen und wandte die Spitze des Spießes von sich, indem er sich langsam zurückzog. — Der Amtshauptmann wurde hitziger. Der Unbekannte ward auf seinem Rückzuge von dem hervorragenden Felsstücke am geheimen Wege gehemmt, auf welches der Bergmann damals seine Lampe setzte, zugleich ließ er den Degen fallen, als der Amtshauptmann ihm zurief: Du sollst Deiner Strafe nicht entgehen, verfluchter Brudermörder! Ein Ausruf des Zorns, den er seit jener Zeit, als er Alphons Diaz verfolgte, sich

angewöhnt hatte. Der Spieß des Amtshauptmanns durchbohrte die Brust des Unbekannten, er sank nieder. In dem Augenblicke jagte ein Reiter vorüber, schlug mit flacher Klinge auf den Wächter und rief: „Kerl, warum hast Du mich nicht ins Loch geschleppt, wie Du geschworen hattest?" — „Da ritt der Landsknecht!" rief der Wächter; „den holt keiner ein, er hat ein gutes Pferd." „Aber welcher Spuk war denn dies hier?" fragte der Amtshauptmann kleinlaut, und zog seinen Spieß zurück. „Mir ist, als ob der Tod über mein Grab liefe. Die Frau sagte mir, daß Achats in diesen Tagen hier eintreffen werde. Leuchte hin, sieh' zu, ob er's ist! Und wenn er's ist, so sprich kein Wort, sondern stoß mich nieder, so lieb Dir meine Ehre ist." — Der Wächter holte zitternd die Lampe aus der Laterne und sprach: „Herr, Ihr verlanget schwere Arbeit; aber unser Achats war's nicht, das kann ich beschwören, der ist größer. Nein, Herr," sagte er weiter, und stellte die Lampe auf den Vorstoß des Felsens, „das war nicht unser Achats; das war ein Vogel, den ich lange schon in Verdacht hatte, daß er auf bösen Wegen gehe. Es war seine Schuld, warum hat er nicht geantwortet." — „Still," sagte der Amtshauptmann, „wer es auch sei, es war nicht der, den ich suchte; er ist unschuldig verwundet. Wäre nur der alte Jakob noch hier, daß er ihm mit Sympathie verbinden könnte, denn das verstand er. Wer

ist es denn? Ist seine Wunde tief? Die Kleider sind so vornehm und fremd!" — „Die Kleider sind wohl fremd," antwortete der Wächter, „aber das Gesicht kannt' ich lange. Die Wunde scheint tief wie das Grab; es ist der fremde Goldmacher, der Metallspürer; Euern Spieß hat er doch nicht ausgespürt, sonst wäre er heute Euch nicht begegnet. — „Alp," rief der Amtshauptmann, und stürzte bei ihm nieder. „Verzeihet mir, Ihr seid für einen andern verwundet! Ich such' Euch Hülfe; geh' Thomas sattle mir ein Pferd, ich will den Wundarzt rufen. Bestelle Leute, um ihn sorgsam hinein zu tragen! Ich war von Sinnen, trunken, rasend, jetzt bin ich schrecklich nüchtern!" Alp hatte sich ein wenig erholt, er zeigte nach dem Steine hin, wo er so oft vergebens das wunderbare Naturspiel, das Marienbild gesucht hatte; jetzt stand es hell vor ihm in der Lampenbeleuchtung. Er sprach abgebrochen: die wird helfen, laßt mich hier. Dann zog er mühsam eine Brieftasche aus seinem Wamms, gab sie in die Hände des Amtshauptmanns und sagte: „dies ist mein Vermächtniß für Eure Tochter; sie wird im Wolthun Liebe wiederfinden. Euch aber geb' ich zum Vermächtniß meinen Namen, er wird die Ruhe dem Gewissen wieder geben — ich bin Alphons Diaz!" —

Bei diesem Namen entriß der Amtshauptmann seine Lippen dem Kuß, dem er auf die Wunde des

Freun-

Freundes gedrückt hatte; unnennbare Angst ergriff ihn, er konnte nicht sprechen und ging nach dem Schlosse, um Andere zu senden, die fähiger wären, dem Verwundeten beizustehen. Doch nur wenige Schritte hatte er gemacht, so übernahm ihn ein Schwindel. Die Gluth des Rausches und die Übermacht der Eindrücke raubten ihm das Bewußtsein; er taumelte umher, bis einer seiner heimkehrenden Knechte ihn in sein Schlafzimmer führte. Klelie war, noch ehe der Wächter die Unglücksnachricht ins Schloß brachte, aus dem Zimmer der Freundin gegangen, um ihrem Herzen Luft zu machen. Er wollte sie heute noch in anderem Kleide besuchen, er wollte an dem Tage noch erfahren, ob er leben dürfe; das schwebte ihr vor. Sie ging in den Garten, sie blickte nach der geheimen Thüre; aber diese war verschlossen. Sie trat zu der eingestürzten Mauer; eine Lampe schimmerte wie damals, und der Mond trat hervor aus den Wolken. Fern hallten die Geigen; doch umher schwiegen die Nachtigallen, denn ihre Zeit war vorüber; sie hatten die Huld Gottes singend offenbart. Und wieder lag da ausgestreckt ein Fremdling, aber nach der andern Seite hin, und sein Haupt gebeugt vor dem Bilde der heiligen Mutter, das von der Lampe recht hell erleuchtet war. Sie kniete nieder und mußte ihm beten helfen, obgleich sie den Betenden nicht erkannt hatte, daß er ihrer wohl auch ge-

denke vor dem Auge über den Sternen. Da trat aus dem geheimen Gange eine Gestalt hervor, blickte sich scheu um, ob Niemand zusehe, sah aber nicht nach oben, wo Klelie lauschte; kniete nieder, murmelte leise Gebete, zog ein Gefäß aus der Tasche, bestrich das Antlitz des Betenden, nahm die Lampe herab, hielt sie dem Gesichte nahe; — sie bewegte sich nicht, aber Klelie erkannte bei ihrem Scheine das bleiche Antlitz ihres Alphons.

16. Reue.

Das Erwachen des Amtshauptmannes war für seine Frau, die ihn in seinem tiefen Fieberschlafe während der Nacht ängstlich bewacht hatte, viel schmerzlicher, als sie erwarten konnte, weil er von allen Ereignissen des Abends alle Erinnerung verloren zu haben schien. Er sagte gleichgültig, daß er, mit sich allein, am vorigen Abend etwas zu viel getrunken habe; aber der Wein sei ihm wohl bekommen, er habe kein Kopfweh, nur eine Art Stumpfheit, als wenn er von schrecklichen Träumen geplagt worden sei. Dann sang er vor sich:

Setze keiner sich zum Wein,
Den Gedanken quälen,
Denn er wird im Spiegelschein
Seine Runzeln zählen.
Wein durchwühlt des Herzens Grund,
Trübe steiget auf zum Mund
Schwarz' und bitt're Galle.

Nun erzählte er seine Träume bei der Morgensuppe. Da ging's, wie bei einem blinden Fuhrmann, aus einem Gleise in's andere, von Schein zur Wahrheit, und wieder rückwärts zu erträumten Ereignissen. Erst wie er an die Erzählung seines Kampfes kam, seinen Spieß ergriff und dessen Spitze blutig fand, da ging ihm ein schreckliches Licht auf. Die Frau mußte ihm alles erzählen. Er schwor, daß er den Tod verdient habe, weil er, obgleich in Irrthum, einen Unschuldigen gemordet. Er fand jetzt auch das Packet, welches ihm Alphons sterbend überreicht hatte; es war eine in aller Form abgefaßte Schenkung seines großen Vermögens in sicheren Briefen auf deutsche Handelshäuser in Augsburg, Nürnberg und Antwerpen, die jener zu Kleliens völliger Verfügung stellte. Die Frau berichtete, Alphons habe protestantisch werden und Klelien heirathen wollen. „Gieb ihr die Papiere," sagte der Amtshauptmann; „ich kann ihren Jammer nicht sehen. Ich will sterben, aber im größten Geheimniß; hinrichten laß ich mich nicht, ich will mich todt hungern! Das war mein liebster Freund, den ich verfolgte, den ich umbrachte." — Er rief den Schloßwächter, sagte ihm, er sei sein Gefangener, und übergab ihm seine Waffen. Dann holte er seinen Katechismus, schlug ihn auf, und konnte seine Augen nicht abwenden von dem Gebote: Du sollst nicht tödten. „Zum Tödten," sagte er, „bin

ich von meinem zwölften Jahre auferzogen und abgerichtet worden. Den Katechismus wußte ich damals schon auswendig, hatte ihn unter vielen Schlägen gelernt, und doch sehe ich heute erst ein, was es heißt, Du sollst nicht tödten, und warum meine Mutter weinte, als ich vom Pfalzgrafen zum ersten Mal auf eine Fehde mitgenommen wurde." Er fragte nach dem Magister, aber es hieß, der sei verreist; er wünschte, daß sein Sohn Achats, wie er versprochen, bald eintreffen möge; er wolle ihm Manches vertrauen. „Er that recht," rief er, „als er das Waffenhandwerk mied, der Teufel ist der Waffenschmidt!

Kleliens fester, fast männlicher Charakter hatte sich nach der ersten Raserei ihrer Schmerzen in ernster Thätigkeit gezeigt. Vergebens hatte sie den todten Alphons mit ihrem Athem wieder zu beleben gesucht. Sie wachte bei ihm auf ihren Knieen, bis ein herbei geholter Wundarzt entschied, das an keine Lebenserweckung zu denken sei. Da entschloß sie sich, dem Anblick zu entsagen, der ihr doch ewig gegenwärtig bleiben werde, um ihrem Vater den Vorwurf seines Anblicks zu ersparen. Sie ließ die Leiche in dem geheimen Felsgange beisetzen, dessen offene Seite jetzt auch mit einer Thüre verschlossen wurde. Am Morgen empfing sie durch die Mutter jenes Vermächtniß des Verstorbenen, — nicht gleichgültig, wie man bei so großem Verluste leicht meinen könnte, sondern wie

einen Lichtstrahl, der ihre Zukunft erhellte. Sie sprach zur Mutter; „Hier sah er im Geiste das Kloster wieder erbaut; über seinem Grabe soll es sich erheben. Ich habe Alles auf dieser Welt verloren, auch die Qual des Unterschiedes unserer Glaubensbekenntnisse; er starb in beiden, ich will in beiden fortleben und ein Kloster gründen, wo ich in frommer Thätigkeit mich vergessen kann, ein Jungfrauenstift, wo Kranke und Unglückliche von jedem Glauben aufgenommen und verpflegt, auch Waisen auferzogen werden. Unser Wille sei unser Gelübde: Was bedürfen die Trauernden und die Blinden des Schleiers? Möge jede Schwester bleiben, so lange sie uns wirklich zugehört; kein Zwang soll binden, und kein Überfluß verleiten." — Als sich diese Gesinnung in ihr entwickelt hatte, ging sie zu Emerenzien, entriß diese durch den wohlwollenden Geist ihrer Stiftung der Verlassenheit in Schande und Verzweiflung. Beide mußten sich so finden, denn Beide waren nöthig zu dem Unternehmen. Emerenzie hatte alle ruhige Ausdauer in Arbeiten, die Klelien in ihrem ungeduldigen Feuer leicht Überdruß erregten.

Der Magister fand den Amtshauptmann Nachmittags in sehr ernster Stimmung, als er ihm einen Brief des Grafen überbrachte. Er glaubte durch den Brief des Grafen, zu welchem er noch in der Nacht gefahren war, seinen Gram zu zerstreuen, da dieser

Brief ihm wegen eines, in seinem Amte ohne Absicht begangenen Mordes völlige Verzeihung angedeihen ließ. Der Amtshauptmann aber behauptete, daß er sterben müsse, weil er lieber auf dieser Welt, als in jener leiden wolle. Der Magister versicherte ihm, daß es eine Vergebung der Sünde gebe, und daß, wenn er sich der durch die Kirchenordnung vorgeschriebenen Buße unterziehe, er ihn dann von aller Schuld, Kraft seines Amtes, lossprechen werde. Der Amtshauptmann blickte freudig, und doch bestürzt auf, und fragte, ob auch seine Ehre diese öffentliche Buße zulasse? Das sei freilich ein Ausweg ins Leben zurück; aber er wisse nicht, ob er ihm gestattet sei. Der Magister suchte ihm das zu beweisen; jener aber versicherte, daß er mehrmals gehört, eine solche Demüthigung sei einem Ritter nicht anständig, — er müsse sich deswegen mit seinen Freunden, besonders mit dem Berghauptmann berathen. „Weigert er sich einzuwilligen, versetzte der Magister, so sendet mich zu ihm; ich will ihm etwas von seinem Sohne Egenolf erzählen, daß er für ihn gern Kirchenbuße thun möchte. Dem Egenolf galt euer Zorn; er hatte die Zeit versäumt, in welcher er Emerenzien mit ihrem Kinde nach Böhmen abholen wollte. Das Kind war heimlich von ihr beim alten Jakob erhalten worden, und ohne Menschenschuld gestorben; aber der wilde Knabe gab dem Jakob die Schuld, auch daß ihn Emerenzie, nachdem

sie sich ins Wasser geworfen, aus Reue nicht mehr sehen mochte. Auch tobte er auf Euch in der Schenke, daß Ihr den Jakob geduldet hättet, der allerdings ein heimlicher Bekehrer der Jesuiten war, und freilich hier weniger Muth, aber mehr Schlauheit gezeigt hat, als die alten Heidenbekehrer." —

„Wo ist der Jakob?" fragte der Amtshauptmann. „Während des Kampfes war er im Felsgange versteckt, um Alphons zu sprechen, und hätte ihn retten können, wenn er sich nicht vor Euch gefürchtet hätte. Er gab dem Sterbenden die letzte Ölung, als Ihr und der Wächter fortgegangen waret, um Hülfe zu suchen; dann kam er zu mir, berichtete mir Alles, ermahnte mich zur Reise, um Euch Vergebung vom Grafen zu verschaffen, und versicherte mir, daß er nur wenige Tage leben könne, denn sein lebenverlängerndes Mittel sei ihm vom sterbenden Kinde verschüttet, und er habe keine Zeit, um es bis zu seinem Abscheiden wieder zu bereiten. Er ist zum Kloster an unserer Grenze noch in der Nacht gewandert."

17. Ritterordnung und Kirchenordnung.

Die Antwort des Berghauptmanns, von seinen anderen Freunden mitunterzeichnet, lautete wie der Amtshauptmann sie mehrmals vorausgesagt hatte. Sie erklärten ohne Rückhalt, wie sie sich freuten, daß seine ritterliche Hand dazu bestimmt gewesen, einen

verfluchten Brudermörder zu bestrafen; der Graf habe das anerkannt, wer etwas dagegen vorbringe, möge es mit seinem Degen gegen sie alle verfechten. Die neue Kirchenordnung sei ohne ihre Zustimmung eingeführt. Wenn sich ein ritterlicher Mann diesem öffentlichen Schimpfe der Kirchenbuße unterziehe, so schließe er sich dadurch von ihnen aus; sie müßten ihm alle ritterliche Genugthuung versagen, sie könnten ihn nicht mehr auf Landtagen und in ihren Trinkstuben dulden. — Das Alles war hart ausgedrückt, damit es zur Wehre gegen die Geistlichkeit dienen könne; aber das geschriebene Wort hat eine eigene Wirkung auf ehrenstrenge Gemüther. „Am nächsten Sonntage thue ich öffentlich Buße," rief der Amtshauptmann zum Magister. „Putze meine Waffen," rief er zum Wächter, „ich denke eine Reise zu machen." — Er schien getrösteter nach diesem Entschlusse, rüstete sich zur Reise, war zärtlicher als sonst gegen seine Frau, billigte alle Absichten Kleliens, wie sie mit dem Gelde des Alphons eine milde Stiftung begründen wolle, schrieb ihre Heirath mit Egenolf ab, sagte aber Niemand, wohin seine Reise sich richten werde. In den nächsten Tagen arbeitete er unablässig in seinen Geschäftspapieren, schrieb mehrere Briefe an den Grafen, und erhielt von diesem mehrere Zusendungen.

Klelie war unterdessen bemüht ihre Freundin Emerenzie ebenfalls zu dem harten Wege öffentlicher

Buße vorzubereiten, welche der Magister von ihr forderte. Um ihr diese Demüthigung zu erleichtern, erklärte sie ihr, daß sie mit ihr büßen wolle, denn sie habe ihren Glauben in den Gesprächen mit Alphons öfters verlästert, und auch dieses Vergehen sei mit Kirchenbuße belegt. Der Magister suchte ihr diesen Entschluß auszureden; aber er konnte ihn nicht ablehnen, als sie darauf verharrete, und der Vater es zu seiner Verwunderung mit einem Achselzucken zugab.

Endlich erschien der große Bußtag ruhig und still. Der Amtshauptmann betete früh, und ging dann nach dem Stalle, um seine Reitpferde zu beschauen, von denen er eins nach beendigtem Gottesdienst gesattelt vor die Kirchhofsthüre bestellte. Da der Wind vom Kloster herwehete, so hörte er von dort her ein ungewöhnliches Geläute. Nach einer Stunde kam die Nachricht, der alte Jakob sei gestorben.

Der Tag hatte viele Fremde in die Kirche gezogen. Mit Mühe drängte sich der Amtshauptmann mit seiner Tochter und Emerenzien zum armen Sünderbänkchen durch, das abgesondert zwischen dem alten und neuen Chore, aber ganz niedrig, bei der Einführung der neuen Kirchenordnung errichtet worden war; ein enger Raum, wie das Fegfeuer beschrieben wird, in welchem der Anblick des weiten Himmels noch schrecklicher ist, als der Anblick der Hölle. Die alten Leute des Dorfes weinten über die Demuth ihres stolzen,

ritterlichen Amtshauptmann und seiner schönen Tochter, die nach ihrer Meinung blos aus Liebe zu ihrem Vater Buße thäte; denn da wäre kein Mädchen im Dorfe, das nicht mehr Grund hätte Buße zu thun.

Die jungen Mädchen des Dorfes aber hatten sich schon am Morgen besprochen, wie sie Kleliens große Demuth ehren wollten, und hätten ihr gern den Vorsatz mit Blicken zu verstehen gegeben, konnten sich auch zum Theil nicht enthalten, ihr im Vorbeigehen den Rock zu küssen, obgleich Klelie sich jedesmal unwillig abwandte. Der Kirchengesang verhallte. Der Magister wählte, als einen freien Text, die Verfluchung des Feigenbaums (Marc. 11, 12.). „Und des andern Tages, da sie von Bethanien gingen, hungerte ihn. Und sahe einen Feigenbaum, der Blätter hatte. Da trat er hinzu, ob er etwas darauf fände. Und da er hinzu kam, fand er nichts. Und Jesus sprach zu ihm: Nun esse von dir niemand keine Frucht ewiglich. Und seine Jünger höreten das, und am andern Morgen gingen sie vorüber, und sahen den Feigenbaum, daß er verdorrt war bis auf die Wurzel. Habet Glauben an Gott!“ Mit ernster tiefer Stimme stellte der Magister den unvorbereiteten Tod des Sünders dar, dessen Leben nie zu einer Frucht des ewigen Lebens sich entwickelt hätte. Der Amtshauptmann blickte empor in Rührung, sah den Berghauptmann auf dem Chore und griff unwillkührlich nach seinem

Degen. Klelie bemerkte nichts; sie war so ergriffen von der kirchlichen Feier, als ob die Kirche neu vor ihren Augen erbaut werde. Sie konnte es nicht begreifen, wie sie je diese Kirche, in der sie so gnädig auferzogen, habe verlassen wollen. Der Magister sprach ferner vom Fluche des Erdenlebens, nachdem er vom Fluche des Todes gesprochen, vom Schweiß des Arbeiters, von dem Zufälligen im Erfolge aller Mühe, — was der Hagel verschone, zerstöre die Flamme, was die Flamme verschone, könne der Mensch wegen Krankheit nicht genießen; alle Sorge sei nichtig ohne einen Segen, der über das Leben hinausreiche. Am Schlusse sagte er, wer sich mit Sünde, mit Blut, mit Kirchenlästerung heimlich oder öffentlich befleckt habe, solle knieend seine Beichte hersagen, denn nur auf diesem Wege könne er vom Fluche befreit werden, der Leben und Tod belaste und den Segen empfangen.

Da trat der Amtshauptmann zum Altare, als ob er in den Tod gehe; der Berghauptmann mit seinen Freunden verließ die Kirche. Klelie führte die schwankende Emerenzie und kniete nieder; alle Jungfrauen des Dorfes folgten ihr nach und knieten hinter ihr. — Der Magister wurde von diesem Anblicke erschüttert; er bat ihn zu entschuldigen, wenn ein anderer Geistlicher sein Amt an diesem Tage zum Schlusse verwalte. Er trat zurück, und ein Jüngling betrat die Altarstufen, höher, ernster, frommer, als je einer

gesehen; denn alles Böse schien in ihm vernichtet von der Gnade, die ihn aufgenommen hatte. Klelie glaubte, ihn auf frommen Bildern schon gesehen zu haben. Der Amtshauptmann meinte so in sich, er möchte wohl, daß sein Achats so aussähe, denn eine Ähnlichkeit fiel ihm beim ersten Blicke auf, und bestätigte sich ihm in seiner Stimme. Der Jüngling las nach kurzem Gebete die Fragen der Kirchenordnung, und entsühnte dann die Knieenden mit den Worten dieser Kirchenordnung: „Dieweil Ihr die Reue Eurer Herzen öffentlich bekannt habt, so spreche ich Euch los, als ein verordneter Diener, und nehme Euch auf als Glieder des geistlichen Leibes des Herrn, welches ist die Gemeinde seiner Gläubigen, und erhebe Euch Knieende mit meiner Hand, daß Ihr aufblickt zur Freude des Herrn über bußfertige Sünder."

Wenn es Sonnenfinsternisse gibt, so sind sie doch selten; häufig aber ist, und oft lange dauernd, die Sonnen-Hellung, die von Niemand berechnet, aber von vielen beobachtet werden kann. Solch ein Strahlen der Sonne, in der die gesammte Gestaltung in einer Deutlichkeit erscheint, wie sie der schaffenden Hand Gottes entströmte, verklärt jedes Menschenantlitz zu einem Zeichen seines innern Wesens, und zeigt selbst die sterbende Natur in ihrem ansteigenden Stufengange. In solcher Sonnenhellung erschienen die Häupter der Heiligen mit Glanz umgeben dem Auge der Maler,

— oder vielmehr sie malten diesen Glanz, als ein Zeichen des höheren Schimmers, den sie über ihr Antlitz ausgegossen gesehen, den sie aber nicht mit Farben auszudrücken verstanden, obgleich ihr höchstes Verdienst darin besteht, diesem Ausdruck sich anzunähern. Solche Sonnenhellung durchstrahlte jetzt die Kirche; und der Amtshauptmann glaubte das Haupt des Jünglings von Strahlen umflossen, als sich dieser nach geendigtem Gottesdienst ihm zu Füßen warf, sich als seinen Sohn Achats angab, und ihn um Verzeihung bat, daß er ohne seine Zustimmung dem höheren Rufe gefolgt sei, der ihn zum Geistlichen geweiht. Der Vater hob ihn auf an seine Brust, erkannte diesen höhern Ruf an, und erklärte ihn für bestimmt, seine Stelle im Hause zu übernehmen und den Seinen in der frommen Stiftung beizustehen, die sie aus den Schätzen des Alphons Diaz begründen wollten. „Ich ziehe fort nach den Niederlanden," sprach er, „zu meinem Freunde Oranien vom Grafen gesendet, um im Dienst unseres Glaubens gegen die spanischen Unterdrücker neue Rinterehre zu verdienen. Mein Roß wiehert ungeduldig, und ich vermag nicht noch einen Tag hier zu bestehen, nach den Ereignissen dieses Tages. Wisse mein Sohn, zwei Kreise wirken jetzt nicht mehr aus einem Mittelpunkte. Mein Leben fiel in die Zeit der Entzweiung, vielleicht fällt das Deine in die Zeit der Wiedervereinigung. Was die Kirchen-

ordnung heute von mir forderte, entzweit mich mit der Ordnung der Ritterschaft. Ich suchte mein ewiges Heil, und muß nun mein zeitliches Dasein in Gegenden suchen, wo die Demüthigung unbekannt ist, der ich mich heute unterworfen habe. Ich kann hier das Auge der Welt nicht mehr ertragen, und es fehlt eine Freistätte, die mich in stiller Vergessenheit aufnimmt." — Als der Magister mit Bitten in ihn drang, seinen Entschluß zu ändern, sagte er ruhig: „Mir bleibt nur die Wahl, hier Freundes Blut, oder dort Feindes Blut zu vergießen!"

Der Magister nahm nach diesem Worte herzlichen Abschied; der Pachter und seine Frau versöhnten sich mit ihm bei diesem Scheiden, alle Bauern nahten sich ihm. Die Ältesten dankten ihm, daß sein Ansehen sie so lange gegen alle Beeinträchtigungen der Nachbarn, so wie sein Muth sie gegen kriegerische Schaaren geschützt habe. Er entließ sie still mit Händedruck, blieb noch eine Viertelstunde mit Frau und Kindern einsam in der Kirche, dann bestieg er rasch sein Pferd, und jagte mit gestrecktem Laufe den Unglücksweg am Schlosse hinunter.

Er hatte gestritten, unter Oraniens Führung, in den Niederlanden. Sein Grab ist unbekannt. Über dem Grabe des armen Alphons erhebt sich eine Stiftung, die noch jetzt ihre segensreiche Milde durch Krankenpflege und Auferziehung armer Waisen bewährt.

Raphael und seine Nachbarinnen.

(Erzählung.)

Briefe an den C. R.

Eure Verwunderung, gnädigster Herr, als ich Raphaels, von Mark Anton gestochene, von mir gedruckte Blätter Euch vorlegte: wie der Ernst und das innige, himmlische Wesen dieser Arbeiten sich mit dem Leichtsinne seiner Lebensweise vereinen lasse, gab mir Gelegenheit, viele der lügenhaften Nachrichten über Raphael zu widerlegen, die den Entfernten das reine Licht seines liebevollen Geistes in trüben höllischen Nebeldunst verhüllen. Ich war ihm nahe bis zu seinem Ende, nahe wie kein andrer in seinem täglichen Lebensverkehr; er war die unschuldigste Seele in dieser verderbten Welt. Ihr nahmet mich beim Wort, Eure Ansicht durch getreue Erzählung alles dessen zu berichtigen, was mir aus meinem vieljährigen Umgange mit ihm und seinen Hausgenossen erinnerlich geblieben. Diesen Bericht, welchen ich nicht ohne schmerzliche Rührung zusammengeschrieben, lege ich Euch jetzt mit dem Wunsche zu Füßen, daß er Euer menschliches Herz dem Manne befreunden möge, welchen Eure Sittenstrenge verdammte.

Die Kunst der Malerei nimmt den ganzen Menschen in Anspruch, und bildet ihn doch immer nur

von einer Seite aus. Der Künstler muß sich beschränken, um nicht zerstreut zu werden in seiner Arbeit; und doch fühlt er leicht nach derselben ein Verlangen nach etwas, das er nicht zu finden weiß, und wofür sich ihm der sinnliche Genuß oft nahe liegend darbietet. Der Künstler bedarf einer reichen Anschauung des Sinnlichen, um das Übersinnliche darin zu unterscheiden, es aufzufassen und darzustellen; aber diese sinnliche Lust wird seine gefährlichste Feindin, wenn er ihr die ganze Seele unterwirft. Er hat nur zwei Wege zur Ruhe zu gelangen, die seine Arbeit fördert; entweder gänzliche Hingebung in höhere Obhut durch Entsagung und Selbstbekämpfung, welchen Weg die ältesten Maler einschlugen, die meist Klostergeistliche wurden; oder ein flüchtiges Benutzen jeder Gewährung, welche die Welt darbietet, was wenigstens von Zeit zu Zeit Ruhe schenket, obgleich es in immer größere Unruhe zurückstürzt. Diesen letzten Weg führte unsern Raphael die Sinnesart seiner Zeitgenossen; wäre er bei den Seinen geblieben, hätte er gewiß den ersten gewählt. Nie zeigte er sich auf dem Wege seiner Schüler und Nachahmer, die in sinnlicher Lust den Himmel zu stürmen trachten und mit dem Nichtigen die Leere zu füllen wähnen, — jene Kluft, die nichts auf Erden zu füllen vermag, weder Kunst noch Wissenschaft, mit aller ihrer Prahlerei. Raphael schloß sich der Erde an, ohne ihr anzugehören, sein Kuß war

wie ein Abschied eines Engels von der Erde, der sich von ihr im Morgenthau entfernt und sich aufwärts zu den ewigen Gestirnen erhebt.

Es quält mich innerlich, daß ich Euch nur so wenig aus der Fülle von Erinnerungen aufzuschreiben verstand, die alle Wände meiner Seele, wie die Namen der Pilger jenes Haus in Loretto bedecken. Aber diese Wände, diese geheiligten Gedächtnißtafeln sind mit Raphaels Tod, wie durch ein Erdbeben zerrissen; auch ist mein irdisches Haus zu sehr mit lärmenden Druckerpressen angefüllt, als daß ich viel von jener himmlischen Nachbarschaft mit ihm im Zusammenhange denken und schreiben könnte. Mußte doch selbst Raphael seine himmlische Nachbarin über die irdische Hausgenossin vergessen, wie Ihr dies ausführlich in meinem Berichte finden werdet.

Zugleich erfüllt dieser Bericht Euern Befehl, Euch die Entstehung und Bedeutung einiger Werke Raphaels zu erklären, wobei ich als Kupferstichhändler bitten muß, Eure Bestellungen recht bald an mich ergehen zu lassen, weil die ersten Abdrücke dieser Bilder immer seltener werden, und von den Sammlern immer fester gehalten, nicht oft in den Handel zurückkehren. Denn Jeder möchte etwas von Raphael bewahren; aber das Beste von ihm bewahre ich in meinem Herzen, und das ist mir um keinen Preis feil.

1. Zu Raphaels Psyche.

Ihr rühmtet mir den Mark Anton, als ich Euch diese Blätter vorlegte. Nein, meinen Raphael müßt Ihr preisen wegen dieser kaum geöffneten Knospen, aus denen Gedanken der Engel, wie Blätter eines neuen Frühlings, zu Tage kommen. So liegt nun die Geschichte der Psyche und des Amor vor Euch, wie ein Räthsel, das jeder einmal in seinem Leben lösen soll. — Er zeichnete das Meiste selbst auf die Platten, darum ist kein Strich bloße Zierrath, sondern jeder gehört zum Ganzen. Mark Antons feste Hand fuhr treulich mit dem Grabstichel nach; mein starker Arm drückte Alles mit einer neuen verbesserten Presse deutlich aus; mehr Verdienst als diese Presse haben wir Beide nicht erworben. Raphael wußte von Allem so sichern Bescheid zu geben, daß er jeden Andern so gut, wie uns, zu diesem Geschäfte zugestutzt haben würde; auch wäre ich unter seiner Leitung gewiß wie Julio Romano und Franz Penni, seine Schüler und Gehülfen bei vielen Arbeiten, ein tüchtiger Maler, geworden; denn er sagte mir oft, ich sei der Einzige, der ihm ein verständiges Wort und einen guten Rath bei seiner Arbeit zu geben verstehe. Aber mein einziges Bestreben war, ihm als Diener ganz nahe zu stehen. Ja, das weiß ich, so nahe war ihm Keiner; durch ihn malte ich auch gewissermaßen, in-

dem ich alle Sorge von ihm abzulenken suchte, die ihn in der Arbeit stören konnte. Und dann, wie viele andre Störer habe ich von ihm abgewiesen; wie manche Liebesbriefe habe ich unterschlagen, wie manchen kunstrichterlichen Kardinal zum Hause hinaus gedrängt, als ob ich trunken wäre, und ließ ihn nachher schelten, wenn ich bei ihm verklagt wurde. Ich machte ihm seine Lebensweise so fröhlich und bequem, als es sein Herz verlangte, belief alle seine Liebschaften mit saurer Mühe, schrieb ihm Sonette, dem liederlichen Arretin zum Trotz, wand Blumenkränze zu seinen Festen, illuminirte Inschriften, drehte Feuerwerke, setzte künstliche Springbrunnen, stellte lebende Gemälde zusammen aus allem Lumpengesindel, das sich zu meiner Familie rechnete, seitdem ich Raphaels abgelegte Kleider trug. Wir hatten gegen einander keine Eifersucht und gönnten einander gern eine Freude. Sein Rufen war mein stetes Horchen, wonach ich meine Ohren im Gerolle der Presse spitzte; sein Lob war mein Lohn und ging mir über alles Geld, das ich beim Verkaufe der Kupferstiche verdiente, und wovon er nichts für seine Mühe annehmen wollte. Doch, damit nicht Alles sich kreuz und quer durch einander schraffirt, will ich ordentlich vom Anfange ausgehen, wie ich zu Raphaels Bekanntschaft gekommen und zu einem Menschen geworden, nachdem ich lange blos ein zweibeiniges Thier gewesen.

Es war im Frühjahr 1508 nach der Geburt unsers Herrn, und zwölf Jahre vor dem frühzeitigen Hinscheiden unsers Raphael, als dieser Komet am Malerhimmel unruhig aus der Camera della Segnatura im Vatikan, wo er die Decken mit symbolischen Figuren verherrlichen sollte, ins Freie hinaus trat und überall umblickte, weil ihm das Modell ausgeblieben, nach welchem er das Bild der Poesie berichtigen wollte. Ich mußte wohl auch meinen Stern haben, weil ich zu der Zeit gerade da stand und ihn in Lumpen anbettelte, die meine Blöße noch deutlicher machten, weil meine verbrannte Haut leicht für ein wohlpassendes Kleid angesehen werden konnte. Übrigens war ich wohl genährt und lebte besser als mancher fleißige Arbeiter; meine Ältern hatten mich aber von Jugend an so ausstaffirt, weil mein wohlgewachsener Körper so mitwirkte, das Mitleid der Leute zu erregen. Auch an diesem bedeutenden Tage schien diese vom Himmel mir gnädig verliehene Gestalt noch mehr zu wirken, als mein andächtig hergemurmeltes Gebet.

Raphael sah mich sinnig an, und statt nach Geld in seine Tasche zu greifen, faßte er meinen Kopf, drehte mich nach allen Seiten wie eine Puppe um, riß mir die Lumpen ab, die mich umhingen, und rief: „Bei allen Heiligen, ein besseres Modell, als ich je gehabt habe!“ Ohne Umstände führte er mich in sein

Studienzimmer, gab mir eine Stellung und zeichnete nach mir eine Gestalt, die doch ganz anders aussah, als ich, und dabei gar eine Weibsperson war. Alles das hätte mir wie Zauberei vorkommen können, wäre ich nicht von Jugend auf ein sehr witziger Knabe gewesen; auch machte der gute Lacrimä-Christiwein, den er mir einschenkte, daß mir Alles ganz christlich und natürlich schien. Nun kann ich Euch gar nicht beschreiben, wie mir der Mann gleich in der ersten Stunde so überaus wohlgefiel. Es lag da Geld herum auf dem Tische, er gab darauf nicht Achtung; ich hätte es ihm nehmen können, aber ich unterließ es gegen meine damalige Gewohnheit. Es war keine Art Schein oder Zerstreuung in ihm; er leuchtete immerfort im Vollgenusse seiner Ewigkeit und seine Augen leuchteten, weil sie alle Strahlen in sich sogen. Und als er mich mit einem großen Geldstücke fortschicken wollte, fiel ich auf ein Knie nieder, umfaßte die seinigen, und schwor ihm, daß ich ihm ohne Lohn die niedrigsten Dienste verrichten wolle, und daß keine Gewalt mich von ihm zu trennen im Stande sei. Er wollte mich von sich stoßen; aber ich hielt seine Füße fest umklammert. Dann besann er sich und sprach: „Dein Eifer, mir zu dienen, ist seltsam, wenn er nur dauert. Brauchen könnte ich Dich schon; meine Arbeiter verlassen mich manchmal, um ihrem Vergnügen nachzugehen; da mußt Du Farben reiben,

Pinsel auswaschen, mußt umherlaufen mit Bestellungen, und Stunden lang ohne Verdruß in den beschwerlichsten Stellungen Modell stehen." Ich schwor ihm, das Alles werde mir leicht scheinen, nachdem ich so viele Jahre das beschwerliche Handwerk eines Straßenbettlers getrieben, welches meinem angebornen Triebe, mich löblich auszuzeichnen, gar nicht zugesagt habe; auch erfüllte ich auf diesem Wege die großen Absichten, welche der geistliche Herr, mein Vetter, mit mir gehabt, als er mich so fleißig durch Worte und Schläge zum Schreiben angehalten. — „Wenn Du gut schreiben kannst," sagte Raphael zu mir, „da kannst Du mehr, als ich, und kannst mir im Verkehr mit den hohen Herrschaften und mit den guten Weibern recht nützlich werden." So kam ich in seinen Dienst; zwar ohne Gehalt, aber ich nahm mir, was ich brauchte, aß mit ihm, wenn er allein war, und wartete auf, wenn er Gäste hatte, flickte ihm seine Kleider und trug sie auch, mahnte seine Schuldleute und wies seine Gläubiger ab. So erlangte ich bald eine Herrschaft in seinem Hause; er sah, daß sein Geld jetzt länger dauerte, als bei der Wirthschafterin, der er früher Alles anvertraut hatte, und doch waren seine Gastmähler, die er den Kunstjüngern auf seiner Villa gab, viel glänzender. Alle rühmten mich und brauchten mich, ihm ihre geheimen Wünsche, und was er für sie thun könnte, mitzutheilen; und mir schlug

er selten etwas ab. Womit ich ihn aber ganz in meiner Gewalt hatte, das waren seine Liebschaften. Alle Morgen mußte ich ihm eine Artigkeit erfinden, über einigen Reimen schwitzen; und dann hatte ich noch die Freude zu sehen, wie die guten Dinger meine ihm nachgeahmte Handschrift küßten. Kamen ihm überlästige Bothschaften, oder war er zu sehr mit seinen Arbeitsgedanken beschäftigt, so mußte ich wohl gar solche Zusammenkünfte in seinem Namen besuchen; was mir in der Gegend große Ehre, aber auch manchen Vorwurf von meinem Beichtvater verursachte. Doch so etwas macht mehr Spaß zu erleben, als zu erzählen; ich wollte es Euch nur bei Gelegenheit dieser Kupferstiche anführen, weil er mich bei solchen Vorfällen, wo ich seine Rolle spielte, seinen Amor nannte und vor der Lampe Psyche's warnte, die mir leicht die Haut verbrennen könne. Eigentlich war er aber selbst der Amor, und dies vertraute er mir, als er die Geschichte der Psyche auf die Platten zeichnete.

„Heute zeichne ich meine eigne Geschichte," sagte er, „und es ist mir dabei recht wehmüthig um's Herz. Was hilft der Ruhm ohne ein Heiligthum, das unser Leben mehrt; je reichlicher der Brunnen der Kunst in die Welt strömt, je leerer werden die Quellen, und bald hört eins von beiden auf, die Kunst, oder das Leben." — „Ja Herr," sagte ich, „Ihr müßt doch

wohl ein frommes Herz haben, weil Ihr so viele heilige Gesichter malt.“ —

„Du glaubst nicht Baviera,“ fuhr er fort, „welch ein frommer und scheuer Knabe ich im Hause meiner Ältern war, wie ich so selig war, neben der Mutter in der Kirche zu knieen; und so hat mich der gute Vater auch damals abgemalt. Das war ein wahrhafter Erfinder, seine Kunst war ihm eigen; ich entwickelte seine Keime. In seinen Arbeiten lag lauter eigne Anschauung, und darum ermangelte er der Fertigkeit und der Gewöhnlichkeit, die allein vom Haufen verstanden wird.“ — Als ich ihn nun fragte, wie er einen so geschickten Vater habe verlassen können, um beim Perugino zu lernen; da seufzte er und lächelte und sprach: „Warum mußte Amor fliehen, als Psyche ihn beleuchtete? Ich hatte mehr Grund dazu, als er!“ — Nach dieser Einleitung ließ er sich leicht bereden, ohne von seinem Zeichnen aufzublicken, mir seine Jugendgeschichte zu erzählen. Alles war ihm noch deutlich vor Augen: das väterliche Haus mit dem schmalen Hofe, die, als er heranwuchs, für ihn eingerichtete Schlafkammer, aus deren kleinem Fenster er den Hof des Nachbars übersehen und leicht auf die hohe Scheidemauer steigen konnte, die denselben umzog. Als er aus dem Schlafzimmer der Ältern in diese Kammer gebettet wurde, wohnten im Nachbarhause zwei Feuerarbeiter verschiedener Art, ein Töpfer

und ein Bäcker, mit einander entfernt verwandt. Jeder derselben besaß eine heranwachsende Tochter, welche Gesellendienste bei ihren eben nicht reichen Vätern verrichten mußten. Benedetta, die Tochter des Töpfers, obgleich von zartem Körperbau, war unermüdlich in ihrer schweren Arbeit, den Thon einzutreten, ihn durchzuarbeiten, und auf der Drehscheibe zu Schüsseln und Tellern zu bilden, die sie dann auch bemalte, und die in der Stadt den feinen Arbeiten von Faënza gleich geschätzt wurden. Ghita, die Tochter des Bäckers, in der reichen Fülle jungfräulicher Entwickelung, groß und stark, war nicht so bereitwillig zu ihrer Arbeit, den Teig in den großen Mulden zu kneten, zu Brodten zu formen und dem Vater beim Heizen des Ofens das Holz zuzutragen. Der Vater mußte sie oft mit Scheltworten antreiben, und sie ärgerte immer durch Widerrede den gutwilligen Mann. Das Alles beobachtete Raphael in den ersten Tagen, faßte eine Vorliebe für Benedetten und einen Groll gegen Ghita, und hätte jener gern in der Arbeit beigestanden, wenn sein Vater nur Umgang mit den Nachbarn gehalten hätte. Aber dieser besaß den Stolz der Sanzier, die sich für ein ausgezeichnetes Geschlecht hielten, obgleich sie nicht eher recht wußten, worauf sie stolz waren, als bis unser Raphael diese ihre Ahnung erfüllte. Aber unsern Raphael drängte es so sehnlich nach dem Nachbar-

hause und nach Benedetten, daß er im Zimmer der Mutter einstmals seinen Teller so nahe der Tisch-ecke rückte, das er herabfiel. Nun wußte er, daß zum Abendessen ein Teller gefehlt hätte, weßwegen er auch die Erlaubniß erhielt, beim Nachbar einen zu kaufen. Er eilte zu dem Töpfer; aber zu seinem Verdrusse fand er Ghita im Zimmer, die den Verkauf des Töpfergeschirrs für den Vetter besorgte. Sie war ihm zuthulich, strich ihm die dichten gescheitelten Haare und sagte ihm, daß sie sich darin spiegeln könne, so glatt wären sie. Er wußte nichts zu antworten, als daß der liebe Gott wohl einen dauerhaften Firniß müßte drüber gezogen haben, sonst wäre der Glanz von seiner Mütze längst abgerieben. In der Verlegenheit, da sie ihn an dem einen Arme festhielt, seine Finger besah und ihm versicherte, er habe eine recht schöne Hand, fragte er, wer den Vogel auf dem Teller gemalt habe, den er eben gekauft. Ghita lachte laut auf und sagte, „es solle ja einen Menschen vorstellen; aber Benedetta müsse die Geschirre meist im Halbdunkel vor dem Brennen malen, und sei dann oft noch so müde, daß sie über dem Malen einschlafe. Seht nur hin," sagte sie, „eben jetzt steht wieder der ganze Hof voll Teller, die sie bis zum nächsten Morgen malen soll." — Bei diesen Worten fuhr ihm ein Strahl in die Seele; er wußte Ihr nun einen Dienst zu leisten, und ganz damit beschäftigt, drückte er Ghita

die Hand, und eilte nach Hause. Dort erkundigte er sich bei seinem Vater ganz listig und scheinbar unbefangen, mit welchen Farben die Töpfer malten, die das Feuer bestehen könnten. Der Vater freute sich seiner Wißbegierde, gab ihm Bescheid: wie manche Farben, die auch Ölmaler gebrauchten, von den Töpfern angewendet würden, aber in ganz andrer Art, — was sie voraus überlegen müßten, weil sich viele in ganz unähnliche Farben durch das Feuer verwandelten, z. B. Schwarz in Roth, Roth in Schwarz; denn das Feuer habe viel Ähnliches mit den Leidenschaften, die einen Menschen verderben, den andern veredeln. Unser Raphael gab auf die Nutzanwendung nicht Acht; er wußte genug von den Farben, und das war ihm sehr angenehm. Der Vater erzählte nun noch, wie sich gemeines Geschirr von dem feinen unterscheide, das der Nachbar mache, wie jenes roh bemalt werde und dieses auf der Glasur. Raphael hörte nicht mehr darauf; er dachte nur, wie er von der hohen Scheidemauer im Hofe herabkommen könne, wenn er aus seiner Schlafkammer auf die Mauer gestiegen. Da fiel ihm ein großer Herkules ein, der auf andre Marmorstücke kürzlich an die Mauer des Nachbars gestellt worden war, nicht seiner Trefflichkeit wegen oder des Alterthums, sondern um ihn gelegentlich zu zerschlagen und in den Töpferofen zu stecken, weil der Töpfer zu Nebenbeschäftigung auch alte rö-

mische Marmorreliquien zusammenfahren und zu Kalk verbrennen ließ. Raphael erzählte mir, daß man damals in ganz Italien einen weit größeren Vorrath solcher schönen Trümmer gefunden und nur in wenigen Städten einen Werth darauf gelegt habe. Da mag mehr verbrannt worden sein in den Kalköfen einer Stadt, als jetzt noch in ganz Italien übrig ist; und so fürchte ich auch für meine schönen Kupferstiche, weil Jedermann Papier brauchen, aber nicht jeder ihren Werth verstehen kann.

Am Abend, nachdem die Ältern schlafen gegangen, packte er seine erwählten Farben und einige Pinsel mit der Palette in seine Tasche und bestieg die Mauer im Schein des frischen Mondes; und als er bis an das Ende der Mauer gegangen, wo der Hekules jenseit stand, fand er die Keule so bequem zum Herabklimmen hingestellt, als ob sie von dem alten Phidias dazu ausgehauen worden. Aber welch ein Anblick hielt ihn fest! Er glaubte Benedetten in einem weißen Gewande in der Mitte des Hofes stehen zu sehen, doch von dem Schatten des Hinterhauses gedeckt; so daß er seiner Freude nicht völlig gewiß war. Er wollte zurück eilen; da stieg der Vollmond höher, und er erkannte, daß die vermeinte Benedetta eine weibliche Statue war, die mit einiger Auszeichnung in die Mitte des Hofes gestellt worden. Nun schimmerte ihn die duftige Landschaft zu seinen Füßen ver-

gebens an; er schwang sich von der Mauer auf die Keule, von der Keule auf die Schulter, von der Schulter auf die Hüfte, von der Hüfte auf die große Zeh des Herkules. Als er glücklich am Boden angekommen, sah er die Teller und Schüsseln bequem ausgestellt. Er drückte seine bereiteten Farben auf die Palette, indem er mit Verwunderung die herrliche Gestalt jener Statue, die Zierlichkeit des anliegenden, gleichsam nassen Gewandes, das wie von starkem Nachtthau durchdrungen schien, den Ernst der Züge, die entweder warnend, oder segnend erhobenen beiden Finger der rechten Hand betrachtete. Kurz diese Statue war die erste, die vor seinen Augen nicht Stein geblieben, nicht Fleisch geworden war, sondern Seele. Sie war das Erste, was er auf die Teller nachzuzeichnen trachtete; dann kam der Herkules nebst den andern Statuen an die Reihe, wie ihm die Götterbilder eben umstanden, und Heldengeschichten, die ihm der Vater oft erzählt hatte. Das Alles flog ihm zu in göttlicher Lust und Behendigkeit, bis er Geräusch im Hause hörte, sein Malerzeug zusammenraffte, am Herkules wieder aufwärts und zurück nach seiner Kammer kletterte. Benedetta kam schlaftrunken, wusch am Röhrbrunnen Antlitz und Hände und malte dann, ohne das Gemalte zu betrachten, ihre Unthiere und Unmenschen auf seine herrlichen Umrisse. Als aber die Sonne aufgegangen, sah sie das von Raphel Ge-

malte, verwunderte sich, alle die Statuen umher im Kleinen abgespiegelt zu finden, rief alle Heiligen an und beschloß, Alles den Engeln zu danken, die ihr eben im Gebete erschienen, so daß sie darüber wieder eingeschlafen war und die Zeit versäumt hatte. Diese himmlische Begünstigung behielt sie aber bescheiden für sich; als der Vater kam und gleich fragte, warum sie diesmal die Teller ganz anders wie sonst gemalt habe. Sie erwiederte, daß die Leute gern etwas Neues in jeder Art kauften, und darum habe sie einen Versuch gemacht, die alten Bilder nachzuzeichnen. Raphaels erster Malertriumph war nun am nächsten Morgen, als er der Mutter den Korb zum Einkauf auf den Markt nachtrug, und dort selbst vernahm, mit welchem Eifer die Leute seine gemalten Teller einkauften. „Nie," sagte er, „habe ich diese Seligkeit wieder empfunden, und wie himmlisch kühl und lieblich duftend wurde mein Haupt gelichtet, als ein Mädchen mir in dem Augenblicke einen Kranz auf den Kopf setzte. Es war Ghita, die Brodte feil hielt, unter Blumengewinden und Kränzen, wie es in Urbino der Gebrauch ist. Ich senkte die Augen nieder; aber seit dem Augenblicke war doch mein Groll gegen sie verschwunden. Die Mutter dankte ihr in meinem Namen und kaufte von ihr ein, obgleich sie es in ihrem Hause näher haben konnte." — Das Geschirr ward so schnell verkauft, daß der Töpfer gleich wieder einen

Brand

Brand anfertigen mußte. Als dieser zum Bemalen fertig, betete Benedetta wieder ruhig am Morgen, und schlief ein, während Raphael neuerdachte Bilder auf die Teller malte. Als sie erwachte, fand sie die Arbeit zu ihrer Freude wieder halb gemacht, und ahmte für den übrigen Theil diese Vorbilder mit solcher Treue und Geschicklichkeit nach, daß Raphael, als er die Arbeiten auf dem Markte zusammenstehen sah, kaum selbst unterscheiden konnte, was von ihm ausgegangen sei und was seine Schülerin nachgebildet hatte. „O, das war eine Zeit!" rief er, „rastlos und schlaflos. Was ich noch weiß, habe ich da empfunden und empfangen; mühsam rufe ich jetzt das Rechte zurück, das ich damals beim ersten Entwurfe gar nicht verfehlen konnte, und siehe her: auch diese Geschichte der Psyche, die ich eben zeichne, ist nur Erinnerung jener ersten Entwürfe auf den Tellern, und doch fehlt darin das Bild Benedettens, das mir damals als Psyche so leicht zu malen war, und das ich mir jetzt nicht mehr zurückrufen kann, obgleich ich mich deutlich aller gleichgültigen Leute aus ganz Urbino erinnere. Ob das meine Untreue verschuldet hat? — Psyche und Amor waren so selig in der dunklen Nacht; ich aber war gewiß noch seliger auf den Flügeln von Benedettens Gebeten, als Amor in den Armen der Psyche. Wie aber die unreinen Schwestern der Psyche ihr Argwohn einredeten ge-

gen den liebenden Gott, so störte Ghita die Seligkeit unsrer Umarmung, in der Himmel und Erde, Kunst und Liebe sich einträchtig umschlossen, indem sie ihr das Geheimniß entdeckte und ihr versicherte, daß kein Engel, wohl aber Teufel dabei im Spiel sein könnten, vielleicht die päpstlichen Nepoten, die allen Mädchen nachstellten. Sie machte den Vorschlag, in der nächsten Nacht, wenn das Töpfergeschirr zum Malen aufgestellt sei, mit ihr bewaffnet zu wachen, um den Engel zu erkennen, oder die Menschen zu fangen, die so dreist in einen fest ummauerten Hof sich einzuschleichen und noch dabei ihren Muthwillen zu treiben wagten. Benedetta glaubte ihre Ehre und das Vertrauen zu verletzen, welches sie zu den Engeln hegte, wenn sie den Vorschlag ablehnte, und so geschah es in der vierten Malernacht, die still und mondlich mir recht zur Arbeit günstig schien, daß die beiden Mädchen, als ich mich eben an die Arbeit gemacht, und sie mich allein gesehen, ohne zu erkennen, wer es sei, auf einmal aus dem Hause kamen, jede mit einem alten rostigen Schwerte bewaffnet und mit einer Lampe, zur Befriedigung ihrer Neugierde, versehen. Du weißt, daß ich mich mit den Waffen nie sonderlich eingelassen habe, sondern es immer vorzog, mit Farben große Thaten darzustellen, weßhalb auch diese Amazonen mir gar kein erfreulicher Anblick waren. Ich dachte bei diesen Rasenden weder an

Benedetten noch an Ghita; vielmehr fielen mir ein paar wahnwitzige Mädchen ein, die auf der andern Seite des Hauses wohnten und ihrem Aufseher entschlüpft sein könnten, wie dies schon mehrmals geschehen. „Heiliger Christophel, rette mich!“ schrie ich zum Herkules gewendet; aber die Mädchen schrieen sich selbst Muth ein, riefen: „Ein Dieb, ein Dieb!“ folgten mir und beleuchteten mich, als ich eben die Schulter des Herkules bestiegen hatte. Aber nun kam mir auch etwas Gegenwart des Geistes; mit der Palette deckte ich die eine Seite gegen Ghita und mit dem Pinsel wischte ich die Lampe Benedettens aus; so glaubte ich unerkannt über die Mauer nach meinem Zimmer entkommen zu sein. Dort aber wartete meiner ein schlimmeres Schicksal. Mein Vater war von dem Diebesgekreische der Mädchen aufgewacht, hatte ein Feuergewehr ergriffen und hätte mich wie einen Spatzen von der Mauer geschossen, wenn es geladen gewesen wäre. Als ich ins Zimmer gesprungen war, ihn erkannt und mich vor ihm niedergeworfen hatte, löschte die Freude, mich nicht erschossen zu haben, den Zorn über meine vermeinte Liederlichkeit; seine Hände falteten sich, statt zu strafen. Als die Mutter eingetreten, bekannte ich Alles haarklein, damit sie nichts Schlimmeres von mir denken möchte, und berief mich auf das Lob des Vaters, daß mir diese Zeichenübung nicht unnütz gewesen, weil er seit-

dem einen sichtbaren Fortschritt in meinen Arbeiten wahrgenommen habe. Mutter und Vater sahen meine Wahrhaftigkeit auf meiner Stirn geschrieben. Der Vater nannte es einen recht kindischen Leichtsinn, der mich solcher Gefahr ausgesetzt; da ich sicher nicht mit dem Leben davon gekommen wäre, wenn der Bäcker bei dem Geschrei der Mädchen schon wäre wach gewesen. Sieh Mutter, fuhr er fort, alle menschliche Sorgfalt konnte ihn hier gegen so große Gefahr nicht schützen; darum willige endlich ein, daß wir ihn zum Pietro Vanucci nach Perugia in die Lehre bringen, so wie Du einst darein willigtest, ihn von Deiner Mutterbrust zu entwöhnen, nachdem er sich unbemerkt zu einem vollen Weinbecher geschlichen und ihn geleert hatte. Was ich weiß, kann ich nicht lehren, kann selbst nie recht damit fertig werden, es auszuüben. Dort findet er den besten Meister, der immer auf gebahnter Straße ebenmäßig fortschreitet, und viele geschickte Mitschüler, da giebt es kühne Arbeiter und Wetteifer; — es ist Zeit, daß er von hier fortkommt, denn was nicht gut ist, kann leicht schlecht werden, und diese Nachbarn haben mir nie gefallen."

Nun ging Raphael alle Einwürfe der Mutter durch, wie viele Thränen sie eingewendet, wie sie versichert, er tauge nicht für die Fremde; denn wenn ihn etwas beschäftige, sei er in der Gewalt jedes Menschen, der sich die Mühe geben wolle, ihn in gu-

ter oder böser Absicht zu beherrschen. Der Vater wies Alles mit der Antwort zurück: „wir sind alt, dieser Sohn ist uns zu spät geboren, wie bald werden wir sterben, und dann kommt er ohne Anhalt in die Fremde. Pietro ist mein Freund und Perugia liegt nicht aus der Welt; wir können da für sein Fortkommen sorgen und ihn zuweilen besuchen.“ So wurde noch in der Nacht seine Versendung nach Perugia von den Ältern beschlossen, während Raphael nur an Benedetten und an Psyche dachte: es war ihm als ob er jetzt erst die verbrannte Stelle an seinem Herzen fühle, wo das heiße Öl ihrer Lampe hintropfte, und nun schickte ihn Venus in die Fremde. Die thränenden Augen schlossen sich endlich, und eben träumte ihm recht seltsamlich, er sei Amor und gehe, um sich zu trösten, zu den Grazien in die Schule, von denen die eine Blumen zarter Art, die zweite Lilien, die dritte Früchte in den Gürtel der Venus stickte. Er sah ihnen zu und nickte so etwas ein; und als er mit dem Kopfe von dem ausgespannten Gürtel an dem sie arbeiteten und worauf sein Haupt niedergesunken, wieder aufblickte und sich aufrichten wollte, hatten alle drei seine Locken benutzt, sie eingestickt, um das Innere der Blumen und die Fruchtknospen recht natürlich darzustellen. So konnte er, ungeachtet aller Anstrengung, nicht wieder aufkommen und sich frei machen, um zu Psychen zurück zu flie-

hen. Sie sprachen und spielten mit ihm während der Arbeit; die Zeit des Frühlings, Sommer und Herbstes vergingen schnell. Aber nun endete die zierliche Arbeit, die Grazien suchten die versteckten Spindeln und ein großes Buch hervor, und er sah nicht ohne Grauen, daß die Grazien im Winter zu Parzen wurden, die mit gelehrter Anstrengung den Lebensfaden der Menschen spinnen. Er wollte fliehen; aber seine langen Haare waren auch hier schon in das Garn eingesponnen; und in Verzweiflung, daß sie ihm bald seinen Kopf kahl abscheeren möchten, riß er sich auf und erwachte mit klopfendem Herzen in seinem Bette, als es eben heftig an seine Thüre klopfte. Ohne sein Herein abzuwarten, trat der Vater Benedettens, der Töpfer, ein, der seine Tochter an einem Arme fast gewaltsam mit sich in das Zimmer drängte. Raphael wollte aufspringen, aber er gedachte, daß er noch unangezogen war; kaum wagte er aufzublikken, doch bemerkte er die verweinten Augen Benedettens und daß sie eine Schüssel mit Backwerk trug, und daß seine Ältern vor der Thüre dem, was da geschehen sollte, wohlgefällig zusahen. Der Vater des Mädchens schrie keuchend: „Ich wills Dir zeigen, Detta, Du mußt ihm Abbitte thun für Deine Unart, mußt den guten jungen Herrn auf den Knieen bitten, daß er uns ferner die Ehre erweise, unsre Teller anzumalen! Hörst Du, reich ihm die Schüssel dar, als

einen geringen Dank für den reichen Absatz, den seine Malerkunst unsrer Töpferwaare verschafft hat." — Benedetta sträubte sich noch immer, und der Alte holte mit der andern Hand aus, ihr einen grimmigen Schlag zu versetzen, als Raphael von seiner rothen Decke, so gut es gehen wollte, umhüllt, aus dem Bette und mit tausend Dank für seine Artigkeit dem Töpfer in die Arme sprang, so daß ihn der Schlag an die rauhe Brust des Mannes drückte, ohne ihm wehe zu thun. „Bald hätte ich Euch gar unhöflich mit meiner Hand getroffen," fuhr der Töpfer fort; „aber dafür soll Detta Euch einen Kuß geben, oder ich will ihr den eigensinnigen Kopf wie einen windschiefen Topf zerschmettern." Bei diesen Worten drückte er Raphael an die Wange des schönen Kindes, so daß ihre Thränen seine Lippen salzten, als ob er zur Ebbezeit am Meeresufer eingeschlafen, von dem ersten Wellenschaum der wiederkehrenden Fluth geweckt würde, die eine unschätzbare Perle in seinen Mund geworfen.

Dann nahm der Vater ihr die Schüssel ab, reichte sie Raphael hin, das Mädchen lief schaamroth davon und der Vater rief ihr noch unwillig nach: „Sie bleibt so dumm, wie ihre selige Mutter noch jetzt im Himmel sein mag!" Als das Mädchen verschwunden war, athmete Raphael freier, versprach dem Töpfer, wenn sein Vater es erlaube, so lange

er noch in Urbino, seine Arbeit an den Tellern fortzusetzen, und lehnte jede angebotene Bezahlung ab, weil solche leichte Mühe keines Geldes werth sei. „Junger Herr," sagte der Töpfer, „bleibt hier, wendet Eure Kunst meinem Geschäfte ganz zu; ein Handwerk hat goldnen Boden, wenn es mit einer edlen Kunst verbunden ist, und wenn Euch diese Kunst leicht ist, so freut Euch dessen; sie soll Euch doch reichlicher nähren als die Gemälde, welche Euer Vater mit so großer Anstrengung verfertigt. Ich habe in jungen Jahren zu Faënza gearbeitet, ich kenne solche Unternehmungen. Wenn Ihr einige Jahre älter und meine Tochter klüger, wer weiß, ob sich nicht Alles schickt, daß wir dann nur ein Haus und eine Kasse haben." Raphael schwieg erröthend, und der Töpfer nahm Abschied. Raphael kostete jetzt von dem süßen Backwerke, indem er sich als Benedettens Mann, als Töpfer und Handelsmann dachte. So endete sich dieser in der Erinnerung Raphaels noch nach so vielen Jahren ergreifende Morgengruß. Seine Ältern waren entzückt, daß er so auf eigne Hand, gleichsam spielend, die Bewunderung der ganzen Gegend auf seine Arbeit gezogen; aber dies Herabsinken zum Handwerk schien dem Vater unleidlich, die Heirath erniedrigend, und er beschloß, in aller Hinsicht die Abreise des Sohnes nach Perugia zu fördern.

2. Zu Raphaels Madonnen.

Raphael, der gewohnten Arbeiten beim Vater wegen der Reisevorbereitungen überhoben, kam nun in den nächsten Tagen zum Töpfer, ihm seine Dienste anbietend, die dieser auch gern annahm. Aber die Zeichnungen schafften sich nicht mehr so leicht; er konnte nicht bessern, wie auf dem Papiere, und wollte doch jetzt den leicht gewonnenen Ruhm verdienen. Seine Benedetta sah er nie, auch als er den Tag darauf wieder kam; die Schaam wegen der harten Behandlung, die sie vor ihm erfahren, hielt sie zurück, wie Ghita ihm versicherte, die sich freundlich zu ihm setzte, ihm Frühstück reichte, wenn er kam, und ihm den Wams abbürstete, wenn er fortgehen wollte. Sein Widerwille gegen diese war verschwunden, seit er erfahren, daß sie das süße Backwerk bereitet, welches seine erste Kunstbelohnung war. Er ehrte sie dafür und drückte wohl zuweilen die schönen Arme, welche die Brodte wie ihr Ebenbild in gutem Verhältniß und schöner Rundung bildeten. Aus diesem ersten Jugendeindruck mögt Ihr es erklären, daß er bei vielgerühmten Götterbildern der Bildhauer unsrer Zeit mehrmals ausrief: „Ein frisches rundes Brodt, ein glatter Teller sind Götter gegen diese Knochensäcke, die Götter vorstellen sollen; das Beste, was sie machen, ist schlechter als das Schlechteste, was der alte Töpfer in seinen

Kalkofen schob.“ Unerschöpflich war er dagegen im Lobe der alten Bildsäulen, die er dort beim Töpfer gesehen, insbesondre der weiblichen Gestalt, die er damals für Benedetten gehalten hatte, und von der er eigentlich nicht recht sagen könne, ob es eine Muse, eine Psyche oder was sonst gewesen, da alle Kennzeichen ihr gefehlt hätten, die aber wahrscheinlich zu Kalk verbrannt worden sei, da er sich ein paar Jahre später vergebens darnach umgesehen habe. Gleich den andern Gestalten der alten Götter, so hatte er auch diese in irgend eine Geschichte zu versetzen und auf den Teller zu bringen gesucht. Aber nirgends wollte sie passen, am wenigsten als Venus, wie er sie mehrmals anbrachte. Endlich fiel er darauf, sie als Madonna vorzustellen, gab ihr Benedettens Auge, Farbe und Haar, und erreichte einen Ausdruck, der von Allem, was er bei den Vorbildern gesehen, abwich, und doch daraus hervorgegangen schien. Aus dieser Erinnerung schöpfte er Alles, was Ihr später in seinen Madonnen bewundert habt und worin ihn nur selten der Einfluß anderer Schönheit störte.

Jene Statue wurde ihm am letzten Tage seines Aufenthalts in Urbino zum größten Wunder, an das er nur mit Herzklopfen denken konnte. Der Abschiedstag war herangerückt, ohne daß er Benedetten gesehen hatte. Gern hätte er ihr eine kleine Gabe überbracht, die er als das Liebste unter seinen Sachen bis-

her bewahrt hatte. Es war ein seltsamer Ring aus einem Metall, das Niemand kannte, mit einer Inschrift, die Niemand lesen konnte, das Geschenk einer unbekannten liebreichen Frau, die vorüberreitend einst bei dem Knaben Raphael verweilte, der auf dem Schoße seiner Mutter gebetet hatte. Sie hatte der Mutter versichert, der Ring könne den Sohn gegen manches Unglück bewahren; die Mutter hatte ihr deßhalb ein Gegengeschenk angeboten, das aber die Reisende lächelnd von sich gewiesen. Diesen Ring, meinte er, durchaus Benedetten verehren zu müssen, obgleich die Mutter ihm denselben auf's Gewissen gebunden hatte. Diesmal wollte er gewiß sein, daß er sie fände, ließ daher die gewohnte Stunde seines Besuchs nicht herankommen, sondern lauerte früh, als Benedetta sich davon machte, den Thon zu treten, wie ihn die Töpfer brauchen. Er sah, wie sie ihr dunkelblaues, mit rothem Gürtel gebundenes Oberkleid auszog und der wunderbaren Statue im Hofe umhing, wahrscheinlich um es gegen Schmutz zu sichern. Darauf schürzte sie ihr Röckchen mit einem Bande in die Höhe, wie ein Mädchen, das zum Grassicheln sich anschickt, zog Schuhe und Strümpfe aus, und schimmerte mit dem zarten Glanze ihrer Füße, wie der untergehende Mond am schwarzen Erdenrande. Sie trat erst langsamer, dann schneller, wie der Thon geschmeidiger wurde, und zwar nach dem Takte eines

damals üblichen Wiegenliedes. Dieser einfache Gesang weckte Ghita. Sie ging auch an die Arbeit, warf ihr Kleid auf den Boden, streifte ihre Hemdärmel auf und arbeitete den Teig in den Mulden um, welche auf der andern Seite der Statue standen, wobei sie das muthwillige Lied eines Vogelstellers sang, der nach langem Harren die Vögel endlich auf der Leimruthe kleben sieht. So kühn wie diese aber war unser Raphael damals nicht; nur den Ring, der ihn gefangen halten sollte, hätte er ihr gern übergeben. Deßhalb eilte er leise fort, durch das Haus des Nachbars auf den Hof, und wurde erst von Benedetten bemerkt, als er dicht neben ihr stand, mit unverständlichen Worten ihre Hand ergriff und den Ring anzustecken trachtete. Der dichte Thon und der Schrecken hielten ihre Füße fest; nur die Hand entriß sie ihm, ehe er den Ring angesteckt hatte, hielt beide Hände vor ihre Augen und schüttelte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß sie nichts hören, nichts annehmen wolle. Ghita lachte sie aus, nannte sie ein scheues Füllen; sie würde nicht so viel Umstände machen, von einem hübschen Knaben eine artige Gabe anzunehmen; zugleich streckte sie ihre, von Teig überzogenen Finger nach dem Ringe aus. „Es geht nicht," sagte Raphael verlegen, „er paßt nicht; Eure Finger sind zu stark und voll Teig." Aber Ghita verlangte durchaus den Ring zu besitzen, und wischte schnell ihre Hand

an einem Tuche ab. Da rückte Raphael noch verlegener von ihr fort, und gerieth in die Arme der schönen Statue, die Benedetta vorher mit ihrem blauen Kleide und ihrem Gürtel umgeben hatte. Der eine Arm des Marmorbildes war sanft gehoben, der Zeigefinger ausgestreckt. Auf diesen fiel der Ring, den er in der Verlegenheit fallen ließ, und glitt, weil er etwas größer, über die drei Glieder des Fingers herab. Es war ihm in dem Augenblicke, als ob dieselbe Frau den Ring zurückgenommen, die ihn ihm damals geschenkt hatte. „Er ist schon verschenkt," sagte Raphael launig zu Ghita, „meine steinerne Braut soll ihn tragen, und wenn Ihr ihn an ihrem Finger seht, gute Benedetta, so denkt zuweilen an mich; morgen wandre ich mit dem Vater nach Perugia. Und betet auch einmal für mich, wenn Ihr mich dessen werth haltet, obgleich Ihr mir heute nicht einmal den Blick Eurer Augen gönnt! Benedetta blieb in ihrer Stellung, doch blickte sie durch die Hände; aber Ghita wollte Raphael nicht ohne einen Kuß fortlassen und den Ring sich zueignen. Allein durch ein seltsames Wunder gelang ihr Beides nicht, weil sie zuerst nach dem Ringe griff, wie denn manche Mädchen blos darum keinen Mann bekommen, weil sie zu hastig nach dem Trauringe fragen. Als sie nämlich jetzt den Ring dem Bilde abziehen wollte, fand sie den Finger gekrümmt, so daß keine Möglichkeit blieb, den Ring

bis zum zweiten Gliede zurück zu ziehen. Sie schrie über Wunder. Raphael blickte hin und sah es mit Staunen auch. Beide arbeiteten gleich eifrig daran, den Ring abzuziehen; aber völlig vergebens. Benedetta vergaß ihre Scheu; sie schalt Ghita, daß sie ihr etwas einbilden wolle, sprang aus dem schlüpfrigen Thone heraus, der in seiner Anhänglichkeit ihr nachschluchzte und sie fast zum Fallen gebracht hätte. Sie nahte sich der Statue; die Andern ließen ab, damit sie sich auch von der Seltsamkeit überzeuge. Sie griff nach dem Ringe, und zog ihn ohne Beschwerde von dem Finger der Statue, der wieder ungekrümmt, wie vor dem Ereignisse, erschien. So war nun das Wunder auf Benedetten übergegangen; sie hatte sich mächtiger erwiesen als die alte heidnische Göttin. Raphael empfand ein Grauen der Ehrfurcht vor ihr; er verbeugte sich tief und flüchtete ohne weiteren Abschied von ihr fort zu der Kirche, die er täglich mit der Mutter zu besuchen pflegte. Ein fremdes schauriges Gefühl drängte sich zwischen die ersten zutraulich zusammengebeugten Rosen, ein scharfer Wind, der ihr Aufblühn hinderte. Raphael glaubte etwas Strafbares gethan zu haben; er bereute jeden Schritt; er gelobte, keinen Blick nach dem Nachbarhause zu senden; er bat den Himmel, ihn vor allen Engeln und Teufeln zu schützen, und ihm den gewöhnlichen Weltlauf zu gönnen; der ihm so wohl gefalle. Mit

solcher Gesinnung wanderte er aus Urbino, nach schmerzlichem Abschiede von der Mutter, mit dem Vater die Straße nach Perugia herunter, bald zerstreut von der neuen Welt, die sich ihm überall aufthat, und von den Vorsätzen, die sein Vater in ihm anzuregen suchte.

Hier muß ich Euch daran erinnern, daß sich aus den erzählten Geschichten die falschen Nachrichten erklären lassen, als ob Raphael wegen eines schönen Madonnenbildes, das er an einer Hofmauer gemalt, nach Perugia gesendet worden sei. Hättet Ihr nachgedacht, — so hätte es Euch auffallen müssen, daß ein Vater, der seinen Sohn mit großer Aufmerksamkeit unterrichtet hat, unmöglich einer solchen Zufälligkeit bedürfen konnte, um dessen Talent zu erkennen. Aber den vornehmen Herren tragen die Köche zerhackte Speisen auf, um ihnen die Mühe des Kauens zu ersparen, und von den Ereignissen in der Welt erzählen ihnen die Leute nur die spaßhaften Übertreibungen und Verdrehungen; und so muß denn unser großer Raphael an Wandschmierereien von seinem Vater erkannt worden sein, wie jener alte Maler an einem Striche, den doch am Ende jeder Schreibmeister wohl noch zierlicher hätte machen können; es sei denn, daß bei den Eulenzügen der griechischen Schrift gar keine Schreibmeister nöthig gewesen wären, was ich dahin gestellt sein lasse.

Vater und Sohn kamen ohne Unfälle in Perugia an, und Meister Pietro merkte gleich bei der ersten Probe, als er einen im Umriß auf das Bret gemalten Kopf von dem jungen Raphael ausführen ließ, daß er einen Schüler gewonnen, der ihm Ehre machen und Geld verdienen könne. Er nahm ihn gern an, und wußte ihn bald so zu beschäftigen, daß Raphael keine Zeit hatte, viel nach Urbino zu denken. Bald bemächtigte sich Raphaels auch ein thätiger Wetteifer mit andern Schülern, unter denen Luigi ihm allein unüberwindlich blieb, ein Jüngling von den herrlichsten Anlagen, aber den Ausschweifungen sehr ergeben. Pietro regte den Fleiß der Schüler an, indem er ihnen Kleinigkeiten von seinem Verdienste abgab. — Diese Prämie wurde dann von den Schülern in Festen verjubelt, die eine eigne Einrichtung hatten. Jeder war gezwungen, eine Geliebte mitzubringen: und wer damit nicht versehen war, dem schafften Andre eine Begleiterin. Luigi brachte unserm Raphael ein Gärtnermädchen, welches schon lange den Namen Pomona führte. Raphael mußte Weiberkleider anlegen, um eine Fabel mit aufführen zu helfen, in welcher Luigi als Bacchus mit seiner Ariadne auf einem Triumphwagen zum Schlusse Alles versöhnte. Luigi, der reich war, hatte viel Wein angeschafft; und Alle ergaben sich der Natürlichkeit der alten Götternaturen, ohne darauf zu achten,

daß

daß die Welt so etwas zu verehren nicht mehr geneigt ist. Hätte Raphael noch den Ring besessen, er hätte ihn vielleicht an eine glücklichere Wahl erinnert; vielleicht hätte er ihn aber auch sammt allem Leinzeuge, was ihm die sorgsame Mutter zur Reise genäht hatte, weil er nichts Andres besaß, an die Gärtnerin verschleudert. Als er am andern Morgen aufwachte, merkte er erst, daß Pomona alle seine Habe in ihrem Fruchtkorbe fortgetragen hatte, und sein Herz dazu, das seine Mutter noch sorgsamer als seine Ausstattung bewahrt hatte.

Diese Stelle seiner Geschichte mochte ihn, als er mir sie erzählte, wohl nachdenkend machen; er schwieg bei der Arbeit, und ich sang ein Lied, wie es Arretin einmal auf Raphael gemacht hatte, um ihn wegen seiner Madonna mit dem Fischopfer (col pesce) zu necken. Es fing sich an:

Hier zu Land
Gilt die Hand,
Die mit Kunst
Lohnt die Gunst
Sünd'ger Frauen,
Daß sie schauen
Sich im Bild,
Heilig mild:
Raphael,
Gut Gesell
Male mich,
Ich bitte Dich.

Und dann hieß es weiter:

Andre Staaten
Andre Saaten,
Andre Städtchen,
Andre Mädchen,
Andre Orte,
Andre Worte,
Andre Kleidung
Und Bescheidung.
Andre Flüsse,
Andre Küsse,
Andre Fische
Auf dem Tische,
Andre Netze
Sie zu fangen,
Andre Plätze,
Wo sie prangen,
Zum Bestellen
Der Gesellen.
„Frische Fische
Gute Fische!“
Kommt ein frischer
Herzensfischer
Von der Reise;
Sind die Preise
Für den Freier
Nicht zu theuer,
Und der Fang
Hält nicht lang.
Froh gegessen,
Und vergessen!
Keine Ringe,
Keine Kette;
Glas erklinge
Zum Gespötte
Für die Andern,
Die noch wandern,

Daß sie gleiche
Lust erreiche:
Frische Fische
Gute Fische!

Also hatte unser Raphael nachher auch gelebt in Siena und Florenz. Der Umgang mit Weibern war ihm ein Bedürfniß. Bei seiner Thätigkeit konnte er nicht lange wählen und suchen. Die edlen Seelen müssen es sich selbst zum Vorwurf machen, daß er fast nur den Schlauesten anheimfiel; sein Gemüth hätten sie klar hinter seinen Augen arbeitend sehen müssen; aber da stießen sie sich an seine frühere Lebensweise. Wie er aber in verschiedener Manier malen konnte, so hätte er auch in verschiedner Art lieben können.

Ich mußte oft in ganz verschiedner Weise seine Liebesbriefe schreiben; aber die guten ehrlichen Frauen schreckten uns gewöhnlich gleich durch Weitläuftigkeiten ab, zu denen er bei den vielen Arbeiten, denen er vorstand, keine Zeit übrig hatte. Der Teufel hatte ihn nun einmal durch seine erste Sünde dem Bedürfniß unterthan gemacht, und er mußte sich durch neue immer wieder auf einige Zeit auslösen, damit er seinen himmlischen Gedanken leben konnte. Das Alles ist zuletzt herausgekommen. Damals lebte ich mit ihm in den Tag hinein. Doch was soll ich Euch unbedeutende Geschichten erzählen; ich komme zur Hauptstörerin seiner Ruhe. Es war an einem Fasttage, als er von seiner Arbeit aufsprang und mir befahl,

ihn zu der Bäckerin zu führen, die, wie er mir versicherte, ihn an Ghita erinnert habe, welche er seit jenem Tage seiner Abreise von Urbino nicht wieder gesehen hatte, weil beide Nachbarsfamilien in dem unruhigen Italien von der Pest versprengt gewesen. Er ließ sich die Brille geben, die ihm ein reisender Holländer als eine ganz neue Erfindung zu Stärkung der Augen verkauft hatte, welche bei ihm durch Anstrengung zu leiden anfingen. Dieser holländische Maler war aber, wie Ihr bald errathen werdet, sicherlich der Teufel, und ich habe die verdammte Brille nach Raphaels Tode in einem Mörser zerstoßen, damit sie keinen Andern mehr unglücklich machen sollte.

Mit seiner Brille ging er nun bei dem Bäckerladen vorbei, wo das süße deutsche Brod verkauft wurde. „Es ist Ghita," sagte er; „kein Zweifel bleibt mir, seit ich sie durch die Brille sehe. Welcher Reiz schöner Fülle!" „Das dicke Mamachen?" fragte ich verwundert. Er ließ sich nicht irren, sondern ging in das Haus, als ob er von der Hexe hineingebannt würde. „Wahrhaftig, das giebt ein neues Bild in unsrer Villa!" sagte ich und ging ihm nach, damit er sich nicht etwa in eine Lebensgefahr stürzen möchte, oder in eine Gefahr für seinen Ruf, da er auf Anregung des Grafen Castiglione eben damit umging, als Bezahlung für viele Werke den Kardinalshut vom Papste zu empfangen. Die Bäckerin trat uns selbst

entgegen, und fragte mit einem angenehmen Lächeln, als ob sie Raphael schon erkannt hätte: „Wer sind die Herren?" — „Ehrliche Bäckergesellen," antwortete ich, „die beim Handwerk ansprechen. Giebt es Arbeit?" — „Freilich," antwortete sie; „ich habe eben einen Gesellen wegen Trunkenheit fortgejagt; einer von Euch kann gleich Arbeit finden," — „Wer anders, als ich?" fragte ich trotzig. — „So haben wir nicht gewettet," antwortete sie; „ich wähle mir den stillen ordentlichen Menschen (hierbei zeigte sie auf Raphael), der paßt sich besser zu einer Wittfrau, die ihren lieben Mann verloren hat; Ihr scheint ein Wildfang." — Bei diesen Worten zog sie Raphael ins Zimmer, wo viel Teig bereit stand, zog ihm seinen feinen rothen Mantel aus, band ihm die Schürze um, und so ward unser angehender Kardinal ein Bäcker, und arbeitete lachend im Teige herum. Ich wollte das Ende der Sache durch die Thüre belauern; aber sie trat heraus, reichte mir mehrere Goldstücke und verwies mich in das Zimmer einer Dienerin, um da auf meinen Herrn zu warten. Er selbst erzählte mir am andern Morgen, daß sie, nachdem er sich warm gearbeitet, in ein lautes Lachen ausgebrochen sei und ihm gesagt habe: „So solltet Euch Eure Schüler sehen, mit denen Ihr sonst so vornehm, von Allen geehrt und begrüßt, wie ein Prophet unter seinen Jüngern, vorbeigezogen seid." Er sah sich erkannt, und

sie gestand, daß sie Ghita sei, und daß nur die Scheu, in ihrem Stande zu einem so berühmten Manne zu gehen und vielleicht geringschätzig behandelt zu werden, sie davon abgehalten habe, sich ihm zu nahen. Sie weinte über ihr Geschick, klagte, daß sie, durch die Pest vertrieben, umhergeirrt wären, bis sich ein deutscher Bäcker, der eine seltsame Kunst besessen, in sie verliebt habe und sie ihn aus Noth habe heirathen müssen. Der Mann sei gestorben, und sie habe nun ihren eignen Willen.

Mehr erzählte mir Raphael nicht; aber ich sah gleich aus seinen Aufträgen, daß die Neigung zu Ghita alle andre Liebschaften verdrängte. Ich fragte ihn, ob Ghita ihm keine Nachricht von Benedetta bringe. „Schweig davon, antwortete er finster; sie soll gestorben sein; sie paßte nicht für diese Welt, nicht für einen Sünder. Du sollst sie kennen lernen diese Ghita, in der aller Welt Todsünden zu lauter Leben aufgehn, wenn ich ihr Bild fertig habe; denn das Beste im menschlichen Antlitz ist Euch verschlossen, — das sah ich an Deinem Kopfschütteln, — außerdem sollst Du ihr Diener werden, damit Du ihr herrliches Herrscherwesen ganz kennen lernst." — Nach längerem Stillschweigen fuhr er fort: „Einen seltsamen, großen Affen hat sie um sich; so viel Menschliches habe ich nie in einem Thiere gesehen. Als wir das Abendessen geendet hatten, kam er aus seiner

Kammer hervor, und verschlang mit thierischer Gier alle Überbleibsel des Mahls, und sprang dann lustig über Tisch und Sessel. Er trägt ganz fremdartige Kleidung und schien es ordentlich zu merken, daß ich von ihm spräche. Es ist ein eigen Ding mit den Thieren; es kommt mir immer vor, als wären sie Verwandlungen der alten Götter, die nun in ihren Leidenschaften fortleben, seitdem ihr Reich unter den Menschen geendet hat. Nun wie es sei," — so schloß er, — „sei dieses Wesen ein Affe, ein alter heidnischer Gott, oder ein verkrüppelter Mensch, ich habe Ghita gebeten, daß ich ihn so wenig wie möglich sehe, sie liebt ihn, sie herzt ihn, und das ärgert mich!"

Ich mußte so ausführlich von diesem Affen reden, wie sie ihn nannte, weil er gar sehr auf diese Geschichte gewirkt hat und das schauerlichste Wesen ist, daß ich je kennen gelernt habe. Es war kein Affe, das schwöre ich Euch bei meiner Seligkeit. Zwar sah ich ihn nur selten; denn er war gewöhnlich in einem dunklen Kämmerchen neben dem Zimmer, wo Ghita schlief, eingesperrt, und kam nur Abends manchmal hervor. Inzwischen merkte ich doch sehr bald die Wahrheit, und nahm wahr, daß sie vor Schlafe gewöhnlich mit seiner Hülfe den Teig in jener dunklen Kammer einknetete, nachdem sie sich der prachtvollen Staatskleider entledigt, die ihr Raphael nach seinem eigenthümlichen Sinne für Bekleidung hatte

kaufen und schneidern lassen. Aber was halfs; über manche Verhältnisse wollte Raphael das Wahre schlechterdings nicht hören. Ich behielt also meine Vermuthungen für mich.

Für keine Frau hatte Raphael jemals diese Aufmerksamkeit, dieses Trachten nach Erfindungen, die ihr gefallen könnten, gezeigt. Er sparte kein Geld, lieh von seinen Freunden, wenn es ihm fehlte, um das alte, zwar große, aber sehr verfallene Haus der Bäckerin mit größter Annehmlichkeit einzurichten; ja das Meiste, was Mark Anton an Göttergeschichten gestochen hat, wie Jupiter die zögernde Juno zum Throne des gestürzten Saturn führt, wie Paris den Apfel als Preis der Schönheit vertheilt, diese und viele andre sind Skizzen zu den Wandgemälden, welche Julio ausführen mußte: weil die Bäckerin aus Eigennutz, des hohen Preises wegen, der ihr doch immer zu Gute kam, Raphaels Hände stets mit bestellten Arbeiten beschäftigte. Er behauptete in dieser Zeit, was er an weiblichen Figuren zeichnete, Alles sei der Ghita ähnlich. Ich antwortete ihm, das komme von der vertrackten Brille. Er zürnte und sprach nicht mit mir; ich hätte verzweifeln mögen, und sann auf eine Erfindung, ihn zu versöhnen. Da kam mir ein Einfall, der war herrlich, und könnte Euch beweisen, daß ich zu hohen Würden nicht ungeschickt gewesen wäre. Raphael und Ghita lustwandelten gern mit einan-

der in den ersten mondhellen Frühlingsnächten in dem wüsten Garten hinter dem Hause, der außer ein paar alten Zitronenbäumen und einer Pinie durchaus nichts zeigte, was zu einem Garten gehört; da alles Aufkommende von den Müllereseln, welche ihr das Mehl brachten, abgeweidet zu werden pflegte. Nun bemerkte ich einmal, daß die Spuren, wo Ghita mit Raphael gegangen, durch das Schleppkleid der Geliebten, wie die Spur einer Schlange durch die Windung des Schweifes, im Thau bezeichnet war, wo aber beide sich geküßt hatten, da wendete sich diese Spur zu einem Kreise und wand sich förmlich zu einem Kranze, wenn sie dort lange verweilt hatten. Kaum hatte ich das wahrgenommen, da lief ich hurtig zu meiner hohen Familie, deren einziges Geschäft, außer ihrer Bettelei, in ein wenig Gärtnerei bestand. Als ich ihnen den Vorschlag machte, in einer Nacht einen Garten zu bauen, und daß sie dafür ein Faß Wein am Morgen haben sollten, da lief schon Alles mit Spaten und Radehauen, mit Beil und Baumsäge. In einer Stunde keuchten sie Alle heran mit einer ungeheuren Last von Gesträuchen und Blumen der edelsten Art, die sie, Gott weiß wo, ausgerodet und ausgerissen hatten. Ich hatte unterdessen die Gänge der Schleppe, die verrathene Spur der Liebe, mit der Schaufel abgestochen und geebnet. Alles wurde in größter Stille an dem Rande eingepflanzt; jeder

arbeitete an einem ihm angewiesenen Raum, und weil jeder meist eine andre Gattung von Blumen und Gesträuchen geraubt hatte, so entstand eine unbeabsichtigte Mannichfaltigkeit, die uns schon im Mondscheine gefiel. Wie wurden wir aber am Morgen überrascht, als wir die Weintonne am höchsten Steine des ansteigenden Gartens leerten und die aufgehende Sonne unsre Arbeit beleuchtete, daß keine Überlegung so geschickt, in steter Ansicht aller Herrlichkeit Roms, die Gänge geführt hätte, als der Kunstsinn Raphaels, der bei seinem Spaziergange auch diese Pracht mitzugenießen suchte und seine Ghita so geleitet hatte, daß er Rom immer vor Augen behielt. Als ich meine Vettern darauf aufmerksam machte, wie kein Schritt vergebens, um Alles mit Bequemlichkeit zu überschauen, wie aber jede Stelle, wo Raphael wandle, ein Kuß des Himmels und der Erde zu sein scheine, da faltete das rohe Volk die Hände und einer rief: Heiliger Raphael, bitte für uns! Die jungen Mädchen mußten nun nach meiner Anweisung ein Paar neue Worte auf eine alte Weise singen:

Grün im Grünen glänzen Stellen,
Wo die Engel Nachts getanzet;
Wo sie küssend sich gesellen,
Sind uns Blumen eingepflanzet,
Die zum jüngsten Tag bewahren,
Wenn die Nacht in Lust entschwunden;
Scheue Lieb' in jungen Jahren
Hat zur Wallfahrt sie gefunden.

Weg und Aussicht ist erschlossen
An des Abhangs steilstem Pfade,
Nun die Sonne hat ergossen
Ihre Thränen, ihre Gnade;
Und so sind wir Mitgenossen,
Die hier liebend sich begegnen,
Aller Liebe, die verflossen,
Und empfinden neu ihr Segnen.

Seht, nun steht der Iris-Bogen
Fest auf diesen steilen Höhen;
Wo die Liebenden geflogen,
Können wir nur schwindelnd gehen.
Außer Athem füllt mit Tönen
Sich der Mund und süßem Bangen,
Raphael, Dich hier zu krönen,
Möchten wir uns unterfangen.

Diese Wendung war sehr artig und that auch die gewünschte Wirkung; Raphael nannte uns Nachtgespenster-Nachtigallen, ließ sich den Kranz von den Mädchen aufsetzen und küßte alle, obgleich Ghita ihren Ärger darüber kaum verbeißen konnte. Um sie zu trösten, nahm ich sie auch beim Kopf und steckte ihr den prachtvollsten Blumenstraus vor, der je gebunden worden. Darüber wurde sie heiter, ordnete selbst einen Volkstanz an, den sie mit ungemeiner Zierlichkeit ausführte, mit einer Leichtigkeit, daß sie sich vor unsern Augen um ein zwanzig Jahr verjüngte; was mochten erst Raphaels Augen durch die Zauberbrille an ihr wahrnehmen? Eine meiner lieben Basen, die sich mit Wahrsagerei abgab, trat nun auf,

ließ sich die Hände der vom Tanze Ermüdeten reichen und las Wunderdinge darin: Ghita werde in großer Frömmigkeit sterben und Raphael mit weißen Haaren, von seinen Kindern umgeben. Raphael schüttelte dabei mit dem Kopfe, denn er eilte sich immer bei seinen Arbeiten, weil er fürchtete, das Ende derselben nicht zu erleben, obgleich keine eigentliche Krankheit, sondern nur das Erlöschen des himmlischen Feuers unter irdischem Drucke ihm vorschwebte. Woher diese Sorge? Vielleicht weil gar nichts in seiner Lebensweise den Anforderungen jenes höhern Lichts genügte und jede Betrachtung ihn deßwegen betrübte. Dieser Gesinnung war Ghita gar nicht; der Zukunft dachte sie so wenig, wie die Menschen vor der Sündfluth; sie reichte ihre Hand der Wahrsagerin nicht, sondern brauchte sie zum Einschenken und zum Anstoßen der Becher. Raphael freute sich an ihrer Lebenslust; er ließ die besten Weine bringen, und so kam's, daß unser anständiges Fest sich mit einem wilden Bacchuszuge schloß, in welchem Ghita als Centaur umhergeführt wurde, und Julio, auf welchem sie ritt, das Pferd spielte. „Es sind gute Kinder," sagte Raphael, wenn man ihnen den Willen thut. Ein Maler kann überall Etwas absehen, und ich fühle hier recht, daß erst Etwas muß wirklich da gewesen sein auf der Welt, ehe es zu etwas Erdachten, zu einem Bilde werden kann. Ohne diesen Zug gesehen zu haben,

hätte ich nie ein Bacchusfest erfinden können. Gieb mir etwas Kohle: die Gartenwand soll das Andenken tragen, und doch soll sich nichts darin finden, wie wir es eben gesehen haben."

Nach einiger Zeit glaubte ich, Raphael wolle unserm Gartenfeste ein Paroli entgegen setzen, weil das neugetäfelte Schlafzimmer sich heimlich, ohne daß ich ihn daran arbeiten sah, mit Gemälden bedeckte, die unleugbar von seinem Pinsel schienen, obgleich ihr Inhalt eben nicht seiner Sitte entsprach. Ich sprach kein Wort darüber, sondern that, als ob ich nichts gesehen. Aber eines Morgens fand ich Raphael zu ungewohnter Frühzeit vor diesen Bildern mit einem Staunen, als ob er sie zum ersten Male gesehen, den Kopf schüttelnd, sich die Stirne reibend. Wie er mich sieht, ruft er aus: „Es giebt einen zweiten Raphael; denk' Dir, der Affe malt! Sieh genau zu; ich selbst würde es für meine Arbeit halten, wenn ich nicht wüßte, daß ich keinen Pinsel angesetzt habe, und Ghita hat ihn bei der That ertappt. Sieh, Alles ist daran gut, nur nicht die Hauptsache. Du kannst hier den Unterschied der thierischen Natur recht deutlich sehen; hier wird sie zum Wesen, das Geistige wird Schein und Täuschung; es sind sehr tragische Bilder und beinahe eine Fortsetzung meiner Psyche zu nennen, nachdem sie mit Amor, der flüchtigen Erscheinung, für immer verbunden ist."

Ich wußte nicht, was ich denken, was ich sagen sollte. Daß kein Affe so malen konnte, war ich überzeugt; aber kein Andrer konnte so malen, wie Raphael, und Raphael war zu gleichgültig gegen einzelnen Tadel, wenn der Gegenstand den Leuten etwa mißfallen hätte, um eine Lüge über die Entstehung dieser Wandbilder zu erfinden. Unserm Julio wären solche Teufeleien nicht fremd gewesen; aber er konnte nicht diese Zeichnung, diese Farbe schaffen. Alles war mir bisher erklärbar gewesen; da stand ich bei dem vermauerten Thore, und nirgends fand ich einen Ausweg. Die Zeit wird's lehren, dachte ich und bekümmerte mich nicht weiter um solche Geheimnisse; denn Raphael beschäftigte meine ganze Erfindungsgabe, um seiner Geliebten täglich ein neues Fest zu bereiten. Diese Unruhe schien seiner Gesundheit nicht zuträglich; aber er beruhigte meine Sorge mit der Wahrsagung, die ich ihm selbst zugeführt hatte: er hoffte auf Kinder und auf weiße Haare, und gab als Grund seiner Erschöpfung die vielen lästigen Schreibereien und Rechnungen an, die er wegen des übertragenen Baues der Peterskirche Abends durchsehen mußte, wo er sich sonst der Geselligkeit überlassen hatte. Das Rechnen, Handeln und Dingen, das ich ihm wie eine Spielerei besorgt hätte, wollte er mir, aus Gewissenhaftigkeit gegen die Kirche, nicht überlassen, so schwer es ihm wurde, und so ruhig er mir alle seine eignen Gelder anver-

traute. Ja so verschieden sind die Gaben vertheilt! Ihm kostete die schwerste Zeichnung nicht so viel Mühe, wie das Summiren einer Reihe Zahlen; und damit können wir unberühmten Menschen uns trösten; wir haben auch unsre eignen Vorzüge und Gaben. Da saß er nun wie blind und verloren bei seinen Papieren, oder musterte alte Marmorstücke, die man zum Bau ausgegraben, ob nicht beachtenswerthe Sculpturen darunter, während Ghita mit dem Julio, seinem Lieblingsschüler, hinter seinem Rücken verliebten Unsinn trieb, oder die Teufeleien des Pietro Aretino anhörte, der eigentlich den Julio auf seinem Gewissen hatte und ihn aufmunterte, jeden muthwilligen Scherz, der wohl jedem einmal durch den Kopf zieht, mit seinem Pinsel zu verewigen. Dieser Aretino scheute sich nicht, die besten Arbeiten Raphaels zu verspotten, und Raphael lächelte und sagte weiter nichts, als: „So sind die Poeten; sie müssen ihren Mund zu allem hergeben, was ihnen der Teufel ins Ohr bläst!“ Dann arbeitete er ruhig weiter, als ob er nichts gehört hätte, behauptete aber doch, ihm sei es nützlicher, solchen Tadel, als alles Lob der Welt zu hören; denn sei er auch übertrieben, so habe er doch gewiß immer einen fehlerhaften Punkt gefunden, wie der Rost auf Stahlklingen die brüchigen Stellen bezeichne.

Alle Freunde Raphaels wurden allmählig auch Ghita's Freunde; sie wußte jeden in seiner besondern

Art und im rechten Augenblicke sich zuzueignen. Auch mir wußte sie beizukommen, ich weiß selbst nicht, wie; genug, ich hatte auch bald keine Augen mehr, sondern trug ebenfalls meine Brille und diente ihr, nächst Raphael, mit aller übrigen Ergebenheit. Das könnt Ihr mir nicht zum Vorwurf machen; ich aß auch von ihrem Zauberbrodte. Selbst der weise Fabio von Ravenna, den Raphael seinen gelehrten Vater nannte, und ohne den er kein Werk von größerm Umfange unternahm, versicherte ihm: „Ghita habe nur einen Fehler, daß sie ihm, dem Raphael nämlich, nicht ordentlich vermählt sei.“

Warum Ghita diese Ehre der Vermählung zur Verwunderung Raphaels, der sie ihr mehrmals anbot, von sich ablehnte, war mir räthselhaft; denn ihr Grund, den er bewunderte: ihn nicht in seinen Aussichten auf den Kardinalshut zu stören, war mir gleich verdächtig. Eben so verwunderlich war es mir, warum sie dem Raphael zweimal verheimlichte, daß sie sich in guter Hoffnung zu befinden schien, und wie diese Hoffnungen schwanden, ohne daß der eifrige Wunsch Raphaels nach Kindern sich erfüllte. Ich setzte sie deßwegen zur Rede; sie leugnete mir Alles ab und behauptete, nach dem Ausspruche der Wahrsagerin, müsse Raphael erst in späten Jahren durch Kinder beglückt werden, weil er umgeben von seinen Kindern sterben sollte.

3. Zu Raphaels Verklärung.

Daß ein Mann von so hoher Einsicht, wie Raphael, in zweijährigem Umgange mit Ghita ihre Fehler nicht endlich auch sollte wahrgenommen haben, könnt Ihr wohl vermuthen, obgleich ich den Zeitpunkt nicht angeben kann, wann es geschehen. Ich erfuhr dies nur zufällig bei einem Besuche, den der berühmte Maler, Fra Bartolomeo aus Florenz, bei uns abstattete. Raphael und Bartolomeo hatten zu Florenz in vertrauter Freundschaft gelebt. Raphael lernte von ihm gar Manches in der Farbenhandlung; Bartolomeo von Raphael Manches in der Perspective, die damals noch Vielen eine Art Geheimniß war. In der Schwermuth, die dem Bartolomeo eigen, fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, seinen Freund wieder zu sehen, und Raphael bot ihm sein Haus zur Wohnung an. Beide schienen ganz froh und verjüngt durch ihre Wiedervereinigung, und Raphael bedauerte nur, daß seine überhäuften Arbeiten ihm wenig Zeit ließen, sich des Umganges seines Freundes ganz zu erfreuen. Dieser suchte sich durch Malen zu unterhalten, nachdem er lange Zeit aller Malerei, aus einem Gefühle, sie sei sündlich, völlig entsagt hatte. Raphael kannte aber seinen Freund in einer Hinsicht gar nicht; er meinte nämlich, seine Sünden wären lauter Einbildungen, — sonst hätte er ihn wohl nicht bei Ghita einquartiert. Ich sah gleich

am ersten Abend, daß diese den Bartolomeo ganz als ihr Eigenthum auf- und annahm. Sie erkannte deutlich, daß er aus zwei sehr verschiedenen Stücken zusammengesetzt war, aus einem Heiligenkopfe auf dem Körper eines Bacchus. Die überkräftige Gestalt hatte gar keine Harmonie mit der Blässe seiner eingefallenen Wangen, und darum erschreckten sie seine strengen Reden gar nicht. Sie bat ihn, daß er ihr Beichtvater werden möchte; ihr bisheriger werde so taub, daß er alle ihre Sünden überhöre und Alles für gut annehme. So ward unser Bruder Bartolomeo am andern Morgen als Beichtvater eingesetzt; am Abend aber mußte er den Priester spielen bei einem Opferaufzuge, den sie wegen einer von Raphael entdeckten Statue Jupiters anstellten. Julio hatte dem guten Bartolomeo weiß gemacht, es sei ein Heiliger; so fand er keine Gewissensbisse dabei, als sie einen jungen Stier vor dem Bilde schlachteten und die feinsten Stücke beim Opferfeuer sich zum Abendessen brieten. Aretin sang dabei Gesänge, von denen unser Bruder, dem alles Latein und Griechisch fremd geblieben, kein Wort verstand; ich aber erfuhr es wohl von Julio, daß darin scherzend der Triumph des alten Glaubens gefeiert wurde, der sich nun auch einen so frommen Klostergeistlichen gewonnen habe. Raphael kam unerwartet dazu; er hatte den Kardinal Bibiena wegen eines Auftrags an Bartolo-

meo, der ihm zwei Bilder malen sollte, ungewöhnlich früh verlassen. Er lachte über die seltsamen Anstalten, fragte, was es bedeute; und als Bartolomeo ihm Jupiter als einen Heiligen vorstellte, antwortete er: „Ist's auch kein Heiliger, so ist es doch ein großer Gedanke. Wer solche Gedanken zu schätzen weiß, kann ihn gläubig mit verehren; solche Bilder sind Körper, von der Last der Häßlichkeit erlöst, und sehnen sich nach einer Seele, die von dem Drucke der Sünde gleichfalls erlöst sei; ich will es noch der Welt zeigen, wie sie diese alten Bilder anschauen kann, daß sie auch einen Theil daran habe, und die Vorhallen der Kirche ohne Scheu damit schmücke." Davon verstand unser Bartolomeo nichts; sondern sprach nur von dem Eifer, womit er die ihm aufgetragenen Bilder fertigen wolle.

Nach einiger Zeit sagte mir Raphael vertraulich, er wisse nicht, was er von seinem Freunde Bartolomeo denken solle, der in seinen Bildern bei aller Anstrengung gar nicht fortrücke; das möge wohl von seinen vielen Büßungen, von dem Geißeln und Knieen herkommen, das er so ernstlich treibe. Schon öfter habe er dem Bartolomeo angeboten, das Bild mit ihm gemeinschaftlich zu malen; aber da sei ihm immer Bartolomeo um den Hals gefallen und habe ihm versichert, er verdiene diese Gnade nicht. Bald schlage ihm Bartolomeo vor, daß er ihn mit Ghita zu-

sammentrauen wolle; bald dringe er darauf, daß er sie verlasse, indem er ihm von Andrea del Sarto erzählt, wie dieser seiner verschwenderischen Frau das Geld anvertraut habe, das ihm der König von Frankreich zum Ankauf von Bildern mitgegeben und dadurch um seinen guten Namen gekommen sei. „Ich setzte," sagte Raphael, „ein paar Beispiele vom Fluche des Ehestandes hinzu, nämlich den guten deutschen Meister Dürer, wie der von seiner geizigen Frau mit Arbeiten fast zu Tode gehetzt werde, und wie unser Ceremonienmeister Paris de Grassis durch die Vorwitzigkeit seiner Frau bei allen Ceremonien gestört und lächerlich gemacht werde. Dann versicherte ich ihm, daß Ghita jede Heirath großmüthig von sich abgelehnt habe. Vielleicht," fuhr Raphael im Gespräche mit mir fort, „können wir uns heute von einer Vermuthung überzeugen, die mir über das Betragen des Mannes von meinem Julio angegeben worden. Ich bleibe heute nicht, wie ich Dir erst sagte, in der Villa; ich will mit Dir heimlich nach der Stadt zurück. Wir dürfen keine Zeit verlieren!"

Mit einer Vorahnung, was dieser, ganz außer Raphaels Lebensbahn liegende Weg bedeuten solle, folgte ich ihm, als es dunkel, bis zum Hause, das Raphael für sich und Ghita hatte einrichten lassen. Im Zimmer des Bartolomeo schimmerte eine Lampe und zwei Gestalten bewegten sich schattenartig

auf- und niedergehend. „Es ist jetzt schon Schlafenszeit,“ seufzte Raphael; „eine ungewohnte Stunde zur Beichte: nun vermuthe ich fast, daß Barthel auch weiß, wo man den Most holt. Und sollte ich diese Nacht auf Kieseln schlafen, ich möchte ihn doch nicht stören. Das ist der Lohn so vieler Geißelschläge; er hat lange gedürstet; er mag sich einmal satt trinken; vielleicht seine erste selige Stunde, und ich habe viel Gutes genossen. Gewiß werden die Bilder nun schneller fertig werden!“

Ich verwunderte mich über seinen Gleichmuth bei der Heftigkeit seiner Liebe; er bemerkte nicht, daß er etwas Ungewöhnliches erdulde, sondern hielt übermüthig einen Zitherspieler an, der ihm gegen ein Trinkgeld seine Zither leihen mußte. „Sie haben mich beide nie singen hören,“ sprach er; „ich wage nichts, wenn ich ihnen etwas vorsinge.“ Kaum hatte er ein paar Läufe auf der Zither ausgeführt, so traten die beiden Gestalten ans Fenster, verschränkten traulich ihre Arme und küßten sich. Wir erkannten Beide und Raphael sang:

„Mit dem Dolch rühr' ich die Zither,
Gift ist meiner Stimme Hauchen;
Doch sie tobt, nicht wie Gewitter,
Bebt nicht, wie Vulkanes Rauchen:
Lieblich weiß sich in den Tönen
Zorn und Rache zu versöhnen.

Sinke Schlummer auf Entzückte!
Ach, dies wünschet der Berückte;

Dies Erheben im Vergeben
Kann Verrath Euch nicht erstreben
Und der Liebe, die sich so verklärt,
Wird noch höh're Lust gewährt."

Sie schienen allzuvertieft in einander, um der Worte zu achten, die unten gesungen wurden; nur die bekannte Melodie, nach welcher Raphael sang, reizte ihre Sinne, und er fuhr fort!

„Nur die Lust der Melodieen,
Nicht des Worts verhaltne Schmerzen
Dringen durch der Küsse Glühen;
Denn sie liebt nicht mit dem Herzen.
Ja, ihr geht es, wie dem Kinde,
Ihr verfliegt das Wort im Winde.

Keinem ist die Schönheit eigen,
Allen möchte sie sich zeigen,
So in Worten wie in Werken,
Um durch Beifall sich zu stärken;
Lobst Du sie, so ist sie doppelt schön,
Sie ist nichtig, wenn sie ungesehn."

Nach diesen Worten oder ähnlichen, — denn ich gestehe Euch, daß ich in dergleichen Dingen nicht so genau bin, sondern mich gern der Sachen erinnere, wie sie mir am besten gefallen, — gab er die Zither dem Unbekannten mit einem Trinkgelde zurück, der ihn fragte, ob er eine gute Klinge brauche, er stehe ihm zu Diensten. Raphael sah ihn verwundert an und erkannte seinen Fechtmeister, den er auch früher gemalt hatte. Dieser kühne Mann, er hieß Pan-

tormo, benutzte die Vertraulichkeit, in der er früher mit Raphael gestanden, ihm deutlich zu zeigen, daß er seine Neigung einer Unwürdigen geschenkt habe; zugleich fragte er ihn, ob er nie die Nichte des Kardinals Bibiena gesehen, die dieser ihm gern vermählen wollte. Raphael versicherte ihm, daß er jenen Leichtsinn Ghita's kenne; daß er auch gern die Nichte des Kardinals kennen lernen würde, weil er es nie meide, Frauen zu sehen; daß sie aber, nach des Kardinals Aussage, ihn erst dann vor ihren Augen dulden könne, wenn er sich von allen Andern trennen wolle. In dieser Forderung liege aber etwas Unmögliches für ihn: nämlich Alles, was ihn mit der Welt verbinde, für etwas Unbestimmtes, Unbekanntes aufzugeben. Der Fechtmeister meinte, daß ihm diese Nichte vielleicht nicht so unbekannt sei, als er glaube; vielleicht erinnere er sich ihrer, wenn er jene Klosterkirche betrete, die sich eben eröffne. Raphael fragte ihn lächelnd, ob er ihn für ein Findelkind halte, das der heiligen Mutter ohne Kind dargebracht werden solle. „Habt Ihr diese Kirche nie betreten?" fragte der Fechtmeister; „und doch sind darin mehrere Bilder von Euch aufgestellt." — „Von mir?" fragte Raphael; „das habe ich nie vernommen." Der Fechtmeister versicherte, diese Bilder müßten von seiner Arbeit sein; entschuldigte sich aber, ihn nicht begleiten zu können, weil er dem Kardinal Bibiena am frühen

Morgen einen Maulesel vorreiten müsse, den seine Eminenz ihm zum Zureiten übergeben habe. So schied der Mann, und Raphael sagte, mehr zur Zerstreuung, als in Erwartung eines besondern Fundes, zu mir: „Komm in die Klosterkirche, sie scheint offen; es ist seltsam, daß sie uns so nahe liegt und daß wir sie doch nie besucht haben.“ In Wahrheit aber, war darin nichts Seltsames zu finden, weil Raphael viel zu beschäftigt und ich viel zu faul war, um alle Kirchen zu besuchen. Die kleine Kirche war eben geöffnet, wahrscheinlich um ein neues Bild am Altare einer Seitenkapelle zu befestigen.

Raphael blickte beim Schein der Lichter das emporschwebende Bild an und fragte mich verwundert, ob er das gemalt habe? „Freilich,“ antwortete ich keck; „aber wohl, ehe ich zu Euch gekommen bin.“ „Ich wollte, daß ich es gemalt hätte,“ fuhr er fort, „und ich möchte den Meister kennen; denn freilich habe ich Entwürfe zu diesen Bildern nach den Niederlanden gesendet, um Tapeten der Art wirken zu lassen; aber nie habe ich sie ausgeführt.“ Ich betrachtete jetzt die Bilder genauer und erkannte einen größeren Ernst, aber weniger Lieblichkeit in dem Ausdrucke der Gesichter, als Raphael eigen ist. In der Mitte war das Hauptbild, wie Christus als Gärtner der Magdalena erscheint, diese der Sünde, er dem Tode entrissen, er in fast verklärter Farbe, wie ein Genesener;

sie gleichsam in verstärktem fleischlichen Dasein dargestellt; beide aber Blüthen einer gereinigten Welt. Dem Bilde zu beiden Seiten hing der bethlehemitische Kindermord, und durch den Trost jenes Mittelbildes wurde der Schrecken dieser Todesgewalt gänzlich verwischt. „Hätte Luigi noch seine Augen," sagte Raphael, „so meinte ich, daß der mir diesen Streich spielte, mich in meinem eignen Bilde zu überbieten." Ich fragte einen der Arbeiter nach dem Maler. Er antwortete, eine Malerin, die im Kloster wohne, habe diese und die übrigen Bilder gemalt. Inzwischen war Raphael zum Hauptaltare gegangen. Ich fand ihn da knieend mit abgewandtem Gesichte; er winkte mir und wagte nicht aufzublicken. Ich sah ein Marmorbild mit blauem Gewande bekleidet, das mir vortrefflich schien, ohne doch einen tiefen Eindruck auf mich zu machen. Raphael stand schweigend auf, ergriff meine Hand, drückte sie an sein Herz und führte mich hinaus bis zu dem großen Springbrunnen, wo er sich mit einem frischen Trunke aus seiner hohlen Hand erquickte. Ich bat, daß er mir diese Bewegung erklären möge. „Alles, was ich jugendlich erlebt," rief er erhaben aus, „steht wieder vor meiner Seele! Und das soll Zufall sein, daß mir gerade heute diese Statue als Himmelskönigin vor Augen tritt, der ich in Urbino einst den Ring an den Finger steckte! — Und dieser Finger schien mich zu

warnen, mein großes Werk, die Verklärung, nicht länger auszusetzen, das mir der Kardinal Medizis schon so lange aufgegeben, und vor welchem ich mich immer noch gescheut habe. Der fremde Maler hat meinen Eifer neu erweckt; ich will etwas leisten in seiner Gesinnung!"

Bei diesen Worten setzte er sich auf den Rand des Brunnens und zeichnete sinnend mit seinem Stabe auf der vom Mond beschienenen Wasserfläche. „Es glückt!" sagt er, nach einer Weile voll Begeisterung. „Ich sehe noch die blaue Luft mit dem leichten goldigen Gewölk, wie sie einst über dem Hause der Geliebten standen; sie bildeten mir den Herrn vor mit Moses und Elias, unten aber stand um uns die ganze Erdenwelt, die sich auf ihren verschiedenen Stufen der Annäherung in Zuversicht und Zweifel überhebt." Ich fiel vor ihm auf die Füße und bat ihn, dies Werk selbst auszuführen; seine Schüler wüßten nicht ein solches Gemüth zu fassen; sie würden mit ihrer Farbenwildheit ein so tiefsinniges Werk zerstören. Er streichelte mir die Haare und sagte, „es solle wohl geschehen, wenn ihm der verdammte Ruhm nur Zeit lasse; aber da könne er den Bitten der Leute, die ihm schmeichelten, nicht widerstehen, er übernehme zu viel, auch erscheine ihm die weitläuftigste Arbeit im ersten Feuer der Betrachtung wie ein Spielwerk. Vielleicht kommt noch die Zeit," setzte er hinzu, „daß ich an einem Bilde

ein Paar Wochen malen kann, wie Leonardo da Vinci; nur daß es mir nicht geht, wie dem Luigi, der sich wegen der Untreue seiner Freundin die Augen ausweinte! Wir wollen zu ihm gehen; ich muß ihm von meiner Verklärung erzählen; er schaut Alles mit einer solchen Lebhaftigkeit an, daß jedes Versehen ihm deutlich hervortritt. — „Aber es ist Nacht," entgegnete ich. — „Er weiß es nicht in seiner Blindheit," fuhr Raphael fort, „hat jedermann verboten, ihm etwas vom Sonnenlauf und der Tageszeit zu sagen; so schläft er, wenn ihn die Ermattung zwingt, und meist nur ein paar Stunden."

Ich wünschte Raphael Ruhe zu verschaffen. Allein er wollte nichts davon hören; und so eilten wir die kleine Straße zu Luigi's Gartenwohnung herab. Er kannte unsre Stimmen beim ersten Ruf, öffnete die Thüre durch den Druck einer Feder und begrüßte uns im Zimmer, ohne von seinem Sitze aufzustehen. „Seid willkommen!" rief er; „der Einsame hat sich etwas Neues ausgedacht; er formt sich die Gesichter aus Thonerde, die er gern um sich sähe; da werdet Ihr den Raphael und den Meister Pietro finden, wie sie sonst gewesen." Raphael beschaute sein ähnliches Jugendbild mit Überraschung und sagte: „Jugend und Schönheit haben nur einen Fehler, daß sie vergehen." Luigi fuhr fort: „Das waren liebe Zeiten; da dachten die Leute, was aus mir werden könne,

und wenn ich Dein Antlitz jetzt befühle, Raphael; ich meine, es hätte wohl auch noch mehr aus Dir werden können!"

„Ja wüßt' ein Mensch recht, wer er wär',
Das Sterben würd' ihm gar nicht schwer;
Das Leben ist nur ein Vergessen
Von dem, was wir in uns besessen;
Das Leben ist nur ein Vermählen
Mit dem, was uns will ewig quälen;
Das Leben ist ein Angewöhnen
An das, was uns will ewig höhnen;
Das Leben ist ein Zeitverderben,
Ein seelentödtend Fluchererwerben, —
Ja wüßt' ein Mensch recht, wo er wär',
Er führe heut' noch über's Meer,
Sich neue Welten zu entdecken,
Denn Mond und Sonne sind voll Flecken,
Und diese alte Welt voll Ecken,
Kann blinde Leute leicht erschrecken."

Luigi hatte seine Hände unterdessen auf Raphaels Antlitz gelegt, und sagte ihm, er fühle sich krank an; er sei wieder zu fleißig gewesen. Raphael gab das zu und erzählte ihm von der Verklärung, die er entworfen habe. Luigi ward ganz Ohr, schien Alles vor sich zu sehen, berichtigte die Anordnung, riß einzelne Stellungen auf eine Tafel, sagte aber zuletzt, es sei ein schweres Werk. Mitten in dieser Arbeit wurde er durch den Ruf zweier Frauen gestört, die ängstlich Heilmittel für einen Kranken begehrten. — Raphael fragte ihn, ob er ein Geistlicher geworden, und ihm die letzte Ölung geben wolle. — „Nicht

umsonst,“ antwortete Luigi, „bin ich in meiner Jugend das Genie genannt worden. Seit ein schlechter Arzt mir die kranken Augen ausgestochen, habe ich mich auf Arzneikunde gelegt und habe eine gute Ahnung von den Krankheiten aus der Schärfe meiner übrigen Sinne.“ Nun kramte er nach einigen Mitteln. Während dessen fragte ihn Raphael, ob er nichts von einer geschickten Malerin gehört, die bei den barmherzigen Schwestern wohne. „Wahrscheinlich die Nichte des Kardinals Bibiena,“ antwortete Luigi, und Raphael schwieg verlegen.

Ich ging darauf mit Raphael nach der Villa, wo wir von der Mühe der Nacht, an Seelenfeuer erschöpft, den Tag verschnarchten. Uns weckte der Kardinal Bibiena am Mittag, der sich mit Raphael einschloß. Nachdem jener fortgegangen, berichtete mir Raphael, daß Bartolomeo den dummen Streich gemacht, alles Glück dieser Nacht aus Gewissensangst dem Kardinal zu beichten, und sich auf dessen Rath aus Rom entfernt habe; er setzte zögernd hinzu, daß er ihm versprechen müssen, Ghita zu verlassen; es sei ihm in dem Augenblicke leicht vom Munde gegangen, aber jetzt scheine es ihm unmöglich; von ihrem Brodte lebe er, für ihr Lob arbeite er, er werde ohne ihren Dank der Welt zum Spott, sich selbst zum Überdruß, in Nichtsthun versinken. „Michel Angelo,“ sagte er, „mag sagen, daß die Kunst

seine Geliebte sei, und daß er keiner andern bedürfe, — zu Sibyllen und Propheten steigt man freilich nicht ins Fenster; — wer aber das große Geheimniß der Welt darstellen will, kann sich der Welt nicht verschließen, er darf nicht bei Muskeln und Adern, beim Ausdruck der Extreme stehen bleiben, er muß die Harmonie zwischen Seele und Leib zu erfassen suchen. Mag die Gefahr groß sein und es nur Wenigen gelingen, ohne Schaden für beide zum Ziele zu gelangen; ich kann nicht anders, seit Benedetta mir verloren. Ghita ist immer noch besser, als alle andre, die ich kannte; und ist's ein Wahn, der mich täuscht, so kann ihn der nur lösen, der ihn mir verliehen. Nicht um Eitelkeit und Geld hat sie sich mir ergeben; sie weiß nichts von leerer Sehnsucht und Unzufriedenheit; ihr Dasein ist Genuß, und die Fülle ihrer Liebe zwingt sie zur Verschwendung. Sie läßt Andre mitgenießen; denn wie wenig Zeit kann ich ihr schenken? Sie mischt sich nicht in meine Kunst; aber sie weiß mich zur Kunst aufzumuntern; sie verschleiert mir die Sorgen des täglichen Lebens, sie will mich nicht lenken, ich brauche sie nicht zu beherrschen; bald ist sie meine Seele, bald mein Leib; aber nie will sie Beides zugleich sein: und darum sind wir einander nothwendig. Sie ist der Boden, der mich trägt; mit Benedetta hätte ich fliegen können; aber wer weiß es nicht, daß er nicht immer fliegen kann."

Mit herunterhängendem Unterkiefer hörte ich dieser Herzensergießung zu; ich staunte, weil ich nun deutlich vernommen, daß ihre Untreue ihm längst bekannt war. Er wurde jetzt vertraulicher und berieth sich mit mir, wie ihren kleinen Fehlern vorzubeugen, wie ich ihren Wein heimlich mit Wasser mischen solle, daß sie sich nicht übernehme, oder wie er sich ausdrückte, daß der Wein ihrer Gesundheit nicht schade; auch solle immer nur eine gewisse Zahl von Flaschen vorräthig sein. Das Brettspiel solle ich auch künftig zu verstecken suchen, die Malergesellen nähmen ihr nur das Geld ab; auch solle ich die alten Frauen nicht einlassen, welche ihr gegen Unterpfänder etwas liehen. Zuletzt bat er mich, vor der Welt als ihr Geliebter zu erscheinen; denn er fürchte von dem Kardinal nach dieser Nacht manche ernste Einsprache. Ich fügte mich in Alles, und versprach, meine Kupferstichpresse zwischen dem Zimmer Raphaels und dem der Ghita aufzuschlagen.

Ghita, die viel schlimmere Ahnung ihres Frevels befürchtet hatte, nachdem sie der Kardinal mit Ketten und Banden bedroht hatte, nahm diese kleine häusliche Änderung ohne Widerspruch an; denn sie wußte, daß sie mit mir nach ihrem Gefallen schalten konnte.

In dieser Zeit hatte Raphael den Entwurf seiner Verklärung beendigt. Es war Abend und über den Himmel zog ein vielstraliger verfliegender Stern.

Er rief aus, daß damals, als er Benedetten zum letzten Male gesehen, ein ähnlicher Stern geflogen sei. Gleich benutzte ich dies zu einer artigen Erfindung und sang zur Laute:

Ich sehe ihn wieder
Den lieblichen Stern,
Er winket hernieder,
Er nahte mir gern;
Die Haare ihm fliegen,
Er eilet mir zu!
Das Volk träumt von Kriegen,
Ich träume von Ruh';
Die Andern sich deuten
Was künftig daraus;
Vergangene Zeiten
Mir leuchten in's Haus.

Der Einfall gefiel ihm, und in solcher Stimmung dachte er gern an neue Arbeiten. Es fiel ihm der Auftrag der Mönche in Piacenza ein, eine Madonna mit dem Kinde in himmlischer Erscheinung vor dem heiligen Sixt und der heiligen Barbara zu malen. Nach meiner Gewohnheit legte ich ihm das Reißbrett vor, spitzte den Röthel und strich ihm die Haare glatt, die wie jene Strahlen der Lufterscheinung aufflogen und ein Feuer auf seiner Stirne durchblicken ließen, das wohl dem schützenden St. Elmo-Feuer am Maste verglichen werden kann, wenn der Meersturm aufbraust. Als er länger bei der Arbeit verweilte, schlug ich die Laute im Nebenzimmer, und reichte ihm Eiswasser mit Fruchtsaft zu seiner Erfrischung. Dann

fragte

fragte er mich wohl aus Güte um Rath, und behauptete, ich sähe richtiger, als Maler vom Handwerk, weil ich mich nicht an Schulen und Methoden gebunden hätte. Schüttelte ich mit dem Kopfe, dann ward er erst einen Augenblick sehr böse, und sagte, mir sei nichts recht, er könne sich mit aller Anstrengung abarbeiten, und er verstehe doch auch seine Sache. Dann aber meinte er, ich könne doch wohl recht haben, und weil es gemeiniglich nur auf eine kleine Verzeichnung ankam, probirte er die Stellung oder das Gewand gleich an mir selbst, zu welchem Behuf ich so eingeübt war, meine Kleider abzustreifen und zu ändern, Gewänder anzulegen, als ob ich die Komödie Calandra des schielenden Kardinals Bibiena, zu der er mich auch benutzt hatte, jeden Augenblick mit einem neuen langweiligen Aufzuge bereichern wolle. Was könnte ich Euch von dieser verdammten Komödiengeschichte erzählen, zu der unser Raphael erniedrigt wurde, Theaterverzierungen und Kleider zu zeichnen, weil die Gelehrten behaupteten, das sei die erste rechte, wahre und regelmäßige Komödie. Ich erwähne es aber nur, um zu sagen, wie Raphael sich allem hingab, und fahre fort zu berichten, wie es bei großen Werken zuging. Wo meine Gestalt zu Modellen nicht passen wollte, — Ihr wißt, ich bin etwas derb und untersetzt, und tauge weder zu einem Apoll, noch zu einem Heiligen, — da mußte ich ihm aus meiner

Familie etwas aussuchen, deren werthe Glieder sämmtlich lieber müßig standen, als arbeiteten, und immer mehr werth waren, als der mit Draht verbundene Knochenmann, den Michel Angelo sich zurecht stellte. Raphael sagte dann wohl verwundert: „Hat so ein Galgenvogel auch schon dreimal auf der Galeere gesessen, es hat doch Gottes Abglanz in seinem Gesichte nicht ganz verlöschen können; und der beste Mensch kann nicht erdenken, was sich vom schlechtesten Menschen absehen läßt; denn da scheidet sich vor dem Auge des Künstlers die unendliche Bestimmung des Menschen, die auch in seinem Äußern ausgeprägt ist, von der Unbestimmtheit und Hemmung, in welcher er von Gottes Wegen abirrte." — Ich hatte ihm also zum heiligen Sixt und zur Barbara Modelle geschafft, um jenes Bild, welches man nach Piacenza verlangte, durchzuarbeiten, und hatte eben mit einigen Händen voll Kastanien und einiger Münze meinen alten Großvater und meine Schwägerin abgelohnt, als ich ihn fragte, ob ich das Modell zur heiligen Mutter eintreten lassen solle. „Es ist nicht nöthig," sagte er mit einer Rührung, zu der ihm sonst bei der Arbeit die Zeit fehlte; „das Beste ist der Feind des Guten, und die Beste, wie sie Morgens aus ihrem Hofe liebevoll in die Welt blickte, ist mir, seit ich das Marmorbild wieder gesehen, so gegenwärtig, daß ich an nichts Andres denken kann! Nie

war sie herrlicher, als wenn sie Morgens in ihrem leichten Gewande hervortrat; sie ging nicht, sie schwebte in ihrem Morgengewande, und ihre himmlischen Glieder herrschten über jede Schranke der Gewohnheit." „Aber," fragte ich verwundert: „war sie denn damals schon so vollendet in ihrem ganzen Wesen, wie Ihr sie auf's Brett gezeichnet habt?" — Raphael stützte die Hand unter sein Kinn, sah in die Luft und rief: „Gewiß, so müßte sie jetzt aussehen, wenn sie noch lebte!" — „O könnte ich sie Euch wiederbringen," rief ich, „ich liefe mich nach ihr zu tode." — Raphael fuhr auf und ging finster umher; dann sagte er: „Ich vermöchte es nicht, ihren Anblick zu ertragen; auch ich war einmal ein guter Engel; aber nur so lange ihre Nähe mich bewahrte. Nur im Bilde kann ich sie jetzt ertragen, und es geht mir, wie der Welt bei allen den Bildern voll wunderbarer Begebenheiten: sollten wir sie erleben, wir Schwachen wendeten alle den Kopf weg, wie jener auf meiner Verklärung. — Dies Antlitz ist wahrlich lieblich, gedankenvoll sinnend, — der Herr verzeihe mir, wenn ich frevle: ich meine, Gott könne dem Flehen eines solchen Antlitzes nicht widerstehen; ja ich meine, es sei die wahre Fürsprecherin. Aber sollte ich diesen Kopf immer malen, ich ertrüge es nicht; und darum erfreuen mich manchmal verkehrte Aufträge, denn sie erfrischen mich. Mein Vater in seiner göttlichen Ruhe

konnte das, immer nach einer Richtung fortarbeiten; ihm hätte ich allein folgen sollen; allein von ihm getragen, wär' ich zu einer Höhe gelangt, wo nur ein ganz reiner Mensch hätte bestehen können. Das Urtheil der Welt, die Versuchung zum Bösen traten zu mir; ich wollte auch wie dieser und jener malen; ich fühlte, daß ich dies auch erreichen könnte: so blieb ich nicht mehr ganz Raphael; eine Hand gab ich nur meinem Schutzheiligen, die andre reichte ich manchem Unheiligen dar. Nun ist's zu spät!" — Ich umfaßte seine Kniee; ich flehte ihn an, diese traurige Ahnung von sich abzuwälzen, die ihm endlich erdrücken müsse. Selbst zu einem Heiligen, meinte ich, habe er noch genug Stoff in sich; er habe noch Zeit, zum Kreuzwege zurück zu gehen, wo sich die Wege trennen. — „Ich bin zum Brodte gewöhnt," antwortet er, „zum Brodte der Ghita; das führt mich ab vom Brodte des Lebens, und ich folge ihr, wie ein Fisch an der Angel. Ich will den Schmerz und die Lust dulden; in meinen Werken soll die Welt nichts davon ahnen; ich will ihr übergeben, was gut in mir blieb."

Nach dieser Erkärung war es mir um so befremdender, daß die unschicklichen Bilder aus der Göttergeschichte in dem neu eingerichteten Schlafzimmer, wo ich, als scheinbarer Verehrer von Ghita, jetzt selbst mit meiner Druckerpresse eingezogen war, fortrückten und ganz unleugbar Raphaels Pinsel zeigten; er

mochte immerhin sagen, daß die Affengestalt sie male. Noch seltsamer war es mir, daß ich Nachts daran gemalt sah, ohne daß ich von irgend einem Geräusche geweckt worden, obgleich ich seit früher Jugend bei gesundem Schlafe, doch sehr leicht zu erwecken war. Wohl hatte ich Diebe gekannt, die wachsame Hunde durch ihren Anhauch schlaftrunken machen konnten; und da kam ich auf die Vermuthung, daß Ähnliches mir geschehn. Noch ein andres Ereigniß trieb mich zur Aufmerksamkeit. Niemand, als ich, konnte Keller und Vorrathskammer öffnen, — es lag ein sehr künstliches Geheimniß in den Schlössern, — und doch wurden Nachts diese Schlösser geöffnet und verschlossen, und Wein und Speisen fehlten dann Morgens. Ich wollte also wachen, ich hielt mich wach; als aber Ghita im Nebenzimmer sich mit zwei alten Frauen, wie sie behauptete, mit ihren Spindeln niedersetzte, schlief ich ein, und aller Vorsatz zu wachen half nichts. So wäre es vielleicht immer zugegangen, ohne daß ich hinter den Vorhang hätte schauen dürfen; aber da kam uns die Blindheit des Luigi in einer Nacht zu Hülfe. Er hatte von einem kranken deutschen Maler ein Geschenk des berühmten Albrecht Dürer an Raphael zu bestellen übernommen, das Dürer selbst in bunten Farben auf Pergament sehr zierlich darstellte, und hinter ihm die Stadt Nürnberg. Luigi wußte nicht, ob es Nacht oder Tag war, und da er

die Hausthüre Raphaels offen fand, aus der Ghita zu einem Geliebten entwichen, stieg er die Treppe hinauf, zu der auch ich nachtwandelnd mit dem Kellerschlüssel hinanstieg. Er faßte mich zutraulich an, und ermunterte mich dadurch; ich glaubte, als ich erwachte, daß ich von Sinnen sei, und suchte vergebens durch Besinnen herauszubringen, wie ich in diesen Zustand gekommen. Er konnte meine Verwunderung nicht begreifen, und fragte nach Raphael, der ihm diese Seltsamkeit aufklären sollte. So kam er, ohne daß ich ihn führte, in das zum Schlafen ehemals bestimmte Zimmer, in welchem der Affe seine Malerkunst geübt hatte. Mit Staunen sah ich Raphael auf meinem Bette im rothen Mantel liegen, den sogenannten Affen aber neben einer hellen Lampe eifrig malen, und zwar in der Kleidung eines Bäckers, die Ärmel aufgestreift und ganz mit Mehl bedeckt. Im Nebenzimmer sah ich neben der verlassenen Spindel Ghita's den eingekneteten Teig, der sich mächtig dehnte. Ich hielt Luigi zurück, daß er nicht laut wurde. Mit geschloßnem Auge schien Raphael Alles zu sehen, was die Affengestalt machte, und kommandirte wie ein Feldhauptmann. „Am rechten Beine," rief er, „mehr Weiß; mehr Roth in den Schatten!" Der Automat führte Alles genau aus, es war etwas von Raphael in seinem Pinsel. Ich berichtete dem Luigi Alles leise ins Ohr, und als er von der Spindel im Ne-

benzimmer hörte, versicherte er mir, daß er nun Alles einsehe und bat mich gleich, nur den Faden von der Spindel zu zerreißen. Das that ich, der sogenannte Affe warf die Palette und den Malerstock weg und sprang furchtsam in sein Winkelchen. Raphael veränderte seine Lage im Bette nicht. Luigi trat zu ihm mit einem Gruße aus frühen Jahren, der ungefähr so viel bedeutete wie: Die Morgenstund' hat Gold im Mund'. Raphael erwachte, freute sich seiner seltenen Nähe, klagte aber, daß er von einem Traume sich gequält fühle, als ob er eine ganze Heerde Affen, die sich für seine Schüler ausgegeben, unterrichtet habe. Luigi meinte, es könne wohl wahr werden, und überreichte ihm das Dürersche Bild mit der Erzählung, wie es ihm durch einen kranken Deutschen übergeben worden, der sich Bäbe nenne und aus Nürnberg gebürtig, ein Neffe des berühmten Dürer sei. „Ach mein Bruder," rief der sogenannte Affe im Winkel. Der Schmerz erpreßte dem bisher Stummen diese deutschen Worte, deren Sinn ich nur allein verstand, weil ich von zwei Schülern des Mark Anton diese schwere Sprache durch Übung ziemlich erlernt hatte. „Du kannst sprechen," sagte ich auf Deutsch zu ihm; „gestehe sogleich, wer Du bist!" Ich schleppte ihn hervor und brachte ihn zu dem Tische, wo das zierliche Bildniß Dürers in Wasserfarben, hinter ihm die Stadt Nürnberg aufgerollt lag. Als

er dies Bild gesehen, öffneten sich seine Augen wie Schleusen; er klammerte sich an Raphael an und fing an eben so entsetzlich viel zu schwatzen, als er bisher stumm gewesen. Euch wird ein Auszug genug sein, der alle seine Lebensumstände enthält: Bäbe, berichtete er, heißt mein Bruder, Bäbe hieß mein Vater, Bäbe heiße ich; wir sind alle Bäcker von Geburt und durch unsern Oheim mütterlicher Seite, durch den großen Dürer, zur Malerprofession erst später angeleitet worden. Seht da, auf dem Bilde das Haus, wo ich geboren; der hohe Schornstein geht aus der Backstube heraus. Mein Vater und meine Mutter sind von großer Leibesbeschaffenheit; ich wäre es auch geworden, wenn ich nicht von meiner Mutter, einmal aus Versehen auf den Backofen statt in die Wiege gelegt worden wäre. Dadurch erhielt ich meine kleine, etwas unansehnliche Leibesbeschaffenheit, bei einem Geiste, der allem Großen nachstrebte. — Ghita's Schönheit machte mich zu ihrem Gefangnen, als ich der Malerei wegen, nach den Proben, die ich von Raphael bei Meister Dürer gesehen, Italien besuchte. Als Maler fand ich bei ihr keinen Eingang, wohl aber als Bäcker, als ich ihr die Künste meines Vaters in köstlichen Backwerken vormachte, die allgemeinen Beifall erhielten. Sie beschloß mich deswegen zu heirathen; doch unter der Bedingung, daß ich nicht als Mann, sondern als ihr

stummer Diener und Gehülfe in ihrem Hause leben, sie auch nie in ihrer Lebensweise stören dürfe. Dem armen verbackenen Bäbe war dies ein Glück, da er ohne äußere Hülfsmittel, bei seiner körperlichen Beschaffenheit und einem seltnen Unvermögen, das Italienische sprechen zu lernen, in Italien schwerlich sein Fortkommen gefunden hätte. Aber noch mehr; durch Ghita's Verbindung mit Raphael wurde mir auch das Glück zu Theil, von ihm zu lernen, und mit ihm zu malen. Nun flehe ich Euch an, stört den armen Bäbe nicht in seinem Glück; verrathet nicht an Ghita, daß er geplaudert hat, schützet ihn, wenn sie es durch ihre Kunst erfährt.

Kaum hatte er seinen Bericht geendet, so trat Ghita, die nichts von dem Vorgange ahnete, glänzend geschmückt, doch mit zerstreuten Locken und müden Augen in's Zimmer. Nur einen Augenblick schien sie betroffen; dann mußte sie ohne Maaß und Anstand über die Gesellschaft lachen. Raphael lachte gleich mit; er schien bei ihrem Anblicke allen Zorn vergessen zu haben; vielmehr setzte er sich die Brille auf, um sie recht genau zu betrachten. Luigi konnte seine Vorwürfe wegen der Zauberspindel nicht unterdrücken, die mich und Raphael zu Nachtwandlern gemacht, und daß sie ihren Eheherrn gleich einem Affen in ihrem Hause behandelt habe. Ghita ant-

wortete drohend: „Er hat geplaudert, und so sind wir geschieden! Nur Güte war es von mir, daß ich so lange ein so unleidliches Geschöpf in meiner Nähe geduldet.“ Bäbe wollte sich erst zornig anstellen, sprang ihr aber dann wieder mit einem komischen Sprunge um den Hals, und schwur, daß er nicht von ihr lassen könne, auch wenn sie ihn für ein noch viel fataleres Thier ausgegeben hätte. Luigi erkannte wohl, daß Raphael keines ernsten Schrittes zu seiner Rettung fähig sei; er ging fort, was Raphael auch dagegen einwenden mochte. Unter diesen Umständen hielt ich es für rathsam, meinen Frieden mit der reizenden Zauberin ebenfalls abzuschließen, und fragte, ob sie nicht irgend einer Erfrischung nach so unruhiger Nacht bedürfe. Als sie mit dem Kopfe mir freundlich nickte, deckte ich ein Tischtuch über Dürers Zeichnung und trug herbei was ich, in meinem Nachtwandeln gestört, hatte stehen lassen, eine Reihe Fläschen, eine Wachtelpastete und eingemachte Früchte. Raphael füllte die Gläser, rief ein Lebehoch aus, allem Liebeszauber und Ghita sang ein Lied mit ihrer vollen und bequemen Stimme, ungefähr folgenden Inhalts:

Klagt ihr Maler, die mich küßten,
Vor dem geistlichen Gericht,
Daß ich zaubre; allen Christen
Zeige ich mein Angesicht,

Das Ihr zaubernd habt gemalet
Und erhöhet zum Altar;
Reichlich ward es Euch bezahlet,
Wunder wirkt's das ganze Jahr.

Gönnt mir auch die Zaubereien,
Zaubert nicht allein ihr Herrn;
In den ersten Liebeleien
Duldetet Ihr Zaubern gern,
Rühmtet es als Gnadensegen,
Als der Schönheit Eigenthum,
Zoget Pinsel, zoget Degen,
Froh zu schützen meinen Ruhm.

Wie, Ihr wollt mich fast enthaupten,
Mich versenken tief in's Meer,
Die mich um mein Bild beraubten —?
Denn nun schein' ich Euch so leer, —
Lästig scheinet Euch der Faden,
Der Euch fleißig Nachts umspann?
Hat Euch neue Lust geladen,
Klaget Ihr mich darum an?

Jede Frau ist eine Hexe;
Doch in erster Frühlingszeit
Glänzen lieblich die Gewächse,
Die Ihr dann als Gift verschreit;
Und die Küsse sind vergessen,
Ist ihr Zauber winterkalt;
Von dem Teufel scheint besessen,
Was sonst Amors Allgewalt.

Raphael und Bäbe baten zu gleicher Zeit um Vergebung; mir aber schauderte, denn ich glaubte wirklich einige Augenblicke Ghita in einen schwarzen Bock verwandelt zu sehen, während Raphael sie lieb-

kosend begütigte und Bäbe zu ihren Füßen vor ihr kniete. Ich wurde fortgeschickt.

Am Morgen schien es, als ob Nachts gar nichts vorgefallen sei; Alles ging seinen gewohnten Gang. Ich merkte, daß Raphael jede Erinnerung dieser Ereignisse durch Anstrengung bei seiner Arbeit vergessen wollte. Aber Luigi hatte sich bei der Sache nicht beruhigt, sondern Alles dem Kardinal Bibiena vorgetragen. Dieser ließ Raphael unter dem Vorwande, daß er kränklich sei, ersuchen, die Madonna mit dem heiligen Sixtus in sein Haus zu schicken, um sie dort zu beendigen. Raphael mußte diese Bitte gewähren, und rief in einem mir fremdartigen Überdrusse dem Bilde nach: „O Savanarola, wie oft habe ich Deiner gespottet, daß Du die Florentiner durch Strafreden dahin brachtest, ihre schönsten Bilder auf einem Scheiterhaufen am Markte zu verbrennen! Könnte ich nur auch ein solches Feuer mit allen meinen sündlichen Werken entzünden, das mich und die Welt zu reinigen vermöchte; aber sie gehören mir nicht mehr, und mit allem Fleiße könnte ich nicht mehr so viel verdienen, um sie zurück zu kaufen, und sie zu vernichten. Doch dies Eine würde ich vor dem Feuer bewahren!

Raphael kam Abends bleich und entstellt nach Hause, und was mich entsetzte, ich fand sein Haupthaar, das ich Abends durchzukämmen pflegte, ehe ich

es in ein seidnes Netz steckte, — dies schöne braunschwarze Haupthaar fand ich zur Hälfte gebleicht. Er sagte mir mit leiser Stimme; „Ich habe zwei Söhne, denk Dir mein Glück. Ich habe sie heute gemalt, ohne es zu wissen." — Mir fiel, wahrscheinlich bei den weißen Haaren und bei den Kindern, die Prophezeihung wegen seines Todes ein; ich zitterte und sucht' es zu verbergen. Er fuhr fort: „Du bist verwundert! Ja, herrliche Knaben sind es; Du kannst sie sehen auf dem Bilde der Madonna mit dem heiligen Sixtus; unten, wo mich der leere Raum ärgerte, da stehen sie übergelehnt hinaufblickend mit bunten Flügeln. Ich fand sie vor dem Bilde; sie riefen meine Jungfrau als Mutter an, und blickten gerade so über eine Stuhllehne. Ich kannte sie nicht, aber sie gehörten zum Bilde; ich malte sie mit einem Hauche. Als ich mit dem Untermalen fertig, trat der Kandinal ein, schien verlegen und schickte die Kinder fort; dann fragte er, ob ich wünsche, daß dies meine Kinder wären. Ich antwortete, daß es mich glücklich machen würde. Er wurde ernst, wandte mich seitwärts um, und sprach: — Es sind Deine Kinder; nimm sie an aus der Hand, die sie erhalten. — Ich blicke hin, und wie eine Erscheinung steht da das Vorbild meines Bildes der Himmlischen; aber wie ein Geist neben dem Körper, und an ihrem Finger glänzt jener entscheidende Ring, den Benedetta von der Statue erhielt. Sie

führt mir die Kinder zu, sie zeigt mir den Ring; es ist Benedetta, — kaum kann ich's vor Herzklopfen erzählen! Der Kardinal erinnert mich an mein Versprechen, sein Nichte zu heirathen, und stellt mir Benedetta als seine Nichte vor. Was kann ich thun; ich sage ihr, daß sie den Ring besitze; sie möge die Hand annehmen. Sie bittet mich, nichts zu übereilen, sie sei auf ewig mir verbunden durch den Ring, wie durch ihre Gesinnung; aber sie zweifle, ob auch ich ihr schon verbunden seyn könne. Sie eröffnete mir, diese Kinder seien von Ghita geboren, und durch eine Alte eben jener heiligen Mutter ohne Kind in die Arme gelegt, die ihr Oheim, der Kardinal, wegen ihrer Verehrung gegen dieselbe, schon in früherer Zeit, ehe er noch Kardinal gewesen, aus Urbino nach Rom habe bringen und in jener neuen Kirche der barmherzigen Schwestern aufstellen lassen. Es sei, erfuhr ich nun, dieselbe, die damals Benedetten den Ring gegönnt hatte; Andächtige hatten sie seitdem geschmückt, und Benedetta die ihr geweihte Kirche mit Gemälden nach meiner Erfindung." — Wunderbar, sprach ich zu Raphael; hatten wir doch ganz wieder jenes Marmorbild und alle diese Bilder vergessen! — „Ich nicht," erwiederte Raphael; „denn ich hatte gesehen, wie sie nach mir die Teller gemalt hatte; — aber ich scheute mich vor der Aufklärung. Nun war Alles in wenig Augenblicken klar; nur ihr Entschluß zur

Vermählung mit mir fehlte; obgleich ihr der Oheim vorhielt, daß sie, blos wegen der Neigung, die sie zu mir gehegt, den Schleier nicht angenommen habe. Er erinnerte sie daran, wie sie mein Haus, gleich einem Schutzgeist, umgeben, und täglich für mich gebetet und geweint habe. Sie aber blieb ruhig bei ihrem Sinne: ihr sei es nur Pflicht, das Band der Sünde zu trennen, das mich mit einer Gottlosen verbinde; weiter denke sie nicht. Mir war durch Alles, was ich vernommen, der Schleier zerrissen; ich erkannte das Brod des Verderbens, das mich von dem Brodte der Gnade zurückgehalten; ich sank bewußtlos zu Benedettens Füßen hin. Ein langer schwerer Traum überfiel mich. Ich glaubte mich in diesem Traume vermählt mit Benedetta; sie stand göttlich rein neben mir, und das war mein Fegfeuer. Sie war über irdische Lust erhaben; sie ragte wie ein Schneeberg über mich hinaus; keine Erfindung glaubte ich ihrer Größe werth; die Kunst schwand mit allem Reiz; Böses und Gutes blieb mir gleich fern. Mich ergriff eine Sehnsucht nach der Sünde, um die empfundene Leere zu füllen; ich glaubte mich in die Tiber zu stürzen, — als ich erwachte. Ich fand, daß ich nur ein paar Stunden in dem Zustande zugebracht, der mir viele Jahre gedauert zu haben schien. Luigi's stärkende Arzneien hatten mich wieder belebt; aber ich sehnte mich stärker, als je, nach Ghita's stärkendem

Kusse; ich fürchte, daß diese Gewalt nur mit dem Leben von mir ablassen werde!" — In diesem Augenblicke rief Ghita Raphaels Namen mit großer Ängstlichkeit aus dem Nebenzimmer. Ich fürchtete, daß sie uns belauscht, und zweifelte nicht, daß Raphael ihren Ruf nicht mehr beachten werde. Aber in ihm schienen bei dem Rufe alle gute Vorsätze verwischt. Er sprach, daß er doch sehen müsse, warum sie so ängstlich rufe; aber ich hielt ihn fest. Sie rief zum zweiten und dritten Male. Er wollte sich losreißen; aber ich war stärker. Er wünschte mich zu allen Teufeln, und sagte, es könne im Nebenzimmer ein Unglück geschehen. Da fiel mir das Bekreuzigen und Beschwören ein, wie es mein Vetter, der Kapuziner, mit seltsamen Worten zu treiben pflegte. Der Teufel verstand sie besser als ich; Raphael ergab sich und blieb. Der Teufel aber suchte mich zu stören. Es tobte ein Wirbelwind draußen, und warf den Regen gegen die Scheiben; er kam wie ein langer grauer Mann mit Wasserhosen, die er in der Tiber angezogen, mit einer rothen Zunge, die er gen Himmel streckte, auf das Haus zu, und schlüpfte dann, wie eine kleine Fledermaus, durch die zerbrochene Scheibe. Ich fürchte dieses Thier, daß ich davor zittre; dies Mal aber behielt ich den Muth und nagelte es mit meinem Messer durch einen Flügel an die Thür fest, und tauchte es dann in ein Gefäß voll

Firniß, worin es den Geist aufgab. Ich kann es Euch als Beleg der Wahrheit meiner Erzählung noch jetzt vorzeigen, und mir wohl den Ruhm beilegen, den Teufel aus der Welt vertilgt zu haben, so daß seitdem auch wenig mehr von ihm die Rede gewesen. Mögen die Herren Naturforscher behaupten, es sei eine gewöhnliche Fledermaus, wie es deren noch unzählige giebt, gewesen; ich weiß, was ich weiß und wie sie sich vor mir verwandelte!

Während dieses Gefechts mit dem Teufel war Benedetta mit Luigi und einem Geistlichen eingetreten. Ich hatte sie gleich aus den Gemälden erkannt, überließ ihr den verehrten Meister, und ließ mich in meinem Kriegszuge gegen den Teufel um so weniger stören.

Der Geistliche mußte sich, auf Raphaels Bitte, der sich sehr schwach fühlte, nach Ghita umschauen. Er fand sie von dem zornigen Bäbe fast umgebracht, weil sie ihn, zur Strafe seiner Schwatzhaftigkeit, in den heißen Ofen hatte einsperren wollen. Nun war er glücklich durch das Fenster entkommen, obgleich er eine große Mappe voll Raphaelischer Zeichnungen mit sich fort getragen, die ich späterhin in Deutschland mit großen Geldsummen bezahlen sah. Luigi flößte unterdessen unserm Raphael stärkende Mittel ein, während Benedetta zu seinen Füßen für ihn auf den Knieen betete. Was sie weiter mit ihm vor-

genommen haben, kann ich nicht berichten; denn der Geistliche, der meine Tapferkeit gegen den Teufel mit großer Verwunderung bemerkt hatte, vertraute mir Ghita an, damit ich sie ungesäumt zu den barmherzigen Schwestern bringen möchte, um ihren verwundeten Leib und ihre noch kränkere Seele zu heilen. Als ich aber wieder kam, fand ich Luigi an Raphaels Bette in großem Streite mit Meister Galeno, dem Leibarzte des Papstes, den dieser zur Erhaltung seines Raphaels gesendet hatte, ohne zu ahnen, daß es sein Verderben wäre. Ich hörte wohl, daß Galeno zu den Ärzten gehörte, die Alles bis zu einem gewissen Grade versuchen, und dann zum Entgegengesetzten übergehen. So hatte er die stärkende Arznei Luigi's sehr gelobt, dann aber Aderlässe und schwächende Mittel verordnet. Als dies Luigi nicht dulden wollte, so hatte sich Galeno ereifert, wie Luigi die Artigkeit nicht erwiedere, die er gegen seine Verordnungen zu erkennen gegeben. Benedetta war in tiefsinnigen Betrachtungen über die Thorheit der Menschen versunken, die über das Heil ihres Leibes sich vielfach berathen und dem Heil der Seele kaum einige Augenblicke schenken. Raphael bat Luigi, dem gelehrten Galeno, wie er selbst, zu vertrauen. Zwar wollte erst Luigi sich nicht beschwichtigen lassen; aber was konnte er, ein armer Blinder, gegen Galeno ausrichten, der zu sehen glaubte, den große

Achtung bei hohen Herrschaften gleichsam zu ihres Gleichen gemacht hatte. Luigi befühlte nur noch Raphaels Kopf und sprach: „Ich will ihn mir bewahren, wenn Alle ihn zerstören.“ Er ging, von seinem treuen Hunde geleitet, fort, um ihn gleich zu modelliren; und sein Bild ist das ähnlichste aus Raphaels letzten Tagen geblieben.

Gegen Galeno's Versicherung stieg Raphael's Fieber mit jeder Stunde. Noch ein Mal glaubte er sich genesen und malte an der Verklärung; dann versank seine Kraft. Er ließ sich einmal einen Spiegel von mir reichen und verwunderte sich über seine weißen Haare, zeigte auf die Kinder, die ihn umgaben, und erinnerte an die Wahrsagerin. Nachher schien er die Kunde von dem zu verlieren, was ihn umgab; aus seinen Reden schlossen wir, daß er im Geiste bei den Leiden des Herrn zu Jerusalem gegenwärtig zu sein glaubte. Er berichtete Alles, was in der Bibel steht, und Vieles, was sich sehr wohl damit verbinden ließ, und durch seine Wahrheit uns zum Glauben verpflichtete. Endlich glaubte er, an der Seite des Herrn, gleiche Strafe zu leiden, weil er den Ruhm aller Maler vor ihm in der Welt verdunkelt habe, und empfing, als es dunkelte, die trostreichen Worte des Herrn, daß er mit ihm im Paradiese sein werde.

So starb Raphael im siebenunddreißigsten Jahre seines Lebens, 1520 nach Christi Geburt, an demselben

Tage, der ihn geboren; am Charfreitage. Wie wir seine Leiche ausstellten, mit der Verklärung, als seiner letzten Arbeit, das habt Ihr gesehen. Rom starb für einige Stunden aus, um einem Todten seine Trauer zu bezeugen; und die Künstler wanderten zu seinem Grabe, wie die Sünder zu den Gräbern der Heiligen, daß seine Kraft über sie komme. Aber nur Benedetta erreichte zuweilen in der Einsamkeit des Klosters, wonach jene im Geräusche der Welt vergebens strebten, daß sein Geist ihr in heiligen Bildern beistand, von denen jetzt, nach ihrem Hinscheiden, gar manche als Arbeiten Raphaels verkauft werden.

Die beiden Knaben Raphaels sind früh in den geistlichen Stand getreten.

Für mich war durch Raphaels letzten Willen reichlich gesorgt, da er mir einen großen Theil der Kupferplatten und Abdrücke, die sein Eigenthum waren, obgleich sie Mark Anton gestochen, vermachte. Dafür verbreite ich auch seinen Ruhm in allen Landen, wohin ich des Verkaufes wegen reise. Was könnte ich Besseres thun auf Erden? Es bringt mir Nutzen, ihm Ehre, und ist noch obendrein die Wahrheit.

Nach dieser Schilderung aus Raphaels Leben wird es Euch nicht schwer werden, einzusehen, was mit Anstand in der Gesellschaft von Kennern über Raphael gesagt werden kann. Sie werden erstaunen

nen über die Geheimnisse, welche Ihr von ihm wißt. Nun gehe ich dazu über, Euch in einzelnen Pinselstrichen zu zeigen, was eigentlich in dieses herrlichen Meisters Leben und Werken zu loben und zu tadeln sei.

(Hier brechen wir unsere Mittheilungen ab; da dergleichen Beurtheilungen hinlänglich vorhanden sind.)

Staatliche Bibliothek Bamberg

Berlin, gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arnim, Achim <<von>>, / Grimm, Wilhelm, / Brentano, Clemens,

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke

Bd.: 9

1841

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.817(9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413441-0